

**Antiquarisches Wissen im Werden.  
Eine Konstellation um Leibniz im frühen 18. Jahrhundert**

**Dissertation  
zur Erlangung des akademischen Grades  
eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.)**

**der Philosophischen Fakultät  
der Universität Erfurt**

**vorgelegt von Robert Ferdinand Heindl  
aus München**

**Erfurt 2018**

## **URN Nummer**

urn:nbn:de:gbv:547-202000323

## **Gutachten**

Erstes Gutachten: Prof. Dr. Martin Mulsow (Universität Erfurt)

Zweites Gutachten: Prof. Dr. Helmut Zedelmaier (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg)

Datum der Promotion: 7.11.2018

## **Dank**

Zuvorderst ein herzliches Dankeschön an Prof. Dr. Martin Mulsow für seine Großzügigkeit, sein Verständnis und die Unterstützung, die er für diese Arbeit aufgebracht hat.

Darüber hinaus möchte ich auch Herrn Prof. Dr. Helmut Zedelmaier meinen Dank dafür aussprechen, dass er die Zweitbetreuung der vorliegenden Dissertation übernommen hat.

Meine Eltern haben das Projekt der Doktorarbeit mit allen ideellen, aber auch finanziellen Mitteln gefördert – vielen Dank Euch dafür.

Zu guter Letzt möchte ich meiner Frau Marion danken für ihre unablässige Energie, ihren Zuspruch und die Hilfestellung in formalen Belangen, mit der sie zum Abschluss dieser Arbeit beigetragen hat.

## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
1.1 Konstellationsforschung .....	5
1.1.1 Konstellationsforschung als philosophiegeschichtliche Methode.....	5
1.1.2 Konstellationsforschung und die historische Anthropologie von Wissen.....	11
1.1.3 Antiquarische Themenkomplexe als Denkräume.....	15
1.2. Theoretische Problemlagen des Denkraums zu sprachwissenschaftlichen Fragen innerhalb der biblischen Frühgeschichte .....	17
1.2.1 Antiquarianismus, Biblischer Antiquarianismus und skeptizistische Krise.....	17
1.2.2 Sprachwissenschaft des 17. Jahrhundert im alttestamentarischen Kontext.....	23
1.3 Die Konstellation um Leibniz, Cuper und La Croze .....	27
1.3.1. Gottfried Wilhelm Leibniz – Biographie und Überlieferungslage.....	27
1.3.2 Gisbert Cuper – Biographie und Überlieferungslage.....	29
1.3.3 Mathurin Veyssière de la Croze – Biographie und Überlieferungslage.....	30
1.3.4 Praktische Motivationslagen: Gemeinsame antiquarische und sprachwissenschaftliche Interessen und Gelehrtennetzwerke der untersuchten Konstellation.....	32
1.3.5 Praktische Motivationslagen: Die Regeln einer vertrauensbasierten Kommunikation innerhalb der antiquarischen Themenkomplexe.....	38
2. Antiquarischer Themenkomplex 1 von 1708-1710: Persepolis und das Rätsel der Keilschrift.....	43
2.1 Die keilförmigen Schriftzeichen von Persepolis .....	43
2.2 Architektur und Gründungsgeschichte von Persepolis .....	56
2.3 Neue Bilder der Ruinen von Cornelis de Bruijn.....	64
2.4 Eine Inschrift aus Palmyra in palmyrenisch-aramäischer und griechischer Schrift....	73
2.5 Inschriften aus Palmyra und Naksh-i-Rustam.....	79
2.6 Zusammenhänge zwischen den Schriftzeichen aus Persepolis, Naksh-i-Rustam und Palmyra.....	89
2.7 Die Entstehung der alphabetischen Schrift im biblischen Kontext.....	101
3. Antiquarischer Themenkomplex 2 von 1708-1710: Sibirische Grabfunde und altchinesische Schriftzeichen .....	112
3.1 Der hieroglyphische Charakter altchinesischer Schriftzeichen.....	113
3.2 Witsens chinesischer Spiegel aus Sibirien.....	125
3.3 Interpretationen der Inschrift auf dem Spiegel.....	139
3.4 Witsens Noord een Oost Tartarye, Elefantenknochen und die Sintflut .....	156
3.5 Die Kelto-Skythische Ursprache als Ursprung der Sprache.....	165
4. Fazit.....	173
4.1 Argumentation Gottfried Wilhelm Leibniz .....	174
4.2 Argumentation Gisbert Cuper .....	179
4.3 Argumentation Mathurin Veyssière de la Croze.....	182
4.4 Die drei Standpunkte im Kontext der Frühaufklärung um 1700.....	184

4.5 Topographien der Gelehrtenrepublik – die Konstellationsforschung und neuere digitale Ansätze in den Geisteswissenschaften.....	190
5. Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis.....	195
5.1 Ungedruckte Quellen.....	195
5.2 Gedruckte Quellen.....	196
5.3 Monografien.....	204
5.4 Sammelbände.....	214
5.5 Beiträge aus Sammelbänden und Zeitschriftenartikel.....	219
5.6 Vorträge, Lexikoneinträge und Webseiten.....	228
5.7 Abbildungsverzeichnis.....	230

## 1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit behandelt frühneuzeitliche Briefwechsel der drei Gelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz, Gisbert Cuper und Mathurin Veyssière de la Croze in den Jahren zwischen 1708 und 1711. Die drei Gelehrten korrespondierten in diesen Jahren besonders intensiv zu verschiedenen antiquarischen Debatten, die im Rahmen von – zumeist – sprachwissenschaftlichen Fragen in der Zeit um 1700 diskutiert wurden. Um diese inhaltlichen Debatten möglichst adäquat darstellen zu können, soll in dieser Arbeit die Konstellationsforschung<sup>1</sup> angewandt werden. Dabei werden als heuristisches Instrument antiquarische Themenkomplexe ins Spiel gebracht, welche es ermöglichen sollen, das in den Briefwechseln zirkulierende, antiquarische „Wissen im Werden“ greifbar zu machen.

Zu diesem Zweck soll zuerst die Entstehung der Konstellationsforschung kurz beschrieben werden, bevor die antiquarischen Themenkomplexe methodisch genauer erläutert werden, denn in ihnen überschneiden sich die theoretischen Problemlagen eines hinter den Debatten stehenden Denkraums von sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte um 1700 mit praktischen Motivationslagen, bestehend aus gemeinsamen antiquarischen Interessen der drei Protagonisten der Konstellation und einer vertrauensbasierten Kommunikation in gelehrten Briefwechseln um 1700.

### 1.1 Konstellationsforschung

#### 1.1.1 Konstellationsforschung als philosophiegeschichtliche Methode

Um das methodische Vorgehen, welches in dieser Arbeit angewandt wird, genauer zu erläutern, soll als erstes ein kurzer Abriss über Entstehung und Entwicklung der Konstellationsforschung gegeben werden. Diese entstand als Suche nach verlorenen Teilstücken im Sinne einer Werkgeschichte. Ursprünglich wurde die Konstellationsforschung im Feld der Philosophiegeschichte, genauer gesagt, von dem

---

<sup>1</sup> Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie 1789-1795, Stuttgart 1991. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Henrich, Dieter. Werke im Werden – Über die Genesis philosophischer Einsichten, München 2011.

Philosophiehistoriker Dieter Henrich, aus der Beschäftigung mit dem deutschen Idealismus heraus, entwickelt, um den *missing link* zwischen Kants und Hegels Philosophie auszuleuchten. Wie Henrich schildert, entstand die Konstellationsforschung aus seiner Verblüffung darüber, dass Hegel zur selben Zeit, als Kant noch an einigen seiner Hauptwerke arbeitete, schon dabei war, sein eigenes philosophisches System zu entwerfen, wobei er einerseits kantische Motive entfaltete, andererseits gegen diesen anscrieb in einem Stil, der den kantischen Schriften bereits fern lag. Henrich fragte sich also in der Folge, wie in so kurzer Zeit eine Wandlung des philosophischen Stils und Programms zu Stande gekommen war und schloss im Weiteren daraus, dass Hegel philosophischen Argumentationen ausgesetzt gewesen sein musste, die in der Forschung vorher nicht beachtet worden waren und die nicht aus allgemeinen geistesgeschichtlichen Erklärungsmustern zu deuten waren.<sup>2</sup>

So begann für Henrich eine Suche nach fehlenden Gliedern in Form von nicht entdeckten oder nicht für die von ihm formulierten Forschungsfragen fruchtbar gemachten Quellen. Über diese Quellen, v.a. solche, die besonders gut kommunikative Situationen in kleinen Gruppen nachvollziehen ließen, u.a. bis dato unbearbeitete Briefwechsel, aber auch Notizen und andere Marginalien, konnte er drei verschiedene Personengruppen ausmachen, die in engem Kontakt zueinander in Form einer philosophisch produktiven Kommunikation standen. Er sprach dabei von nachkantischen, philosophischen Konstellationen.

Die erste dieser von Henrich identifizierten Konstellationen hatte sich am Tübinger Stift um 1790 herausgebildet. Sie hatte sich dem Studium der Kantischen Schriften, aber auch der Schriften Karl Leonhard Reinholds gewidmet und zu ihr gehörten der Repetent Immanuel Carl Diez, aber auch Schelling oder Hölderlin und Henrich konnte zeigen, dass Hegels Jugendschriften in diesem Umkreis entstanden sind.<sup>3</sup>

Die zweite der von Henrich identifizierten Konstellationen hatte sich ab 1794 in Jena herausgebildet, wobei hier v.a. Hölderlin zum Zentrum eines Kreises junger Philosophen wurde. Die ehemaligen Tübinger Theologen Diez und Hölderlin waren beide, respektive 1792 und 1794 aus Tübingen nach Jena gegangen und standen dort im Zentrum neuer philosophischer Grundlegungen, die sich aus dem Studium des Kantianismus Karl

2 Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 15-17

3 Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 16. Aus der Jenaer Konstellation bildet sich dann auch das frühromantische Denken heraus, das Manfred Frank im Anschluss an Henrichs Studien untersucht hat. Frank, Manfred: The Philosophical Foundations of Early German Romanticism, New York 2004.

Leonhard Reinholds, der Wissenschaftslehre von Fichte, der seit 1794 eine Professur in Jena innehatte, und der Werke Friedrich Heinrich Jacobis, entwickelten. Hegel war über diese Vorgänge in Jena, aus denen auch Hölderlins erst 1961 entdecktes Fragment *Urteil und Sein* hervorgegangen war, durch seinen Briefwechsel mit Hölderlin auf dem Laufenden geblieben.<sup>4</sup>

Kurze Zeit später fand sich ein ähnlicher Personenkreis in Homburg v.d.H. wieder zusammen, an dem Hegel diesmal persönlich beteiligt war, wobei Henrich konstatierte, dass er zu dieser Zeit noch nicht zu seinem eigenen philosophischen System aufgebrochen gewesen sei. Vielmehr sei Hegel in dieser Konstellation die Rolle des aktiven Beobachters zugekommen, der erst ein Jahrzehnt später eine Bilanz der gesamten Entwicklung dieser nachkantischen Konstellationen in seiner eigenen Philosophie ziehen konnte in der Form seiner Schrift *Phänomenologie des Geistes*.<sup>5</sup>

Die Einsichten in die Debatten um Kant, Reinhold, Jacobi und Fichte versetzten Henrich schließlich in die Lage, den wirklichen Aufbau von Hegels System besser zu verstehen, indem er es zu seiner Entstehungsgeschichte in Bezug setzte. Darüber hinaus wurde durch diese Untersuchungen klar, dass auch die fertigen Werke Fichtes und Hölderlins eng zusammenhingen mit den geschilderten nachkantischen Konstellationen, bzw. aus diesen heraus entstanden waren.<sup>6</sup>

Im Bezug auf Hegel konnte Henrich also feststellen, dass dieser sich gar nicht über die Formationsbedingungen seines eigenen Systems vollständig im Klaren gewesen sein konnte.<sup>7</sup> Vielmehr konnten durch den Fokus auf die Konstellationen die kommunikativen und sozialen Bedingungen der philosophischen Systematik Hegels klarer herausgestellt werden. Diese Entdeckungen griffen freilich auch das Selbstverständnis Hegels, und der deutschen Idealisten allgemein, an, welche der Nachwelt vermitteln wollten, dass sie einen Abschluss für alle Denkanstrengungen über das Denken selbst und dafür auch einen Methodenbegriff gefunden hatten. Indem Henrich die nachkantischen Konstellationen mit den fertigen, systematischen, Werken Hegels verband, konnte er

4 Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 18-20

5 Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 20-21. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Phänomenologie des Geistes*, Bamberg 1807.

6 Henrich, Dieter: *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie*, Stuttgart 1991.

7 Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 21.

herausstellen, dass dieses Selbstverständnis sich nicht so sehr aus einem klaren Methodenkonzept entwickelt hatte, wie es im Nachhinein aussah.<sup>8</sup>

Die Konstellationsforschung konnte also zeigen, dass die deutschen Idealisten die eigene Systematik mit einer Übersicht über die Geschichte des Denkens vor ihnen verbunden und dadurch ihr Methodenkonzept, welches gar nicht so wirkmächtig war, aus der Geschichte des Denkens vor ihnen neu gewonnen hatten. So kam es, dass das systematische Konzept des deutschen Idealismus sich immer stärker teleologisch beglaubigte, indem es die widerstreitenden Möglichkeiten innerhalb einer Geschichte des Denkens als sinnvollen Gesamtzusammenhang darstellte, quasi als Abschluss der Denkanstrengungen über das Denken selbst.<sup>9</sup> Henrich konnte dabei die Grade zwischen systematischer Selbstdarstellung und historischer Rekonstruktion dieser Philosophie wieder in das richtige Verhältnis setzen. Somit konnte er auch die Leistungen des idealistischen Denkens als die Bedingungen des eigenen Ursprungs überragend zeigen, was jedoch nur durch den historischen Rückblick – und den Fokus auf die Entstehungsbedingungen der fertigen philosophischen Werke – möglich war.<sup>10</sup>

Henrich hatte also durch die von ihm durchgeführte Erschließung von philosophiegeschichtlichen Inhalten mithilfe der Konstellationsforschung gezeigt, dass diese Inhalte, welche zuvor lediglich anhand der fertigen, systematischen, Werke untersucht worden waren im Nachgang der Rekonstruktion ihrer historischen Entwicklung deutlich besser verstanden werden konnten. Erst nach dem Bezug der Konstellationen zu den fertigen Werken hatte Henrich diese philosophiegeschichtlich interpretiert, dann jedoch auch mit der Implikation, dass diese Interpretationen auf die eigenen philosophischen Auffassungen des Lesers in der Gegenwart wirkten, was einem hermeneutischen Verständnis *a posteriori* gleichkam.<sup>11</sup> Henrich selber schrieb dazu, dass die Untersuchung der Formationsbedingungen des Denkens immer automatisch mit dem Denken einer maßgeblichen Epoche auch nach dem Verhältnis des philosophischen Denkens zu seiner Geschichte und damit auch nach dem Verhältnis der eigenen Zeit zu

8 Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 20-21. Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie, Stuttgart 1991. S.29-47

9 Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie, Stuttgart 1991. S.30

10 Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie, Stuttgart 1991. S.29-47

11 Damit wendete sich Henrich sicherlich nicht zuletzt gegen *apriori* Anwendung der Hermeneutik als Methode, nach der die Klassiker des philosophischen Denkens nur aus dem eigenen, zeitgenössischen, Bewusstsein des Lesers ihre Wahrheit entfalten konnten. Zur Hermeneutik vgl. Gadamer, Hans Georg. Wahrheit und Methode, Tübingen 1960.



diesem philosophischen Denken fragte.<sup>12</sup>

Die Konstellationsforschung war also eine Werkgeschichte, die aus der Praxis der Quellenforschung heraus entstand – besonders aus Quellen, in denen sich philosophische Gedankengänge in kleinen Gruppen nachvollziehen ließen, z.B. Briefwechsel oder Notizen, Henrich nannte diese Konstellationen auch Konstellationen des philosophischen Gesprächs<sup>13</sup> – verbunden mit einem philosophiegeschichtlichem Teil, der die rekonstruierten Konstellationen zu fertigen Werken in Bezug setzte und so neue Interpretationen derselben ermöglichte, die sich, wie im Falle Hegels, auch unabhängig von der historischen Situation ihrer Entstehung, auf gegenwärtige Debatten auswirkten.<sup>14</sup>

Was die beiden Teile der Konstellationsforschung miteinander verband, war Henrichs Annahme, dass theoretische Interessen, die sich aus bestimmten Problem- oder Gesprächslagen ergeben hatten – bei Henrich recht vage bleibende, determinierende Faktoren gesellschaftlicher Art wie im Falle der nachkantischen Konstellationen dem Prozeß der französischen Revolution und den damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Entwicklungen in Deutschland gegen Ende des 18. Jahrhunderts<sup>15</sup> – nur dann innerhalb einer Konstellation von Denkern befriedigt werden konnten, wenn sie auch dem Leben dienten. Es war diese von ihm sogenannte Lebensbedeutung, welche einerseits die in Konstellationen freigesetzten Gedanken erst ermöglichte und welche diejenigen, die sie konzipierten, andererseits dann auch dazu antrieb, sie zur Systemform in fertigen Werken auszuarbeiten.<sup>16</sup>

Marcello Stamm hat Henrichs Konstellationsforschung methodisch noch etwas weiter ausdifferenziert, um, wie er selbst schreibt, das Verhältnis von konstellatorischer Historiographie zu konstellatorischer Systematik – also das Verhältnis von den von Henrich sogenannten Konstellationen des philosophischen Gesprächs zum philosophiegeschichtlichen Teil der Konstellationsforschung im Bezug zu den fertigen Werken – zu klären. Dazu führte er das Konzept des Denkraumes ein, in den einerseits die aus den Quellen historisch rekonstruierten argumentativen Prozesse gestellt werden, um

<sup>12</sup> Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie, Stuttgart 1991. S. 19

<sup>13</sup> Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 23.

<sup>14</sup> Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 23.

<sup>15</sup> Vgl. Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31. Ebd. S. 24-26.

<sup>16</sup> Henrich, Dieter. Werke im Werden – Über die Genesis philosophischer Einsichten, München 2011. S.21-22

sie dann andererseits über diese rein historische Rekonstruktion hinaus zu einem Denkraum, der alles potentiell – ohne größere Brüche oder Verwerfungen – zu einem Thema Sagbare enthält, auszudifferenzieren.

Denkräume sind also keine willkürlichen Spekulationsdomänen, sondern ausweisbare Schritte in Abhängigkeit von historischen Referenzen. Ein Denkraum ergibt sich üblicherweise aus Anlagen, Ansätzen oder Prototheorien, sogenannten Problemlagen, und die Aufgabe der Konstellationsforschung besteht darin, solche Denkräume aus dem historisch rekonstruierten und möglicherweise fragmentarischen Argumentationsfundus erst sichtbar zu machen.<sup>17</sup>

Stamm bezog jedoch in die Rekonstruktion von Denkräumen nicht nur theoretische Problemlagen, sondern auch Motivationslagen praktischer Art mit ein.<sup>18</sup> Damit trug er der von Henrich entwickelten Form von Konstellationen als durch Gespräche aktive und intellektuell produktive Kleingruppen Rechnung, deren ausgetauschte Gedanken immer auch mit einer von Henrich sogenannten Lebensbedeutung verbunden waren.<sup>19</sup> Durch diese Voraussetzung wird klar, dass ein Denkraum nie ein rein theoretisches Konstrukt bleiben kann. Die rein analytische Erschließung eines historisch rekonstruierten Denkraums ist theoretisches Wunschdenken und birgt die Gefahr, zur Ideologie zu werden.

17 Stamm, Marcello: Konstellationsforschung – ein Methodenprofil in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 31-73. Ebd. S. 35.

18 Stamm, Marcello: Konstellationsforschung – ein Methodenprofil in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 31-73. Ebd. S. 36-37.

19 Dadurch unterscheiden sich Denkräume auch von Mark Bevir's Konzept eines „Überzeugungsgewebes“, welches die Überzeugungen lediglich eines einzelnen Autors in den Fokus nimmt. Dieses Gewebe stimmt laut Bevir an manchen Stellen – dies sind auch die Ansatzpunkte des Denkraumes, die aus den historischen Quellen rekonstruiert werden können – mit der Realität überein. Die so rekonstruierte Überzeugung hängt laut Bevir aber immer auch von ihrer Beziehung zu vielen anderen Überzeugungen eines Autors ab, also einem „Überzeugungsgewebe“, das auf einer vorhergehenden Akzeptanz von dessen Verständnis der Welt basiert. Wenn ein Historiker also aus solchen Überzeugungen eine Logik rekonstruiert, kann es sich dabei nicht um eine rein formale Logik handeln, wie sie sich aus der Beschreibung von Fakten ergibt. Ein Überzeugungsgewebe, das aus verschiedenen Überzeugungen eines Autors, wie sie sich in den Quellen widerspiegeln, rekonstruiert werden kann, ist also nur hypothetisch eine in sich kohärente Logik. In der Praxis kann sich diese Logik durch immer neu hinzukommende Überzeugungen verändern, wobei genau diese Veränderung von besonderem historischen Interesse sind. Bevir's Theorie nimmt kontextualistische und konventionalistische Ansätze einer älteren Ideengeschichte in sich auf. Dabei fokussiert sie aber sehr viel stärker auf Dynamiken von Ideen und Theorien im Denken einer einzelnen Person. Vgl. Bevir, Mark. *The Logic of the History of Ideas*, Cambridge 1999. Auch die von Stamm aufgrund von Henrichs Forschungen definierten Denkräume sind mit der Dynamik von Ideen und Theorien im Gegensatz zu statischen Kontexten oder Konventionen befasst, jedoch, aufgrund der kommunikativen Bedingungen, die sie miteinbeziehen, nicht auf das Denken einzelner Personen beschränkt, sondern eben auf Kleingruppen, sogenannte Konstellationen. Die deutsche Übersetzung des Begriffs „Web of Beliefs“ als „Überzeugungsgewebe“ stammt von Martin Mulsow. Vgl. Mulsow, Martin: *Zum Methodenprofil der Konstellationsforschung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 74-97, Ebd. S.95-96.* Zu den älteren, kontextualistischen und konventionalistischen Ansätzen vgl. Tully (Ed.): *Meaning and Context. Quentin Skinner and his Critics*, Cambridge 1988. Pocock, J.G.A.: *Politics, Language and Time*, New York 1971.

Ein Denkraum erschließt sich aus der historischen Argumentation nicht rein analytisch, sondern nur durch die Einbeziehung von synthetischen Modifikationen seiner selbst, also praktischen Motivationslagen. In der Praxis heißt das, dass die Personen, deren Debatten einen Denkraum ausbilden, sich dessen oft gar nicht bewusst bzw. nicht dazu in der Lage sind, aus ihrer Position heraus den logischen Raum, innerhalb dem sie selber argumentieren und durch den ein Denkraum aufgespannt wird, abzustecken.<sup>20</sup> Besonders gut wird ein Denkraum oft dann sichtbar, wenn eine außenstehende Person Argumente einführt, die dessen innere logische Kohärenz in Frage stellen oder wenn bestimmte Thematiken aus einem mehr oder weniger abgegrenzten sozialen Kontext in einen anderen hineinfallen, was im Zweifelsfall auch zur Überformung eines Denkraums führen kann.<sup>21</sup>

Das doppelte Rekonstruktionsprogramm der Konstellationsforschung spiegelt sich also in den Denkräumen von Konstellationen, die vom Konstellationsforscher durch die historische Rekonstruktion von Argumenten logisch ausdifferenziert werden, um die Hintergründe von Debatten – also das, was von Zeitgenossen immer auch mitgedacht wurde, ohne es explizit zu äußern – besser zu verstehen.

Die von Dieter Henrich entwickelte und von Marcello Stamm methodisch ausdifferenzierte Konstellationsforschung bietet dadurch – weniger durch ihren Fokus auf die Entstehungsgeschichte von fertigen Werken – als durch ihre Rekonstruktion der diesen vorausgegangenen Konstellationen, in denen sowohl theoretische Problemlagen als auch praktische Motivationslagen bei der Entstehung von philosophischen Gedanken berücksichtigt wurden, einen Anknüpfungspunkt für die Methoden einer neueren Wissensgeschichte.

### **1.1.2 Konstellationsforschung und die historische Anthropologie von Wissen**

An diesem Punkt knüpfen auch Martin Mulsows Überlegungen zur

20 Henrich hatte ja im Falle Hegels bereits gezeigt, dass die Teilhaber einer Konstellation ihre Methoden und Motive sowie die Implikationen ihrer Argumente noch keinesfalls hinreichend zur Klarheit gebracht haben müssen.

21 Das war z.B. dann der Fall, wenn Informationen aus einem philosophischen Tischgespräch eines Professors mit seinen Studenten nach außen preisgegeben werden. Vgl. Mulsow, Martin: Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2007. S.121-143. Oder wenn ein Streit dazu führte, dass gewisse Inhalte, die eigentlich nur innerhalb der Halböffentlichkeit der gelehrten Korrespondenz gut aufgehoben waren, an die Öffentlichkeit kamen, wo sie brisante Konsequenzen haben konnten. Vgl. Goldgar, Anne: Impolite Learning. Conduct and Community in the Republic of Letters, New Haven 2005. S.115-174

Konstellationsforschung an. Die zentrale Voraussetzung für konstellatorische Untersuchungen ist dabei auch für ihn eine Überlieferungslage, die dicht genug ist, um konstellatorische Zusammenhänge zu rekonstruieren.<sup>22</sup> Dabei muss sich jedoch der potentielle Konstellationsforscher keineswegs von vorn herein auf die Objekte seiner Untersuchung festlegen.<sup>23</sup> Im Gegenteil kann er laut Mulsow sowohl Ideen oder Theorien, als auch Praktiken oder einfach biographische oder institutionelle Zusammenhänge<sup>24</sup> auf ihre historische Bedeutung hin untersuchen. Dabei ist es wichtig, alle diese Objekte zusammen zu betrachten und somit Konstellationen als vielschichtige Komplexe zu begreifen, die sowohl Personen als auch ihre Gedanken und Ideen, oder ihre Praktiken und sozialen Konventionen, so wie sie ihren Niederschlag in den jeweiligen Dokumenten finden, umfassen.<sup>25</sup> Solche Überlegungen machen klar, dass die Konstellationsforschung nicht ausschließlich zum besseren Verständnis von philosophischen Gedanken oder als Werksgeschichte herbeigezogen werden kann. Im Gegenteil kann sie auch, wie dies in dieser Arbeit geschehen soll, nicht – zumindest nicht in erster Linie – philosophisches und „unfertiges Wissen“, das nicht zwangsweise mit fertigen Werken abgeglichen werden muss, in den Mittelpunkt stellen.

Diese Überlegungen machen die Konstellationsforschung vereinbar mit den Methoden einer neueren Wissensgeschichte, welche nicht nur menschliche Gedanken und deren schriftliche Formulierung, sondern unter einem anthropologischen Blickwinkel die

- 
- 22 Mulsow hat diese Dichte noch präzisiert als seriell große Menge von Dokumenten, anhand derer Gespräche, Horizonte und Aktionen rekonstruiert werden können. Dabei geht es freilich nicht nur um die Menge, sondern vielmehr um die Qualität der aus den Quellen rekonstruierbaren Wechselwirkungen. Mulsow, Martin: Zum Methodenprofil der Konstellationsforschung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 74-97. Ebd. S.74. In einem jüngeren Beitrag hat Mulsow das noch stärker herausgehoben, in dem er eine Konstellation als enges und dichtes Netzwerk, das intellektuell produktiv war und bei dem jeder Akteur mit jedem anderen in Kontakt stand, bezeichnete. Vgl. Mulsow, Martin: Leibniz-Konstellationen – Eine Debatte von 1711-1713 über frühe chinesische Schriftzeichen in: Fulda; Stekeler-Weithofer (Hgg.): *Theatrum naturae et artium. Leibniz und die Schauplätze der Aufklärung* (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse). Dass eine *Intellectual History* unbedingt aus dem Archiv heraus und durch die Rekonstruktion von Zusammenhängen zwischen den Quellen geschrieben werden muss, wie es ja auch Dieter Henrich von Anfang an für die Philosophiegeschichte praktiziert hatte, hat Mulsow als Vorgabe für seine eigenen Forschungen immer umgesetzt, z.B. in: Mulsow, Martin: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720 (Band 1 und 2), Hamburg (2002 u. 2018). Auch das von ihm geführte Forschungszentrum Gotha mit der angrenzenden Forschungsbibliothek auf Schloss Friedenstein setzt diese Vorgaben konsequent um.
- 23 Genau diese Festlegung auf bestimmte Theorien und Ideen und eine damit zusammenhängende Engführung der Perspektive war vielleicht in der Vergangenheit das Hauptproblem einer Ideen- oder Geistesgeschichte, bei der Ideen immer seltsam im luftleeren Raum von einer Person zur anderen gelangten.
- 24 Diese Zusammenhänge werden dabei in Zukunft sicher immer stärker von sich weiter entwickelnden digitalen Werkzeugen und Methoden beeinflusst werden. Vgl. Teilkapitel. 4.4: Topographien der Gelehrtenrepublik – Konstellationsforschung und neuere digitale Ansätze in den Geisteswissenschaften.
- 25 Das Zuschreiben bestimmter Forschungslabels – ob eine Untersuchung als philosophiegeschichtlich, ideengeschichtlich, wissenschaftsgeschichtlich o.ä. zu bezeichnen ist – ist dabei eher hinderlich. Vgl. Mulsow, Martin: Zum Methodenprofil der Konstellationsforschung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005, S. 74-97. Ebd. S.74.

Entstehungsmodalitäten von verschiedenen Formen von Wissen in den Fokus nehmen.

Methoden der neueren Wissensgeschichte basieren auf der Erkenntnis, dass wissenschaftliche Objektivität nicht im Sinne einer historischen Epistemologie ein quasi natürliches Phänomen sei und wie bei einem auf Fotografie festgehaltenen Vorgang beobachtbar.<sup>26</sup> Wie die Science Studies gezeigt haben, ist es im Gegensatz dazu sehr viel plausibler, Wissen als sozial verhandelbares und instrumentell vermitteltes Phänomen zu betrachten und daher dessen Entstehungsmodalitäten umso stärker zu fokussieren. Methodisch hat man dies erst einmal anhand der Bedeutung von Instrumenten, Laboren und experimentellen Praktiken, die zur Wissensproduktion beitragen, untersucht und dabei den menschlichen Faktor bei der Wissensproduktion zu Gunsten von anderen „Akteuren“ in den Hintergrund gedrängt.<sup>27</sup> Dabei fokussierten diese anthropologischen Untersuchungen der Entstehung von wissenschaftlicher Erkenntnis und den dabei angewandten Praktiken ganz stark auf naturwissenschaftliche Prozesse wie Experimente. Jedoch ließ sich diese Herangehensweise auch auf andere, nicht in erster Linie naturwissenschaftlich und experimentell arbeitende Gruppen oder größere Netzwerkstrukturen, die speziell auf die Mehrung von wissenschaftlicher Erkenntnis ausgerichtet waren, ausdehnen.<sup>28</sup>

Dies gilt v.a. mit dem Blick auf die frühe Neuzeit, in der die Grenzen zwischen natur- und kulturwissenschaftlich definiertem Wissen stärker verschwommen waren als heute.<sup>29</sup> Schließlich konnten eben nicht nur Laboratorien Orte der wissenschaftlichen Erkenntnis sein,<sup>30</sup> – dass dieselben so stark im Fokus standen, war vielleicht auch der Bedeutung der Naturwissenschaft im 20. Jahrhundert und speziell während dem kalten Krieg geschuldet – sondern eben auch frühmoderne Bibliotheken, Akademien oder andere Orte der wissenschaftlichen Erkenntnis wie z.B. Briefwechsel. Auch hier war es möglich, wissenschaftliche Praktiken zur Neuordnung und Strukturierung von schriftlich gefasstem Wissen, wie sie z.B. anhand von Notizen, Aufzeichnungen, Zettelkästen,

26 Vgl. Daston, Lorraine; Galison, Peter: *Objektivität*, Frankfurt a. Main 2007. S. 121-201

27 Dies gilt v.a. im Hinblick auf Bruno Latours Forschung. Vgl. Latour, Bruno; Woolgar, Steve: *Laboratory Life – The Construction of Scientific Facts*, Los Angeles 1979. Latour, Bruno: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, Frankfurt a. Main 2010.

28 Zu dem Begriff der epistemischen Kulturen vgl. Knorr-Cetina, Karin: *Epistemic Cultures – How the Sciences make Knowledge*, Cambridge 1999.

29 Lorraine Daston hat beispielsweise die Bedeutung von wissenschaftlicher Objektivität auch vor der modernen, naturwissenschaftlichen Praxis untersucht: Vgl. Daston, Lorraine; Galison, Peter: *Objektivität*, Frankfurt a. Main 2007. S.59-113.

30 Natürlich spielten diese auch in der frühen Neuzeit eine prominente Rolle und sollten wurden gar als Vorbild für die gesamte Gesellschaft ins Spiel gebracht, wie Simon Schaffer und Steven Shapin in ihrer bahnbrechenden Studie zu Hobbes und Boyle und dem Innenleben der englischen Royal Society gezeigt haben. Vgl. Shapin, Steven; Schaffer, Simon: *Leviathan and the Air Pump. Hobbes, Boyle and experimental life*, Princeton 1985.

Kompendien oder Bibliothekskatalogen untersuchbar sind, in den Blick zu nehmen.<sup>31</sup>

Es können aber auch die bei der Entstehung von Wissen vorherrschenden sozialen Interaktionen und Konventionen in den Fokus genommen werden.<sup>32</sup> Im Gegensatz zur reinen Ordnung und Neustrukturierung von Wissen durch bestimmte Praktiken spielen dabei menschliche Verhaltensweisen und Gedanken weiterhin eine wichtige Rolle.

Solche methodischen Überlegungen sollen in der vorliegenden Arbeit im Sinne einer historischen Anthropologie von Wissen und der Konstellationsforschung auf frühmoderne Gelehrtenbriefwechsel um 1700 angewandt werden. In diesem Sinne kann bei den untersuchten Briefwechseln auch von einer „Werkstatt des Wissens“ gesprochen werden, wobei dabei ein virtueller Ort gemeint ist, an dem, ähnlich wie in Bibliotheken oder Akademien, Wissen verhandelt wurde.<sup>33</sup> Dabei ist die Werkstatt natürlich nicht wörtlich, sondern als Metapher zu verstehen und so zu interpretieren, dass das in den Briefen formulierte Wissen eben noch kein spruchreifes war, sondern verhandelbar und vorläufig, sozusagen „unfertig“. So weist auch der Titel der Arbeit darauf hin, dass in ihr antiquarisches „Wissen im Werden“ untersucht wird. Diese Formulierung ist im Sinne des bisher Gesagten bewusst angelehnt an Dieter Henrichs Formulierung „Werke im Werden“.<sup>34</sup>

Die Fokussierung auf „unfertiges“ Wissen im Rahmen einer historischen Anthropologie von Wissen hat dabei auch Auswirkungen auf das Verhältnis der beiden Teilprogramme der Konstellationsforschung, also das von Stamm formulierte Verhältnis von konstellatorischer Historiographie zu konstellatorischer Systematik.

Bei der Untersuchung von „unfertigem“ Wissen liegt der Schwerpunkt automatisch stärker auf dem Teilprogramm der historischen Rekonstruktion, die Ausdifferenzierung eines Denkraums wird dabei von Anfang an stärker mit der rekonstruierten Argumentation verknüpft und macht diese im Gegenzug besser verständlich. Es muss also nicht mehr das erste Teilprogramm der historischen Rekonstruktion ausgeführt

31 Vgl. Zedelmaier; Mulsow (Hgg.): Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit, Tübingen 2001. Blair, Anne: Too much to Know – Managing Information before the Modern Age. Zedelmaier, Helmut: Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung, Tübingen 2015. Wissen repräsentieren – Die Bibliothek als Herrschaftsinstrument S. 89-107. Mulsow, Martin: Hausenblasen – Kopierpraktiken und die Herstellung numismatischen Wissens um 1700 in: Cremer; Mulsow (Hgg.): Objekte als Quellen der historische Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung, Köln 2017. S. 261-345. Martin Mulsow hat in diesem Zusammenhang auch öfter von einer „Wissenschaftsgeschichte der Geisteswissenschaften“ gesprochen.

32 Vgl. Shapin, Steven: A Social History of Truth – Civility and Science in Seventeenth Century England, Chicago 1994.

33 Der Ausdruck stammt ursprünglich von Helmut Zedelmaier. Zedelmaier, Helmut: Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung, Tübingen 2015.

34 Henrich, Dieter. Werke im Werden – Über die Genesis philosophischer Einsichten, München 2011.

werden, um dann erst im Nachgang der Untersuchung den Denkraum anhand der Bezüge zu den fertigen Werken rekonstruieren zu können.

Darüber hinaus ergibt sich durch die Untersuchung von „unfertigem“ Wissen noch ein weiterer Vorteil. Einzelne Sachfragen innerhalb der untersuchten Argumentation können nicht nur mit dem hinter ihnen stehenden Denkraum verbunden werden. Sie können im Sinne des zweiten Teilprogramms der Konstellationsforschung auch direkt – ohne sie vorher mit „fertigen“ Werken abzugleichen – mit den entsprechenden aktuellen Forschungsfragen abgeglichen werden. Dies ist gerade im Sinne einer historischen Anthropologie von Wissen interessant, die sich für soziale Bedingungen, die bei der Wissensentstehung eine Rolle spielten, mehr interessiert als für die institutionelle Ausdifferenzierung verschiedener Fachdisziplinen, die im Rückblick durch die Linse des Fortschritts in der Frühen Neuzeit nur dilettantische Vorgänger ihrer selbst sahen.

### **1.1.3 Antiquarische Themenkomplexe als Denkräume**

Um zu zeigen, wie die bisher geschilderten Überlegungen methodisch für die Untersuchung von antiquarischem Wissen in gelehrten Briefnetzwerken um 1700 angewandt werden können, sollen in der Folge antiquarische Themenkomplexe als methodischer Zugang der Arbeit genauer definiert werden. Sie sind als heuristische Hilfskonstrukte, welche die beiden Teilprogramme der Konstellationsforschung zusammenbringen, besonders wichtig, zum Einen, weil durch sie die Rekonstruktion von historischen Argumenten aus den Briefwechseln durchgeführt werden kann, zum Anderen, weil sie die Anknüpfungspunkte für die Ausdifferenzierung des hinter den Debatten liegenden Denkraums bilden.

Die Themenkomplexe sind dabei zum Einen Hilfsmittel für die Bündelung von Argumenten zu einem speziellen Thema aus den Briefwechseln, um der schier überbordenden Themenvielfalt der einzelnen Gelehrtenbriefe Herr zu werden und so eine Narrative für die konstellatorische Erzählung zu schaffen.<sup>35</sup> Gelehrtenbriefe um 1700 waren zumeist nicht auf ein einzelnes Thema beschränkt, sondern konnten, je nach Umfang, sehr viele verschiedene Themen behandeln, wobei diese manchmal nur einen

---

<sup>35</sup> Auch Dieter Henrich hat ja immer noch einer gewissen Narrative in den konstellatorischen Untersuchungen zur Philosophiegeschichte gesucht und in diesem Sinne auch die Rolle einer Literaturgeschichte der Philosophie betont. Vgl. Henrich, Dieter. *Werke im Werden – Über die Genesis philosophischer Einsichten*, München 2011. S. 18-20.

Absatz, manchmal mehrere Seiten, einnahmen. Sie haben also *qua natura*, im Hinblick auf das darin ausgetauschte Wissen, erst einmal eine zentrifugale Tendenz.<sup>36</sup> Umso mehr ist der Versuch einer Abgrenzung notwendig, um die intellektuelle Produktivität in den Briefwechseln genauer nachvollziehen zu können. Die ausgewählten antiquarischen Themenkomplexe bestehen also aus allem Wissen, welches zu einem bestimmten antiquarischen Thema über einen längeren Zeitraum hinweg ausgetauscht wurde und sind dabei künstlich durch den Konstellationsforscher geschaffene Hilfsinstrumente, die eine Handhabe bieten, um aus der Themenvielfalt der Briefe einzelne Themen über einen längeren Zeitraum hinweg zu verfolgen.

Solche Themenkomplexe ermöglichen es aber nicht nur, Schneisen zu schlagen ins Dickicht der Themenvielfalt der untersuchten Korrespondenz, sondern in ihnen werden auch die beiden bereits geschilderten Teilprogramme der Konstellationsforschung für die vorliegende Untersuchung von Briefwechseln zusammengeführt. Die antiquarischen Themenkomplexe dienen daher auch im Sinne der Konstellationsforschung als Anknüpfungspunkte für einen Denkraum, der sich aus den Briefinhalten ausdifferenzieren lässt.

Dieser Denkraum steht dabei in einer Wechselwirkung zu den Themenkomplexen, aus denen er sich ergibt und durch dessen Ausdifferenzierung diese im Gegenzug besser verständlich werden. So bieten die antiquarischen Themenkomplexe durch die Miteinbeziehung von theoretischen Problemlagen und praktischen Motivationslagen die Möglichkeit zur Rekonstruktion von historischen Argumenten aus den Briefen zu einem bestimmten Thema. Darüber hinaus bieten sie aber auch Ansätze zur Darstellung eines Denkraums, der gewissermaßen hinter den antiquarischen Themenkomplexen alles ohne

---

36 Vgl. Mulsow, Martin: Hausenblasen – Kopierpraktiken und die Herstellung numismatischen Wissens um 1700 in: Cremer; Mulsow (Hgg.): *Objekte als Quellen der historische Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung*, Köln 2017 S. S. 261-345. Das muss dabei nicht zwangsläufig ein Nachteil sein, gerade dann nicht, wenn man sich für die Briefwechsel im Zusammenhang mit einer Werkgeschichte interessiert. Stephan Waldhoff hat gefragt, ob die Nebeneinanderstellung verschiedener Themen immer auch eine Erweiterung der Debatte in eine bestimmte Richtung hervorrufen konnte. So könnte man beispielsweise fragen, ob, wenn ein Briefeschreiber ein neues Thema assoziativ mit einer bereits eingeführten Fragestellung verband, dies neue Verknüpfungen auf Seiten des Briefempfängers hervorrief, die er aufgriff und in das ursprüngliche Konzept seines fertigen Werkes integrierte. Vgl. Waldhoff, Stephan: Leibniz' Korrespondenz im Kontext seiner Arbeit am *Opus Historicum* in: *Subnetworks in Leibniz's Correspondence and Intellectual Network* (Internationale Tagung der Herzog-August Bibliothek Wolfenbüttel, 15.-17.03.2017). Für die vorliegende konstellatorische Untersuchung, welche sich mit „unfertigem“ Wissen beschäftigt, hat die Nebeneinanderstellung von Themen, v.a. in Form von Objekten, Bildern oder Inschriften eine ähnliche, die Debatte erweiternde, Auswirkung wie die von Waldhoff erwähnte. Gleichzeitig muss im Sinne der antiquarischen Themenkomplexe, die ja nicht zuletzt eine konstellatorische Narrative ermöglichen sollen, solchen zentrifugalen Tendenzen gegengesteuert werden. Dies kann z.B. dadurch geschehen, dass Erweiterungen eines Themenkomplexes nur dann berücksichtigt werden, wenn sie mit dem Denkraum hinter den Debatten verbunden werden können.



größere Konsequenzen oder Brüche Sagbare umfasste.<sup>37</sup>

Die Themenkomplexe bieten darüber hinaus in einer konstellatorischen Untersuchung von „unfertigem“ Wissen auch Anknüpfungspunkte, um bestimmte Sachfragen, die innerhalb der Themenkomplexe diskutiert wurden, mit aktuellen Forschungsergebnissen abzugleichen.

Es wird dabei nicht von einem absoluten Anfang und einem absoluten Ende eines antiquarischen Themenkomplexes ausgegangen. Vielmehr kann dessen Ausbreitung in den Briefwechseln, ausgelöst durch die Erwähnung bestimmter Sachfragen, neuer Werke oder antiquarischer Objekte, analog zum Auftreffen eines Wassertropfens auf einer glatten Wasseroberfläche gesehen werden: Der Tropfen löst eine Welle aus, die, einmal in Bewegung geraten, zumindest für eine Zeit lang – in den Briefwechseln meist Wochen, manchmal Monate – eine Wellenbildung nach allen Seiten zur Folge hat. Dann ebbt die Wellen an den Rändern irgendwann ab und die Wasseroberfläche wird erneut glatt, wie durch das Abflauen der Debatten am Ende der Themenkomplexe, oft bedingt durch eine enorme Themenvielfalt und andere, gleichzeitig stattfindende, Debatten, erkennbar ist.

## **1.2. Theoretische Problemlagen des Denkraums zu sprachwissenschaftlichen Fragen innerhalb der biblischen Frühgeschichte**

Um den in dieser Arbeit sichtbar werdenden Denkraum im Verlauf der Themenkomplexe auszudifferenzieren und danach die Standpunkte der einzelnen Protagonisten der Konstellation zu diesem in Bezug zu setzen, müssen zuerst die ihm zu Grunde liegenden, allgemeineren Denkmuster der Zeit um 1700 geschuldeten Problemlagen berücksichtigt werden.

### **1.2.1 Antiquarianismus, Biblischer Antiquarianismus und skeptizistische Krise**

Um die allgemeineren wissenschaftlichen und religiösen Denkmuster der Zeit um 1700

<sup>37</sup> Wenn man darunter nur sprachliche Äußerungen verstehen würde, wären Denkräume Foucaults Diskursen als Struktur der Aussagen zu einem bestimmten Feld des Wissens nicht ganz unähnlich. Vgl. Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. Main, 1981. Im Gegensatz zu Diskursen jedoch bleibt eine Denkraumanalyse weit weniger oberflächlich. Vgl.: Mulsow, Martin. *Zum Methodenprofil der Konstellationsforschung* in: Mulsow; Stamm (Hgg.): *Konstellationsforschung*. Frankfurt a. Main 2005, S. 74-101. Ebd. S. 79.

genauer darzustellen, muss zuerst auf die Forschungsbegriffe Antiquarianismus und Biblischer Antiquarianismus eingegangen werden, um zu erläutern, welche Bedeutung diese für Zeitgenossen um 1700, aber auch schon zuvor, während einer europäischen skeptizistischen Krise, hatten.<sup>38</sup>

Arnaldo Momigliano hat in seinem klassischen Aufsatz aus dem Jahr 1950 *Ancient History and the Antiquarian* das Metier und die Objekte des Antiquars im Gegensatz zu dem des Historikers beschrieben. Dabei stellte er fest, dass sich die antiquarische Forschung im Gegensatz zur Geschichtsschreibung hauptsächlich durch ein systematisches Interesse an Institutionen, Religionen oder dem Privatleben auszeichnete und außerdem auf archäologischen Objekten und Inschriften basierte, weniger auf schriftlichen Quellen.<sup>39</sup>

Im 15. Jahrhundert wurden antiquarische Studien in der italienischen Renaissance als Teil humanistischer Wissenschaft praktiziert. Diese Anstrengungen wurden dann im 16. Jahrhundert, nicht zuletzt durch das Mittel der Korrespondenz, beispielsweise durch Justus Lipsius und Claude Fabri de Peiresc aufgegriffen.<sup>40</sup> Gerade in dieser Zeit, so Momigliano, etablierten die Antiquare, eben weil sie versuchten, die Vergangenheit anhand ihrer Funde im Kontext wiederaufleben zu lassen, im Gegensatz zu den Geschichtsschreibern, die sich hauptsächlich darauf beschränkten, eine unumstößliche klassische Tradition mit immer neuen Kommentaren zu versehen, ein realistischeres und auch wissenschaftlich fundierteres Geschichtsbild.<sup>41</sup> Momigliano stellte dabei auch heraus, dass nur im Hinblick auf die klassische, alte, Geschichte, und v.a. in einer frühen Phase des Antiquarianismus während des 16. Jahrhunderts, sehr stark zwischen Antiquarianismus auf der einen und Geschichtsschreibung auf der anderen Seite unterschieden wurde. Ab dem 17. Jahrhundert und bedingt durch die Beschäftigung mit nationalen Geschichten, die keinen vorgefertigten Kanon hatten und die sich ihres Gegenstands wegen auch stärker auf das Mittelalter verschoben, verschwamm diese Unterscheidung immer mehr.<sup>42</sup>

38 Zur skeptizistischen Krise als Voraussetzung für die Neuordnung von Wissen vgl. Hazard, Paul: Die Krise des europäischen Geistes 1680-1715, Hamburg 1939.

39 Vgl. Momigliano, Arnaldo: *Ancient History and the Antiquarian* in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, Vol. 13, No. ¾ (1950), pp. 285-315. pp. 286-287.

40 Zu Peiresc als Antiquar: Miller, Peter: *Peirescs Mediterranean World*, Harvard 2017.

41 Vgl. Momigliano, Arnaldo: *Ancient History and the Antiquarian* in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, Vol. 13, No. ¾ (1950), pp. 285-315. Ein gutes Beispiel dafür, wie antiquarische Studien im Gegensatz zu Untersuchungen von unumstößlichen Texttraditionen funktionierten, ist Andrea Fulvius *Illustrium Imagines*, in dem Fulvio Herrscherporträts von Alexander, dem Großen aufwärts, nur basierend auf antiken Münzen, erstellte. Vgl. dazu: Haskell, Francis. *The Early Numismatists* in: Haskell (Ed.): *History and its Images – Art and the Interpretation of the Past*, New Haven 1993. pp. 13-25.

42 Vgl. Momigliano, Arnaldo: *Ancient History and the Antiquarian* in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, Vol. 13, No. ¾ (1950), pp. 285-315. pp. 293-294. Es sollte jedoch ergänzt werden,

Im 17. Jahrhundert wurde also laut Momigliano die ältere, literarisch geprägte Geschichtsschreibung immer mehr durch antiquarische Studien beeinflusst und ergänzt bzw. antiquarische und literarische Geschichtstradition wurden immer stärker miteinander verschränkt.

Die wachsende Bedeutung des Antiquarianismus ist dabei nicht zuletzt vor der Folie des Aufkommens einer skeptizistischen Krise zu sehen, welche den Wert von historischer Überlieferung als Ganzes in Frage stellte in einer Zeit, in der sich eine neue Wissenschaft zur Beobachtung der Natur und der Erschließung der im Hintergrund wirksamen göttlichen Gesetze Bahn brach. In der älteren Forschung wurden meist der Rationalismus und der Empirismus<sup>43</sup> – im Gegensatz zu ihren obskureren Widerparts Spiritualismus und Millenarismus<sup>44</sup> – als hauptsächliche geistesgeschichtliche Strömungen, die aus dieser Krise hervorgingen, betont. Später wurde es nicht zuletzt durch die oben beschriebenen Methoden einer neueren Wissensgeschichte, welche die wissenschaftlichen Praktiken und ihre sozialen Bedingungen in den Fokus nahm, klarer, dass solche Strömungen in der frühen Neuzeit sehr stark miteinander verschwammen. Viele ihrer Vertreter, von radikaleren Rationalisten, welche die Existenz Gottes für *a priori* aus der Vernunft beweisbar hielten bis zu Apologeten der neuen, empirischen Wissenschaft, welche Gott durch die Sinne in der Natur erfahrbar machen wollten, stellten damit aber eine nur auf schriftlichen Texten basierende historische Überlieferung – zumindest implizit – in Frage. Dieser Art von skeptischen Einstellungen gegenüber dem Wert der Geschichtsschreibung an sich hatten jedoch die Antiquare einiges entgegenzusetzen, denn sie versuchten, in ihren eigenen minutiösen Quellenstudien, die Methoden der neuen Wissenschaft auch für die Geschichte anzuwenden und dadurch die schriftliche Überlieferung vor skeptizistischer Kritik zu retten. So stellten sie sich auch immer wieder die Grundfrage, welche durch die Entwicklung der neuen Wissenschaft umso mehr drängte: Was ist unangreifbare historische Evidenz?<sup>45</sup>

Obwohl Momiglianos Studien nun schon viele Jahrzehnte zurückliegen und seine Unterscheidung zwischen systematischer und chronologischer Herangehensweise an die Geschichte vielleicht schematisch erscheint, sind die Grundzüge seiner Argumentationen

---

dass bereits während des 16. Jahrhunderts die antiquarische, systematische Untersuchungsweise auch immer mehr auf schriftliche Quellen angewandt wurde. John Pocock hat diese Entwicklung für die historische Untersuchung des römischen Rechts im Hinblick auf dessen mögliche Anwendung für aktuelle, juristische Fragen durch französische Juristen im 16. Jahrhundert untersucht. Vgl. Pocock, J.G.A.: *The Ancient Constitution and the Feudal Law*, Cambridge 1957. Peter Miller hat bereits darauf hingewiesen, dass Momigliano und Pocock dabei ganz ähnlichen Spuren folgten.

43 Vgl. dazu: Hazard, Paul: *Die Krise des europäischen Geistes 1680-1715*, Hamburg 1939.

44 Vgl. Popkin, Richard: *The Third Force in Seventeenth Century Thought*, Leiden 1992.

45 Vgl. Momigliano, Arnaldo: *Ancient History and the Antiquarian in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, Vol. 13, No. 3/4 (1950), pp. 285-315. pp. 295-307.

über den Antiquarianismus bis heute relevant.<sup>46</sup> Man kann diese Erkenntnisse gut in Bezug setzen zu Entwicklungen in der naturgeschichtlichen Praxis des 17. Jahrhunderts, die stärker auf empirisch und kritisch gestützte Betrachtungsweisen baute und sich so von der aristotelisch geprägten Naturgeschichte distanzierte.<sup>47</sup> Die antiquarischen Studien boten also von geisteswissenschaftlicher Warte – der Ausdruck ist hier freilich ein Anachronismus, die Bezeichnung solcher Disziplinen war ja zu Gunsten eines allumfassenden Polyhistorismus unnötig – eine Geschichtsschreibung an, die gut zu der neuen empirischen Wissenschaft passte.<sup>48</sup>

Die frühneuzeitliche *Historia*, schrieb Gianna Pomata, sei nicht nur einfach eine Form des allgemeinen Wissens über die Dinge und lediglich eine Vorstufe zu höheren, philosophischen Betrachtungen gewesen. Vielmehr sei sie eine Art der Betrachtung und Beschreibung gewesen, die sich durch viele verschiedene Disziplinen gezogen habe.<sup>49</sup> Die praktische Anwendung dieser *Historia* als stärker empirisch und kritisch gestützte Betrachtungsweise führte während der frühen Neuzeit in allen wissenschaftlichen Disziplinen dazu, dass das Verhältnis des Wissens von der erkennbaren Natur zur göttlichen Offenbarung neu verhandelt wurde.

Es war diese Praxis, welche die Antiquare auf die Geschichtsschreibung übertrugen. Im Unterschied zur klassischen Geschichte der Antike jedoch oder zu den nationalen mittelalterlichen Geschichten, deren Erforschung sich auf zumeist gut bekannte Quellen stützte, war ihre Wirkung umso stärker im Hinblick auf einen historischen Sonderfall, nämlich die Geschichte der nahöstlichen Kultur, die besonders eng mit der biblischen Narrative verknüpft war. Momigliano hatte die historische Beschaffenheit der biblischen Überlieferung bereits angedeutet, als er schrieb, es handele sich bei den heiligen Schriften um einen sehr speziellen Fall von Tradition ohne jeglichen unabhängigen Beweis, für die man eigentlich nur interne Kriterien in Stellung bringen konnte, um ihren Wert aufrecht zu erhalten.<sup>50</sup>

---

46 Peter Miller hat in zahlreichen Publikationen immer wieder die Bedeutung des frühmodernen Antiquarianismus als Grundstein der kulturhistorischen Praxis betont. Z.B. Miller (Ed.): Momigliano and Antiquarianism – Foundations of the Modern Cultural Sciences, Toronto 2007. Miller, Peter. History and its Objects – Antiquarianism and Material Culture since 1500, Ithaca 2017.

47 Vgl. Pomata; Siraisi (Eds.): *Historia. Empiricism and Erudition in Early Modern Europe*, Harvard 2005.

48 Dass der Antiquarianismus im Grunde auch ein Brückenschlag zwischen Historie und wissenschaftlicher Revolution war, hat bereits Jan Marco Sawilla festgestellt. Vgl. Sawilla, Jan Marco: Vom Ding zum Denkmal. Überlegungen zur Entfaltung des frühneuzeitlichen Antiquarianismus in: Wallnig, Stockinger, Peper, Fiska (Hgg.): *Europäische Geschichtskulturen um 1700 zwischen Gelehrsamkeit, Politik und Konfession*, Berlin 2012. S. 405-447.

49 Vgl. Pomata; Siraisi (Eds.): *Historia. Empiricism and Erudition in Early Modern Europe*, Harvard 2005. Introduction pp. 9-41.

50 Vgl. Momigliano, Arnaldo: Ancient History and the Antiquarian in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, Vol. 13, No. ¾ (1950), pp. 285-315. p. 298.

Das stimmte nicht ganz, und Momigliano hatte dabei außen vorgelassen, dass die Antiquare des 17. Jahrhunderts verstärkt Quellen aus der nahöstlichen Kultur, die im unmittelbaren Umfeld der biblischen Narrative angesiedelt waren, einer evidenzbasierten Erforschung unterzogen. Dieser Entwicklung lag aber von Anfang an, bedingt durch die skeptizistische Krise, eine starke Ambivalenz zu Grunde. Die Antiquare hatten solche Anstrengung ja unternommen, um die biblische Narrative vor allen möglichen skeptizistischen Angriffen zu schützen, indem sie durch reale historische Beweise, nach Art der neuen Wissenschaft, die biblische Überlieferung stützten. Durch die skeptizistische Krise jedoch, dies wurde v.a. während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und durch die Publikation der Werke von Spinoza und La Peyrère u.a. klar, konnten historische Untersuchungen der Bibel, wie sie von Richard Simon und Hugo Grotius u.a. durchgeführt worden waren, auch die Basis für Argumente bilden, welche die biblische Narrative selbst und damit die gesamte europäische philosophische und theologische Tradition in Frage stellten.

In diesem Spannungsfeld – welches auch den Denkraum der hier untersuchten Konstellation bestimmte – bewegten sich die Antiquare also v.a. im späten 17. Jahrhundert und mussten deshalb immer wieder ihre historischen Untersuchungen mit der biblischen Narrative in Einklang bringen. So kam es, dass durch die antiquarische Praxis, gerade im Hinblick auf nahöstliche Kulturen, nicht nur neue und anspruchsvollere Methoden der historischen Beweisführung entwickelt wurden, sondern dieser Beweisführung auch eine wichtige Rolle als Stabilisator des christlichen Weltbildes während des 17. Jahrhunderts zukam.

Peter Miller hat die Tatsache, dass die Antiquare ihre neuartigen Forschungen zu den Verbindungen von Text und Kontext historischer Quellen nicht nur für das Verständnis der Antike Griechenlands und Roms oder von europäischen Nationalstaaten, sondern auch für das des Nahen Ostens – und auch für das Verständnis anderer asiatischer Kulturen und Religionen<sup>51</sup> – im biblischen Kontext einsetzten, genauer untersucht. Solches wissenschaftliches Interesse hatte natürlich auch praktische Gründe, nicht zuletzt die Reisetätigkeit von Händlern, Diplomaten und Kaplänen in die osmanisch dominierte Levante und den gesamten Nahen Osten während des 17. Jahrhunderts.<sup>52</sup> Sowohl die dort lebende Bevölkerung wie auch neu entdeckte Quellen wie der samaritanische Pentateuch weckten ein Interesse an deren Vergangenheit, die mit der biblischen Geschichte, v.a. mit

51 Vgl. Schnapp; von Falkenhausen; Miller; Murray (Eds.): *World Antiquarianism – Comparative Perspectives*, Los Angeles 2013.

52 Vgl. Hamilton; van den Boogert; Westerweel (Eds.): *The Republic of Letters and the Levant*, Leiden 2005. Dasselbe galt natürlich auch für die jesuitische Chinamission. Vgl. Friedrich, Markus: *Die Jesuiten – Aufstieg, Niedergang, Neubeginn*, München 2016. S. 447-514.

der ägyptischen und hebräischen Antike, verbunden war.<sup>53</sup> Die Bibelforschung wurde also umso mehr „antiquarisiert“, als sie zur Geschichte des Nahen Ostens, wie sie aus Texten, Objekten und Traditionen von Gruppen wie den Samaritanern, in Bezug gesetzt wurde. Zu Grunde lag dabei, wiederum vor der Folie der skeptizistischen Krise, der Glaube, dass die Heilsgeschichte nicht nur Gottes Wille in der Schöpfung ausdrückte, sondern durch antiquarische Beweisführung auch zu einer ernsthaften historischen Methode gemacht werden konnte.<sup>54</sup> Diese Methode beinhaltete die Beschäftigung mit in der Bibel erwähnter Sachkultur – wie Städten, Institutionen, Riten, z.B. anhand von Inschriften, die man auf Ruinen aus biblischer Zeit fand, und diente dem Zweck der Aufrechterhaltung der Wahrheit der biblischen Narrative während einer skeptizistischen Krise. Sie wird auch als biblischer Antiquarianismus bezeichnet.

Es wurde bereits angedeutet, dass das Phänomen der Historisierung der biblischen Narrative und ihre Ergänzung um materielle Quellen ein zweiseitiges Schwert war: Die detailgetreue Rekonstruktion der antiken biblischen Vergangenheit war einerseits die einzige Lösung, um skeptizistische Kritik abzuweisen, gleichzeitig aber konnte sie derselben Kritik leicht in die Hände spielen, die gerne auch die offenbarungsrelevanten Teile der Bibel, die streng genommen nur theologisch erklärt werden konnten, einer historischen Kritik unterziehen wollte.<sup>55</sup>

Peter Miller hat anhand der *London Polyglot Bible*, einer sehr aufwendigen Bibelausgabe aus den 1650er Jahren, in der der hebräische Text mit verschiedenen anderen frühen Versionen der Bibel in den orientalischen Sprachen wie Aramäisch, Syrisch, Arabisch, Äthiopisch, Samaritanisch und anderen Quellen synoptisch nebeneinander gedruckt wurde, gezeigt, dass diese Herangehensweise eine „Bibel als Geschichtsschreibung“ produzierte, welche für die skeptizistische Kritik gefährlich offen lag. Natürlich wusste der Hauptherausgeber dieser Bibelausgabe, der englische Bischof Brian Walton, um dieses Dilemma und argumentierte entsprechend, indem er sozusagen eine Art „gemilderten Skeptizismus“ selber praktizierte und somit den radikaleren Skeptikern den Wind aus den Segeln nahm. So legte er im Voraus fest, dass theologisches *fides* höher stand als *fides historica*, indem er argumentierte, dass Gott auf jeden Fall die für den Glauben wichtigen Textteile überliefert hatte und dass seine Stimme natürlich sicher und unangreifbar sei.

53 Vgl. Miller, Peter: The „Antiquarianization“ of Biblical Scholarship and the London Polyglot Bible (1653-1657) in: *Journal of the History of Ideas*, 62 (2001), pp. 463-482. Zu den Samaritanern auch: Zwierlein, Cornel: *Imperial Unknowns. The French and British in the Mediterranean, 1650-1750*, Cambridge 2016.

54 Vgl. Miller, Peter: The „Antiquarianization“ of Biblical Scholarship and the London Polyglot Bible (1653-1657) in: *Journal of the History of Ideas*, 62 (2001), pp. 463-482.

55 Vgl. Mulsow, Martin: John Seldens *De Diis Syriis* – Idolatriekritik und vergleichende Religionsgeschichte im 17. Jahrhundert in: *Archiv für Religionsgeschichte* 3 (2001), S. 1-24.

Jedoch das Medium, welches er zur Glaubensübertragung benutzt hatte, also die Bibel, sei dies eben nicht. Walton schloss daraus, dass man die Verlässlichkeit der Bibel verbessern könne, indem man sie aufmerksam mit anderen alten Texten verglich.

Es war also, zusammenfassend gesagt, die wissenschaftliche Integrität, die zu einer nachprüfbaren und damit auch gegen Skeptiker zu verteidigenden Bedeutung der biblischen Schriften führen konnte. In ihrem Sinne mussten alle Texte, aber auch Objekte, die irgendeinen Beitrag zu dieser Bedeutung leisten konnten, zur Erforschung der biblischen Narrative hinzugezogen werden.<sup>56</sup>

Diese hier skizzierten historischen Denkfiguren des 17. Jahrhunderts wirkten sich bis um 1700 auf die Rolle der antiquarischen Gelehrsamkeit aus. Sie bildeten somit auch die theoretischen Problemlagen für den Denkraum, der sich aus den antiquarischen Themenkomplexen in den Briefwechseln rekonstruieren lässt.<sup>57</sup> Diese Problemlagen sollen im Folgenden noch etwas genauer dargelegt werden, indem im Besonderen sprachwissenschaftliche Fragen, die innerhalb eines biblischen Antiquarianismus debattiert wurden, aufgegriffen werden.

### **1.2.2 Sprachwissenschaft des 17. Jahrhundert im alttestamentarischen Kontext**

Der Denkraum hinter den in dieser Arbeit betrachteten antiquarischen Themenkomplexen war speziell von – zumeist – sprachwissenschaftlichen Problemen definiert, welche im Bereich der biblischen Frühgeschichte, also der Zeit zwischen der Schöpfung der Welt und der Verkündung der zehn Gebote durch Mose verortet sind. Dieser Bereich war innerhalb des biblischen Antiquarianismus, der ja, wie erwähnt, die biblische Narrative mithilfe von historischen Beweisen stärken sollte, ein besonderer, da sich in ihm nicht nur der Anfang der Schöpfung, sondern damit auch der Anfang der Geschichte abspielte.<sup>58</sup>

Durch den Anfang der Geschichte im Alten Testament war die biblische Narrative mit

56 Vgl. Miller, Peter: The „Antiquarianization“ of Biblical Scholarship and the London Polyglot Bible (1653-1657) in: *Journal of the History of Ideas*, 62 (2001), pp. 463-482.

57 Der biblische Antiquarianismus unterscheidet sich dabei von instrumentalisierten Abbildungen der *Historia Sacra* durch Pilgerfahrten ins heilige Land, wie sie Maurice Halbwachs geschildert hat, denn bei den von ihm geschilderten Phänomenen handelt es sich um eine Art von kollektiver Erinnerung. Vgl. Halbwachs, Maurice: *La topographie légendaire des Évangiles en Terre Sainte: étude de mémoire collective*, Paris 1941

58 Der Ausdruck stammt ursprünglich von Helmut Zedelmaier. Zedelmaier, Helmut: *Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2003.

der Geschichte der gesamten bekannten Welt verbunden. Umso mehr musste letztere, wenn sie nach Art der Antiquare durch historische Funde untersucht wurde, speziell vor dem Hintergrund der skeptizistischen Krise, immer an das alttestamentliche Ursprungsnarrativ gebunden werden. Dabei galt für die biblische Frühgeschichte noch am meisten das von Momigliano formulierte Statement, dass es kaum Beweise gab, die man unabhängig von internen Textkriterien in Stellung bringen hätte können.<sup>59</sup> Schließlich galt nach offizieller Lesart der von Mose verfasste Pentateuch als die älteste Schrift der Welt und hatte dementsprechend die alleinige Deutungshoheit über diesen Bereich. Die oben geschilderte, im Rahmen der skeptizistischen Krise des 17. Jahrhunderts stattfindende, Aushandlung des Status von menschlichem Wissen zwischen Offenbarung und menschlicher Erkenntnis durch neue wissenschaftliche Methoden machte aber auch vor diesem Bereich nicht halt, und es waren auch hier die Antiquare, welche historische Objekte – oder auch Quellen aus anderen nah- oder fernöstlichen Traditionen wie der ägyptischen und der chinesischen<sup>60</sup> – mit dieser Narrative abgleichen mussten.

Der Bereich der biblischen Frühgeschichte war also, gerade im Hinblick auf die Aufrechterhaltung der biblischen Überlieferung während einer skeptizistischen Krise, besonders bedeutsam, da in ihm der göttliche Ursprung, von dem aus die ganze Welt erst in die Vielfalt gelenkt werden konnte, beschrieben war. Andererseits war er auch besonders schwer erforschbar und dadurch auch schwer greifbar – oder, wenn man so will, auch leicht angreifbar – nicht zuletzt wegen des Mangels an außerbiblischen Quellen und chronologischen Unklarheiten, die sich für diesen Bereich aus der alttestamentlichen Narrative selber ergaben.<sup>61</sup>

Helmut Zedelmaier hat dazu geschrieben, dass die biblische Frühgeschichte ein Ort des gespannten Nachdenkens war, in dem sich alle möglichen Ideen überkreuzten und entwickelten.<sup>62</sup> Er hat dabei auch festgestellt, dass die darin verorteten Ursprungsnarrativen oft eng mit zeitgenössischen Debatten philosophisch-theologischer Art zusammenhingen.<sup>63</sup> Da der Status der wissenschaftlichen Erkenntnis vor dem Hintergrund der christlichen Offenbarung in der frühen Neuzeit und speziell im Zeitraum

---

59 Wie Fußnote 50

60 Vgl. Teilkapitel 3: Antiquarischer Themenkomplex 2 von 1708-1710. Sibirische Grabfunde und altchinesische Schriftzeichen.

61 Vgl. Keel; Küchler (Hgg.): Herders großer Bibelatlas, Freiburg 1989. S. 5-6.

62 Vgl. Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003. S.1.

63 Dies gilt beispielsweise für Gundlings Kritik an der hebräischen Philosophie der biblischen Frühgeschichte zu Gunsten der griechischen, heidnischen, philosophischen Tradition vor dem Hintergrund seiner eigenen Lehrpläne an der Reformuniversität Halle, welche jegliche schulmeisterliche Tradition in Frage stellten. Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003. S. 59-76.



einer europäischen, skeptizistischen Krise neu definiert wurde, waren dessen geschichtliche, alttestamentliche Ursprünge besonders relevant.<sup>64</sup> Die historische Dimension der biblischen Frühgeschichte bot die Möglichkeit, Themen, die auf philosophischer oder theologischer Ebene umstritten waren, z.B. graduelle Unterschiede in der Bedeutung, die man der menschlichen Erfahrung einerseits und der göttlichen Offenbarung andererseits zuwies und wie sie etwa in Konflikten zwischen deistischen, „natürlichen“, Betrachtungsweisen des Christentums und orthodoxen theologischen Ansichten zu Tage traten, durch die Betonung ihres gemeinsamen Ursprungs zu harmonisieren. Dies war in der biblischen Frühgeschichte nicht zuletzt möglich durch die Nebeneinanderstellung von heidnischer – die ja auch in der alttestamentlichen Narrative selber eine Rolle spielte oder aus anderen nahöstlichen oder fernöstlichen Quellen rekonstruiert werden konnte – und jüdisch-christlicher Tradition, vor der Offenbarung durch Christus.<sup>65</sup>

Es wurde bereits erwähnt, dass es für die Zeit der biblischen Frühgeschichte eine schlechte Quellenlage abseits der Bücher Mose gab. Dies galt jedoch nicht für andere nah- und fernöstliche Kulturen wie die ägyptische und die chinesische, aus denen die Antiquare Sachquellen wie Ruinen und v.a. Inschriften auswerteten und mit dem alttestamentlichen Narrativ abglichen. Die Schriften und damit auch die Sprachen, die auf diesen antiken Funden überkommen waren, waren, wie die Objekte selbst, Quellen, um das biblische Narrativ besser zu verstehen und zu bestärken.

Umso mehr spielten sprachwissenschaftliche Fragen eine besondere Rolle im Bereich der biblischen Frühgeschichte. Dabei wurden im Sinne des bisher Beschriebenen speziell historische Vergleiche von Schriftzeichen und Sprachen durchgeführt sowie deren Veränderungen im alttestamentarischen Kontext debattiert, wodurch der göttliche Ursprung von Sprache und Schrift bestärkt werden sollte.

Die Untersuchung der historischen Veränderung von menschlichen Sprachen und Schriften war nicht auf Zusammenhänge zwischen besonders bibelnahen Kulturen des Nahen Ostens, also dem Bereich, der klassischerweise das Metier des biblischen Antiquarianismus bildete, beschränkt. Auch andere, asiatische, Kulturen wie die Chinas

64 Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003. Dass diese Ursprungsdebatten auch für politisch-theologische Debatten, die dem frühmodernen Untergrund zuzuordnen sind, eine wichtige Rolle gespielt haben, hat Martin Mulsow gezeigt. Vgl. Mulsow, Martin: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720 (2 Bände), Göttingen 2018.

65 Die biblische Frühgeschichte war in diesem Sinne eine Art Grenzbereich, innerhalb dessen menschliche Erkenntnis erst möglich wurde. Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003. Mulsow; Assmann (Hgg.): Sintflut und Gedächtnis. Erinnern und Vergessen des Ursprungs, München 2006.

oder weniger bekannte Stammeskulturen wie die Sibriens boten für Antiquare Anknüpfungspunkte für die Erforschung von Sprachentwicklungen zur Zeit des Alten Testaments. Auch diese waren jedoch immer mit der alttestamentarischen Narrative rückzukoppeln, um in Zeiten der skeptizistischen Krise ein christliches Weltbild aufrecht zu erhalten.

Um 1700 ging man immer noch flächendeckend davon aus, dass die gegebene Sprachvielfalt auf eine einzige, göttlich vermittelte Ursprache zurückzuführen sei. Über diese erste Sprache, die Adam von Gott gegeben wurde, gab es eine positive Ursprungstheorie. Man hielt sie für eine Art sprachliche Universalie oder Prinzip einer universellen Grammatik, keine natürliche Sprache. Das gängige, einer orthodoxen Bibelinterpretation folgende Narrativ besagte dabei, dass diese Ursprache eine Art proto-hebräische Sprachform gewesen sei und die Begriffe, welche diese hebräische Ursprache, in der Adam und die Patriarchen nach ihm gesprochen hatten, hervorbrachte, direkt den durch sie bezeichneten Dingen entsprachen. Erst durch die Sintflut wurde die Überlieferung dieser Sprache unterbrochen, durch den Turmbau zu Babel wurde sie verwirrt und es entstanden 72 Sprachen, die jedoch alle mit dem Hebräischen verwandt blieben.<sup>66</sup>

Das adamitische Hebräisch galt also als perfekte, aber unbekannte und unerreichbare Sprachform. Die natürliche hebräische Sprache hingegen ging nach der Sintflut und der Sprachverwirrung als erste Sprache hervor. Damit war sie – wiederum einer orthodoxen Bibelinterpretation folgend – auch die einzige Sprache, die durch das erzählerische Nadelöhr der Sintflut<sup>67</sup> und des Turmbaus zu Babel eine Verbindung zur Ursprache hatte. Die Annahme, dass Hebräisch die Ursprache gewesen sei, war bereits von den Kirchenvätern formuliert und dann von protestantischen Theologen des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts wiederaufgenommen worden, was auch zu einer Renaissance der Hebräisch-Studien an den frühneuzeitlichen Universitäten geführt hatte.<sup>68</sup>

Antiquarische und sprachwissenschaftliche Problemlagen hatten also direkten Einfluß auf den Denkraum, der hinter der historisch rekonstruierbaren Argumentation in den Briefwechseln stand. Für Zeitgenossen um 1700 musste dieser Denkraum freilich nicht expliziert werden, sondern war selbstverständlich. Umso mehr muss vom Konstellationsforscher die historisch rekonstruierbare Argumentation zu diesem in Bezug

<sup>66</sup> Vgl. Eco, Umberto: Die Suche nach der vollkommenen Sprache (3. Auflage), München 1994. S. 21-38.

<sup>67</sup> Zur Rolle der Sintflut als Erinnerungslücke vgl. Mulsow; Assmann (Hgg.): Sintflut und Gedächtnis. Erinnern und Vergessen des Ursprungs, München 2006.

<sup>68</sup> Vgl. Burnett, Stephen: From Christian Hebraism to Jewish Studies. Johannes Buxtorf (1564-1629) and Hebrew Learning in the Seventeenth Century, Leiden 1996.

gestellt werden, was in der vorliegenden Arbeit in Form von antiquarischen Themenkomplexen, die aus den Briefen rekonstruiert werden, geschehen soll.

### **1.3 Die Konstellation um Leibniz, Cuper und La Croze**

Dabei spielen neben theoretischen Problemlagen auch praktische Motivationslagen eine bedeutende Rolle. In der Folge wird nun die in dieser Arbeit untersuchte Personenkonstellation um Leibniz, Cuper und La Croze vorgestellt. Anhand von biographischen Zusammenhängen, Überlieferungslagen der jeweiligen Briefwechsel und praktischen Motivationslagen wird dadurch die Ausgangslage für eine konstellatorische Untersuchung sondiert.

#### **1.3.1. Gottfried Wilhelm Leibniz – Biographie und Überlieferungslage**

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde 1646, kurz vor Ende des dreißigjährigen Krieges, im Zentrum der lutherischen Orthodoxie, dem sächsischen Leipzig, geboren. Nach seinen Studienjahren in Jena, Leipzig und Altdorf ging er nach Mainz in die Dienste des katholischen Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn, einen Hof, an dem eine in konfessioneller Hinsicht sehr tolerante Atmosphäre herrschte.<sup>69</sup> Leibniz lernte dort auch den Welfenherzog Johann Friedrich kennen, der ihn später, 1676, an seinen Hof nach Hannover berufen sollte.

Zwischen 1687 und 1690 unternahm Leibniz eine längere Italienreise im Rahmen der Quellenrecherche zur Welfengeschichte, welche er seit 1685 im Auftrag des Hannoveraner Herzogs Ernst August ausführte, jedoch bis zu seinem Tod nie fertigstellte. Nachdem sich die Beziehungen zwischen dem hannoverschen und dem brandenburgisch-preußischen Hof in Berlin immer mehr gefestigt hatten, wurde Leibniz vom brandenburgischen

---

<sup>69</sup> Leibniz war, wahrscheinlich bedingt durch seine Herkunft aus dem lutherisch-orthodoxen Leipzig, das im Dreißigjährigen Krieg auf der katholischen Seite stand und dafür reich belohnt wurde, gerade zu Beginn seiner Karriere v.a. an einem irenischen Austausch zwischen der lutherisch-evangelischen und der katholischen Kirche interessiert. Vgl. Antognazza, Maria-Rosa: Leibniz. An intellectual Biography, Cambridge 2011. pp. 17-24. Erst später, im Zuge der Gründung einer berlin-brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, wurden die irenischen Verhandlungen zwischen der evangelisch-lutherischen und der reformierten Kirche, die Leibniz v.a. mit dem Berliner Hofprediger Daniel Ernst Jablonski führte, für ihn relevanter. Vgl. Schunka, Alexander: Im Dienst des internationalen Protestantismus. Der Berliner Hofprediger Daniel Ernst Jablonski (1660-1741) in: Meinhardt; Gleixner et al. (Hgg): Religion macht Politik. Hofgeistlichkeit im Europa der frühen Neuzeit, Wiesbaden 2014.

Kurfürsten und späteren König Friedrich I. schließlich zum Praeses der 1700 neu gegründeten Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt.<sup>70</sup> Bis zu seinen letzten Lebensjahren und seinem Tod 1716 blieben der Umfang und die Dichte von Leibniz' Briefnetzwerk ungewöhnlich hoch.<sup>71</sup>

Sowohl im Bezug auf den Umfang, als auch auf die Überlieferung von Leibniz' Briefwechsel gibt es ein klares Gefälle im Vergleich zu Cuper und La Croze, wobei dies – neben Leibniz' eigener, ungleich extensiver und intensiver Korrespondenztätigkeit – auch zurückzuführen ist auf die Tätigkeit der Leibniz-Edition in Hannover.<sup>72</sup> Begonnen im Jahr 1923 ist die Aufarbeitung von Leibniz' Briefwechsel, der im Umfang ca. 20.000 überlieferte Briefe umfasst, mittlerweile beim Jahr 1707, also neun Jahre vor Leibniz' Tod 1716, angelangt, wobei aber online auch bereits spätere Jahrgänge der Briefwechsel einsehbar sind.<sup>73</sup>

Die Überlieferungslage ist also sehr gut. Darüber hinaus hat Leibniz während seiner Lebzeiten wenige fertige, systematische Schriften veröffentlicht. Das macht seine Briefe umso mehr zu einer wichtigen Quelle für eine konstellatorische Untersuchung, unabhängig von einer Werksgeschichte seiner fertigen Werke.<sup>74</sup> Leibniz war sich selbst

70 Zur Geschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften vgl. Harnack, Adolf: Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Bd. 1-3), Berlin 1900.

71 Vgl. Gädeke, Nora: Leibniz' Korrespondenz im letzten Lebensjahr. Gerber reconsidered in: Kempe (Hg.): 1716. Leibniz' letztes Lebensjahr. Unbekanntes zu einem bekannten Universalgelehrten, Hannover 2016, S. 83-111.

72 Vgl. Waldhoff, Stephan: Quellenkunde in: Beiderbeck; Li; Waldhoff (Hrsg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Rezeption, Forschung, Ausblick, Stuttgart 2020. Li (Hg.): Komma und Kathedrale. Tradition, Bedeutung und Herausforderung der Leibniz-Edition. München 2012.

73 Vgl. Li (Hg.): Komma und Kathedrale. Tradition, Bedeutung und Herausforderung der Leibniz-Edition, München 2012. Die Briefwechsel werden dabei ausschließlich in den Reihen I bis III der Akademie-Ausgabe abgedruckt. Die Reihen IV bis VIII umfassen die anderen, oft fragmentarischen und programmatischen Schriften Leibniz' und sind thematisch gegliedert, wobei die vorliegende Arbeit besonders an die neueste Reihe V der Akademie-Ausgabe mit dem Titel *Historische und sprachwissenschaftliche Schriften*, welche der neueren Forschung Rechnung trägt, die Zusammenhänge zwischen Leibniz' sprachwissenschaftlichen Studien und seiner historischen Arbeit herausgearbeitet hat. Vgl. dazu: Waldhoff, Stephan: Leibniz' sprachwissenschaftliche und polyhistorisch-antiquarische Forschungen im Rahmen seines *opus historicum* mit einem Blick auf die *Collectanea Etymologica* in: Li (Hg.): Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen. Beiträge zu Leibniz' Sprachforschung und Zeichentheorie, Stuttgart 2014. Ich möchte an dieser Stelle Herrn Dr. Waldhoff für seine Hilfsbereitschaft und die anregenden Gespräche über Leibniz als Historiker und Sprachwissenschaftler danken, die stets sehr hilfreich waren, um Orientierung und einen roten Faden für die Arbeit mit den thematisch oft so diversen Briefwechseln zu bekommen.

74 Zu den von Leibniz in dieser Zeit veröffentlichten, fertigen Werken vgl. Teilkapitel 4.1: Argumentation Gottfried Wilhelm Leibniz. Die bedeutende Rolle der Briefe im Gegensatz zu seinen fertigen Werken in Leibniz' Nachlass bestätigt auch die Sinnhaftigkeit, diese im Sinne von „Wissen im Werden“ zu betrachten, das nicht zwangsläufig in den Kontext seiner fertigen Werke gestellt werden muss. Martin Mulsow hat an anderer Stelle bereits darauf hingewiesen, dass eine Rezeptionsgeschichte von Leibniz im 18. Jahrhundert sich sehr viel stärker an dessen verschiedenen Forschungsvorhaben und den zu diesen Zwecken geknüpften Briefnetzwerken zu orientieren hätte als an seinen fertigen Werken. Vgl. Mulsow, Martin: Leibniz-Konstellationen – Eine Debatte von 1711-1713 über frühe chinesische Schriftzeichen in: Fulda; Stekeler-Weithofer (Hgg): *Theatrum naturae et artium*. Leibniz und die Schauplätze der Aufklärung (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse). Selbiges gilt wohl auch für eine Untersuchung von Leibniz' Werk zu seinen eigenen

bereits zu Lebzeiten im Klaren darüber, dass die Briefe einen Großteil dessen ausmachten, was von seinem Oeuvre bekannt war.<sup>75</sup> Nach seiner eigenen Aussage wurden die Briefe wichtiger, nachdem er sich im Dienste des Welfenhauses in Hannover niedergelassen hatte, um seine suprakonfessionelle und supranationale Korrespondenz aufrecht zu erhalten.<sup>76</sup>

### 1.3.2 Gisbert Cuper – Biographie und Überlieferungslage

Gisbert Cuper kam 1644 im niederländischen Hemmen zur Welt. Er studierte an den Universitäten Nijmegen und Leiden, wo er bei dem berühmten Philologen Johann Friedrich Gronovius in die Lehre ging. 1667 ging Cuper, so wie viele junge Männer seiner Zeit, auf eine *Grand Tour*, wobei er in Paris und Rom längere Zeit verbrachte. In Rom lernte er dabei, ähnlich wie Leibniz später, zahlreiche katholische Gelehrte kennen, mit denen er bis zu seinem Tod Briefkorrespondenzen unterhielt.<sup>77</sup> Im selben Jahr schließlich wurde Cuper Professor für Griechisch am *Gymnasium Illustre* von Deventer und 1672 auch Rektor desselben, ein Amt, das vor ihm bereits Johann Friedrich Gronovius auch schon Johann Georg Graevius innegehabt hatte und das als Sprungbrett für eine spätere Karriere an der Universität von Leiden galt. Im selben Jahr schützte Cuper auch den Bibliotheksbestand der Stadt Deventer, während diese im *Rampjaar* von deutschen Truppen belagert wurde. Dies brachte ihm wohl im Nachhinein auch den Bürgermeisterposten ein.<sup>78</sup>

Anstatt eine akademischen Karriere in Leiden zu verfolgen wurde Cuper jedoch, als

---

Lebzeiten, das ja im Vergleich zu anderen Autoren stark fragmentiert ist und daher besonders von einer konstellatorischen Herangehensweise profitieren kann, aber nicht muss. Eine netzwerkanalytische Rekonstruktion zu Leibniz' Forschungsinteresse Asien anhand seiner Briefwechsel in den 1690er Jahren ist gerade erschienen: Vgl. Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters*, Baltimore 2019.

75 Besonders berühmt in diesem Zusammenhang ist Leibniz's eigener Ausspruch: „Scilicet qui me non nisi editis novit, non novit“, also wer ihn nur aus seinen Publikationen kenne, kenne ihn nicht. Zit. nach: Heinekamp; Schupp (Hgg.): *Leibniz' Logik und Metaphysik*, Darmstadt 1988. S. 6.

76 Diese Sichtweise führte jedoch oft vorschnell zu der landläufigen Annahme, dass Leibniz seine Korrespondenz hauptsächlich deshalb unterhielt, um sich im provinziellen Hannover über die Angelegenheiten der internationalen Gelehrtenwelt auf dem Laufenden zu halten. Nora Gädeke hat dieses Bild aufgrund von statistischen Erhebungen revidiert, nach denen zwei Fünftel von Leibniz' Korrespondenz innerhalb seines lokalen Umfeldes in den Welfenterritorien Hannover, Braunschweig und Wolfenbüttel stattfand. Zu diesen statistischen Erhebungen, die auf Georg Gerbers Untersuchungen von 1966 basieren vgl. Gädeke, Nora: *Leibniz lässt sich informieren. Asymmetrien in seinen Korrespondenzbeziehungen* in: Herbst; Kratochwil (Hgg.): *Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. Main, 2009. S. 25-47.

77 Toubert, Jetze: *Religious Interest and Scholarly Exchange in the Early Enlightenment Republic of Letters* in: *Rivista di Storia della Chiesa in Italia* 2 (2014), pp. 411-436.

78 Vgl. Chen, Bianca: *Politics and Letters: Gisbert Cuper as a servant of two Republics* in: Keblusek; Noldus (Eds.): *Double Agents. Cultural and Political Brokerage in Early Modern Europe*, Leiden 2011. pp. 71-95.

treuer Anhänger Wilhelms von Oranien, ab 1681 Abgeordneter bei den Generalstaaten in Den Haag für die Provinz Overijssel und blieb in diesem Amt bis 1707. Während des Spanischen Erbfolgekrieges war er als Deputierter im Felde auch militärisch für die niederländischen Generalstaaten im Einsatz. Cuper empfing in seinem Haus auf dem Kirchhof von Deventer oft hohen und wichtigen Besuch wie den preußischen König Friedrich Wilhelm I oder den Earl of Marlborough.<sup>79</sup> Er starb im November 1716 in Deventer.

Im Gegensatz zu Leibniz fehlt für Gisbert Cuper eine umfassende, aktuellen wissenschaftlichen Standards entsprechende Gesamtausgabe seiner Briefe<sup>80</sup>, die – gerade weil Cuper sonst nicht sehr viel publiziert hat<sup>81</sup> – einen wichtigen Teil seines Nachlasses bietet. Sein Briefwechsel, den er selber schon zu Lebzeiten sorgsam in 146 Bänden ordnete, umfasste über 5000 Briefe,<sup>82</sup> von denen die meisten heute in der Königlichen Bibliothek Den Haag aufbewahrt werden. Auch wenn der Umfang von Cupers Briefwechseln deutlich geringer ist, lässt sich, ähnlich wie bei Leibniz, festhalten, dass die Überlieferungslage im untersuchten Zeitraum gute Voraussetzungen für eine konstellatorische Untersuchung darstellen.

### **1.3.3 Mathurin Veyssière de la Croze – Biographie und Überlieferungslage**

Mathurin Veyssière de La Croze wurde 1661 im französischen Nantes geboren und war daher um einiges jünger als Leibniz und Cuper, die beide beinahe gleiche Lebensdaten aufweisen. La Croze reiste bereits als 14-jähriger mit seinem Vater, einem Kaufmann, nach Gouadeloupe, wo er Englisch, Spanisch und Portugiesisch lernte und dabei schon früh sein Sprachtalent entdeckte. Er trat 1677, nachdem seine Familie verarmt war, in das Kloster St. Flarent de Saumur ein, 1682 schließlich in das Kloster St. Germain des Près. Dort blieb er bis zu seinem 34. Lebensjahr Mönch, trat aber, enttäuscht durch die von Ludwig XIV ausgelöste religiöse Gewalt und die Heuchelei im Kloster 1696 seine Flucht

<sup>79</sup> Vgl. Chen, Bianca: Digging for Antiquities with Diplomats. Gisbert Cuper (1644-1716) and his social capital in: in: Republics of Letters 1,1 (2009)

<sup>80</sup> Es gibt lediglich eine Ausgabe von Cupers Briefen aus dem Jahr 1842: Bosscha, Pieter: Opgave en beschrijving van de handschriften, nagelaten door Gisbertus Cuperus, Deventer 1842. Diese beschränkt sich jedoch, ganz im Stil des 19. Jahrhunderts, auf die politische Korrespondenz Cupers und klammert die zur Gelehrsamkeit gehörigen Themen aus.

<sup>81</sup> Zu Cupers Werken zwischen 1708 und 1710 vgl. Teilkapitel 4.2: Argumentation Gisbert Cuper.

<sup>82</sup> Peters, Marion: Nicolaes Witsen und Gijsbert Cuper. Two Seventeenth Century Dutch Burgomasters and their Gordian Knot in: LIAS: Sources and Documents relating to the early History of Ideas 16 (1989), pp. 111-151

an, die ihn über Basel, wo er zum reformierten Glauben konvertierte, nach Berlin führte. Neben persönlichen Gründen war es wohl auch La Crozes' vorangegangene langjährige Beschäftigung mit der Transsubstantiationslehre, die er anhand einer Übersetzung des englischen Latitudinarius Edward Stillingfleet für falsch erklärte, die zum Streit und schließlich zu seiner Flucht aus dem Kloster führte.<sup>83</sup>

Unter den Benediktinermönchen der Kongregation St. Maur gab es viele, die im Geheimen mit dem Protestantismus sympathisierten und deshalb schockiert von der repressiven Politik Ludwigs XIV, dem Widerruf des Ediktes von Nantes, und den Jesuiten waren.<sup>84</sup> Es ist wahrscheinlich, dass der dänische Gesandte Henning Meyercrone,<sup>85</sup> der in fußläufiger Nähe zum Kloster residierte, an der Planung von La Crozes' Flucht beteiligt war. Die Botschaft betätigte sich auch als Fluchthelfer für zahlreiche hugenottische Flüchtlinge nach dem Rückruf des Ediktes von Nantes. La Croze kam wohl auf diesem Weg auch in Kontakt mit dem im Dienst des preußischen Kurfürsten stehenden Numismatiker Ezechiel von Spanheim, der ihm eine Stelle als königlicher Bibliothekar in Berlin verschaffte, wo er den Rest seines Lebens verblieb.<sup>86</sup> La Croze starb in Berlin im Jahr 1739.

Auch zu La Crozes' Briefwechsel fehlt eine umfangreiche Gesamtausgabe. Sein Briefwechsel wurde teilweise im sogenannten *Thesaurus Epistolicus Lacrozianus* 1742<sup>87</sup> veröffentlicht und von seinem Schüler Charles Etienne Jordan für seine Biographie herangezogen.<sup>88</sup> Auch für La Croze stimmt der Befund, dass seine Briefwechsel einen wichtigen Teil seines Nachlasses darstellen, auch wenn er zur Zeit der untersuchten Konstellation zusätzlich einige kleinere Traktate veröffentlichte.<sup>89</sup> Es war wohl nicht zuletzt wegen seiner früh entwickelten Abneigung gegen die Jesuiten und seiner Vorliebe für klandestine und erotische Traktate der Renaissance, dass La Croze von einigen jüngeren Gelehrten bewundert wurde, vielleicht aber auch wegen einer von ihm verfassten Abschrift der Ringparabel, welche wahrscheinlich aus einer Ausgabe der Schrift *de tribus impostoribus*, dem berühmtesten atheistischen Traktat der Frühmoderne,

83 Vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe. Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssière La Croze (1661-1739), Tübingen 2001. S.10-29.

84 Vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe: Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssière La Croze (1661-1739), Tübingen 2001. S.19

85 Vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe: Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssière La Croze (1661-1739), Tübingen 2001. S.19-23.

86 Vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe. Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssière La Croze (1661-1739), Tübingen 2001. S.30-35.

87 Uhl, Johann Ludwig: *Thesaurus Epistolicus Lacrozianus*, Leipzig 1741.

88 Jordan, Charles Etienne: *Histoire de la vie et des Ouvrages de Mr. La Croze*. Amsterdam 1741. Vgl. auch: Häsel, Jens. Ein Wanderer zwischen den Welten. Charles Etienne Jordan (1700-1745), Berlin 1993.

89 Vgl. Teilkapitel 4.3: Argumentation Mathurin Veyssière de la Croze. Sein bedeutendstes Werk, die *Histoire du Christianisme des Indes* veröffentlichte er erst später, 1724. La Croze, Mathurin Veyssière. *Histoire du Christianisme des Indes*, Paris 1724.

angefertigt worden war.<sup>90</sup>

### **1.3.4 Praktische Motivationslagen: Gemeinsame antiquarische und sprachwissenschaftliche Interessen und Gelehrtennetzwerke der untersuchten Konstellation**

In der Folge des bisher Ausgeführten ergibt sich nun die Schwierigkeit der Abgrenzung der hier untersuchten Konstellation. Dadurch, dass alle drei Protagonisten sehr weitläufige Netzwerke hatten, muss die zu untersuchende Konstellation aus diesen anderen, sonstigen Netzwerkstrukturen erst herausgeschält werden, was durch die Herausstellung von sinnstiftenden Verbindungen zwischen den drei Protagonisten, die als praktische Motivationslagen für die antiquarischen Themenkomplexe fungieren, geschehen soll.

Antiquaren ging es in ihrem Alltag sicher nicht ausschließlich und ständig darum, die historische Tradition vor skeptizistischen Angriffen jeglicher Art zu schützen. Die antiquarischen Problemlagen, die bereits ausführlich geschildert wurden, waren ja zum Einen rein theoretischer Art und zum Anderen für Zeitgenossen selbstverständlich, allgemein gültig und daher oft – außer in speziellen Situationen wie der Ausweitung einer Debatte in ein anderes Milieu oder einer Streitsituation<sup>91</sup> – im Hintergrund und nicht der Rede wert scheinend. Erst durch praktische Motivationslagen erhielten sie eine konkrete Bedeutung für die Herausbildung einer Konstellation.

Praktische Motivationslagen bildeten sich für die vorliegende Konstellation zum Einen aus biographischen Gemeinsamkeiten, welche die wissenschaftliche Neugier und das antiquarische Interesse der drei Gelehrten im positiven Sinne als eine Art Faszinationsgemeinschaft bedingten. Es wurde bereits erwähnt, dass alle drei Protagonisten durch verschiedene politische und administrative Ämter in das öffentliche diplomatische und politische Leben ihrer Zeit eingebunden waren. Diese Tatsache und das damit verbundene symbolische Kapital wirkte sich unmittelbar auf die Möglichkeiten zur Beschaffung von antiquarischen Informationen durch die jeweiligen Briefnetzwerke der drei Gelehrten aus.<sup>92</sup> Alle drei Gelehrten hatten also dadurch, nur für sich gesehen,

<sup>90</sup> Vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe. Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssière La Croze (1661-1739), Tübingen 2001. S. 5-10. Zur Rolle des Traktates von den drei Betrügern in der Frühen Neuzeit allgemeine Mulsow, Martin: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720 (2 Bände), Göttingen 2018. Band 1: Moderne aus dem Untergrund S. 143-195.

<sup>91</sup> Wie Fußnote 21

<sup>92</sup> Seit längerer Zeit wird in der Forschung zur europäischen Gelehrtenrepublik darauf verwiesen, dass die Themen der Aufklärung wie Skepsis gegenüber überliefertem Wissen, Reform der Gesellschaft,



zahlreiche Möglichkeiten, sich mit antiquarischen Informationen zu versorgen.

Gerade bei Leibniz sind die antiquarischen und im Speziellen die sprachwissenschaftlichen Interessen von Anfang an offensichtlich mit der Informationsbeschaffung für die von ihm allumfassend angelegte Welfengeschichte<sup>93</sup> verbunden, die er hauptsächlich durch seine Briefnetzwerke – für deren Aufrechterhaltung er wiederum seine diplomatischen und politischen Kontakte spielen ließ – bewerkstelligte.<sup>94</sup> Michael Carhart hat erst kürzlich herausgestellt, dass es der Plan für die zweite der beiden Dissertationen, die als Grundlagen für Leibniz's umfangreich angelegtes Geschichtswerk geplant waren, und die unter dem Namen *Migrations gentium* erscheinen sollte, war, die Leibniz zu seinen Annahmen zu Nordasien als Wiege der

---

Wissenschaft und Religion sowie eine an diese Reformen gekoppelte Gemeinnützigkeitsdoktrin mit der Einsicht einhergingen, dass Information ein wertvolles Kapital darstellte. Dies galt für den Bereich von öffentlicher Politik und Diplomatie genauso wie für den Bereich der Wissenschaft in Form der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik, also im Besonderen für die gelehrte Korrespondenz und verband diese beiden Bereiche auch miteinander. Vgl. Mulsow, Martin: Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2007. Goldgar, Anne: Impolite Learning. Conduct and Community in the Republic of Letters, New Haven 2005. Zum Unterschied von Ideal und Realität der Gelehrtenrepublik vgl. Grafton, Anthony: A Sketch Map of a Lost Continent – The Republic of Letters in: Republics of Letters – A Journal for the Study of Knowledge, Politics and the Arts 1 (2009). Daston, Lorraine: The Ideal and Reality of the Republic of Letters in the Enlightenment in: Science in Context, Vol. 4, 2 (1991), pp. 367-386. Dieser Befund steht dabei in einem starken Gegensatz zu einer älteren, v.a. von Jürgen Habermas und zahlreicher seiner Adepten vertretenen schematischen Unterscheidung von fürstlicher Arkanpolitik auf der einen und aufgeklärter, bürgerlicher Öffentlichkeit auf der anderen Seite, welche erstere langsam überwindet und abschafft. Vgl. dazu: Habermas, Jürgen: Strukturwandel der bürgerlichen Öffentlichkeit, Neuwied 1962.

- 93 Leibniz glaubte wohl zu Beginn, dieses Werk innerhalb weniger Jahre beenden zu können. Jedoch führte die von ihm beabsichtigte, sehr ausgreifende Darstellung der Welfengeschichte im Kontext der deutschen und europäischen Geschichte seit Karl dem Großen dazu, dass die *Annales imperii occidentis Brunsvicenses* an seinem Lebensende erst bis zum Jahre 1005 fortgeschritten waren. Sie gleichen auch eher einer Reichsgeschichte denn der von Georg Ludwig erwarteten, den Aufstieg Hannovers propagandistisch begleitenden Geschichte des Welfenhauses. Trotzdem oder gerade deshalb ist das Projekt als beachtenswerte antiquarische Arbeit zu sehen, denn Leibniz brachte v.a. Quellen, die er für die Grundlagen einer wissenschaftlich fundierten und kritisch überprüfaren Geschichtsschreibung hielt, zwischen 1707 und 1711 in den *Scriptores rerum Brunsvicensium* (Teil 1-3) heraus. Vgl. Gädeke (Hg.): Leibniz als Sammler und Herausgeber historischer Quellen, Wiesbaden 2012.
- 94 Nora Gädeke hat diese Verbindung bereits erforscht und dabei festgestellt, dass Leibniz beide Bereiche für seine Interessen gut zu nutzen wusste, indem er beispielsweise für die Kommunikation in der Hofgesellschaft relevante Informationen aus seinen Korrespondenzen zog. Vgl. Gädeke, Nora: Leibniz lässt sich informieren. Asymmetrien in seinen Korrespondenzbeziehungen in: Herbst; Kratochwil (Hgg.): Kommunikation in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. Main, 2009. S. 25-47. Auch umgekehrt konnten aus der offiziellen Politik kommende Informationen in die Briefwechsel einfließen. So wurden beispielsweise im Briefwechsel zwischen Cuper und Leibniz alle möglichen strategischen Annahmen zum spanischen Erbfolgekrieg ausgetauscht, die sicherlich gespeist aus den jeweiligen Präsenzen der beiden am Hannoveraner Hof bzw. bei den holländischen Generalstaaten. Ähnliches ist auch für die Informationsbeschaffung im Rahmen der Welfengeschichte anzunehmen. Vgl. dazu: Waldhoff, Stephan: Leibniz' Korrespondenz im Kontext seiner Arbeit am *Opus Historicum* in: Subnetworks in Leibniz's Correspondence and Intellectual Network (Internationale Tagung der Herzog-August Bibliothek Wolfenbüttel, 15.-17.03.2017). Die einzige Edition von Cupers Briefen von Pieter Bosscha hat sogar nur diesen „politischen“ Teil der Briefwechsel veröffentlicht und die – aus heutiger Sicht viel interessanteren – wissenschaftlichen Teile herausgekürzt. Vgl. Bosscha, Pieter: Opgave en beschrijving van de handschriften, nagelaten door Gisbertus Cuperus, Deventer 1842. Allgemeiner zur Rolle von Informationsbeschaffung im Kontext der frühneuzeitlichen Diplomatie vgl. Droste, Heiko: Im Dienste der schwedischen Krone – Schwedische Diplomaten im 17. Jahrhundert, Münster 2006.

ältesten Sprachen und Völker der Welt führte.<sup>95</sup> Carhart hat dabei, wie schon Stephan Waldhoff vor ihm<sup>96</sup>, betont, dass für Leibniz im Rahmen dieser Studien zu den Völkerwanderungen lebende Sprachen als historische Quellen da, wo es sonst keine anderen Zeugnisse gab, besonders relevant waren<sup>97</sup> und dass daher die von ihm betriebenen Sprachstudien eng mit seinen Studien zur Welfengeschichte, weniger jedoch mit seinen anderen, sprachphilosophischen, Überlegungen zu tun hatten.

Es war also im Zusammenhang mit diesem Werk, dass Leibniz während den 1690er Jahren ein Briefnetzwerk zur Beschaffung von antiquarischen und sprachwissenschaftlichen Informationen zu asiatischen Völkern und im Besonderen zur sibirischen und chinesischen Kultur und Sprache, aufbaute.<sup>98</sup> Dabei ist anzunehmen, dass er das soziale Kapital, welches ihm durch seine Teilhabe an der Hofgesellschaft in Hannover zukam, bestens zu nutzen wusste.<sup>99</sup>

Für den Aufbau dieses Netzwerkes war für Leibniz die Italienreise, die er im Rahmen seiner Quellenstudien von 1687 bis 1690 machte und in deren Verlauf er Jesuitenpatres kennenlernte, die als Chinamissionare tätig waren, besonders wichtig. Er versuchte seit Beginn dieser Reise bis beinahe ans Ende seines Lebens seine Briefkontakte dazu zu

95 Vgl. Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters*, Baltimore 2019, pp. 11-12.

96 Waldhoff, Stephan: Leibniz' sprachwissenschaftliche und polyhistorisch-antiquarische Forschungen im Rahmen seines *opus historicum* mit einem Blick auf die *Collectanea Etymologica* in: Li (Hg.): *Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen. Beiträge zu Leibniz' Sprachforschung und Zeichentheorie*, Stuttgart 2014, S. 269-317.

97 Besonders oft wurden diese Untersuchungen durch die Übersetzung eines Vaterunser in die jeweiligen Sprachen durchgeführt. Vgl. dazu: Van Haal, Ton: Leibniz, das Vaterunser und die Sprachenvielfalt in: Grötschel; Knobloch; Schiffers; Woisnitza; Ziegler (Hgg.): *Vision als Aufgabe – Das Leibniz-Universum im 21. Jahrhundert*, Berlin 2016, S. 255-264. Die Welfengeschichte war im Übrigen auch ein typisches Beispiel dafür, wie gerade in der Zeit um 1700 antiquarische Studien für die Herrschaftslegitimation von Adelsgeschlechtern genutzt werden konnten. Gelehrte und Adlige bildeten dabei eine Art Zweck-, wenn auch keine Interessensgemeinschaft, da erstere die wissenschaftliche Expertise, zweitens die finanziellen Mittel für solche Unternehmungen besaßen. Das Interesse von Gelehrten wie Leibniz war dabei im Sinne einer beweisgestützten Rekonstruktion historischer Fakten sicher anders gelagert als das seiner Auftraggeber, der Welfenfamilie. Wie Leibniz diesen Spagat zwischen gelehrter Quellenarbeit und den rechtshistorischen Ansprüchen seiner Hannoveraner Dienstherren, die er auch bei der Erlangung der neunten Kurwürde 1692 unterstützte, meisterte, hat Nora Gädeke geschildert. Vgl. Gädeke, Nora: *Im Vorfeld des spanischen Erbfolgekrieges. Leibniz bringt seine Kollektaneen zum Einsatz* in: Wallnig, Stockinger, Peper, Fiska (Hgg.): *Europäische Geschichtskulturen um 1700 zwischen Gelehrsamkeit, Politik und Konfession*, Berlin 2012, S. 485-513.

98 Vgl. Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters*, Baltimore 2019, S. 12-13. Carhart widmet sein ganzes Buch Leibniz' Versuchen, während der 1690er Jahre durch die Etablierung von Briefkontakten an Informationen aus China und Nordasien zu kommen. Es endet zu dem Zeitpunkt, als diese Netzwerke um 1697 endlich begannen, Informationen zu liefern. In diesem Sinne schließt die vorliegende Arbeit auch an Carharts Buch an, da darin z.T. auch die von Leibniz in den 1690er Jahren geknüpften Verbindungen, z.B. zu Joachim Bouvet, v.a. aber über Cuper zu Nicolaas Witsen, eine Rolle spielen für den Informationsfluss in der untersuchten Konstellation. Die von Carhart formulierte Annahme, dass Leibniz' Interesse an den natürlichen Sprachen Asiens nicht in Zusammenhang stand mit seinen sprachphilosophischen Unternehmungen zu einer Universalsprache, wird am Ende der Arbeit noch einmal aufgegriffen. Vgl. Teilkapitel 4.1: *Argumentation Gottfried Wilhelm Leibniz*.

99 Wie Fußnote 94.

nutzen, an wissenschaftliches Wissen aus China zu kommen.<sup>100</sup> Dies funktionierte freilich nur bedingt, denn einerseits waren die Transportwege enorm lang und strapaziös, und so konnte es Jahre dauern, bis einer der Briefe beantwortet aus der Hauptstadt Peking zurückkam. Andererseits wurde seit 1704 durch ein päpstliches Edikt die Missionsarbeit der Jesuiten in China sehr erschwert,<sup>101</sup> was sich auch auf den Informationsfluss in den jesuitischen Netzwerken auswirkte. In den Jahren zwischen 1708 und 1710 gab es daher keine direkte Korrespondenz mehr zwischen Leibniz und den Jesuiten in China. Stattdessen waren Cuper und sein Kontaktmann Witsen die wichtigsten Quellen für Leibniz' Zugang zu asiatischen Themen.<sup>102</sup>

Auch Cuper war ein begeisterter Antiquar und fanatischer Sammler von allerlei Antiquitäten. Er besaß eine der wichtigsten Münzsammlungen Europas und beschäftigte sich auch mit der holländischen Geldpolitik seiner Zeit. Schließlich war Amsterdam im 17. Jahrhundert einer der wichtigsten Umschlagplätze des Welthandels, an dem viele verschiedene Währungen zirkulierten.<sup>103</sup> Auch bei Cuper ging antiquarisches Interesse eng einher mit einem Interesse an exotischen, außereuropäischen Sprachen und Kulturen, wobei er sich durch seine Briefnetzwerke mit Informationen versorgen ließ. Cuper sah sich dabei selber wohl eher als Ordner und Verteiler von Wissen denn als Ideengeber. Man könnte ihn in diesem Sinn auch als einen der wichtigsten Sekretäre und Informationsbroker der europäischen Gelehrtenrepublik bezeichnen.<sup>104</sup>

Cuper hatte, wie Leibniz auch, gute Verbindungen nach Rom zu katholischen und jesuitischen Gelehrten, die gerade für die Informationen aus China und Südostasien so relevant waren. Darüber hinaus unterhielt er auch Kontakte ins katholische Italien, zum Bibliothekar des Herzogs von Florenz Antonio Magliabechi, zum päpstlichen Kämmerer

100 Gerade in den späten 1690er Jahren waren dabei die mit der Chinamission Ludwigs XIV bedachten Jesuiten wie Antoine Verjus und Joachim Bouvet von größter Bedeutung. Vgl. Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters*, Baltimore 2019. pp.175-209.

101 Vgl. Friedrich, Markus: *Die Jesuiten – Aufstieg, Niedergang, Neubeginn*, München 2016. S. 512.

102 In diesem Sinne schließt die vorliegende Arbeit hier auch eine Lücke, da der direkte Briefwechsel zwischen Leibniz und Witsen für die hier untersuchte Periode aussetzt und erst ab 1713 wieder besteht, Leibniz aber in der untersuchten Konstellation über Cuper mit Witsen vernetzt bleibt. Markus Friedrich hat bereits darauf verwiesen, dass Witsen neben den Jesuiten als Nachrichtenagentur für die ganze Welt für Leibniz sehr wichtig war. Vgl. Friedrich, Markus: *G.W. Leibniz und die protestantische Diskussion über Heidenmission. Zur Eigenart und historischen Stellung seines Chinainteresses im Vergleich zu Conrad Mel und der lutherischen Theologie um 1700* in: Beiderbeck; Dingel; Li (Hgg.): *Umwelt und Weltgestaltung – Leibniz' politisches Denken in seiner Zeit*, Göttingen 2015. S.641-679.

103 Dabei kam es häufig zu Umtauschproblemen. Vgl. Cook, Harold: *Assessing the Truth. Correspondence and Information at the End of the Golden Age*, Leiden 2013. An dem Beispiel von Cupers Interesse für aktuelle Münzpolitik kann man auch erkennen, dass antiquarisches Interesse, in diesem Fall die Numismatik, nicht unabhängig von aktuellen, in diesem Fall wirtschaftspolitischen, Themen war.

104 Vgl. Chen, Bianca: *Digging for Antiquities with Diplomats. Gisbert Cuper (1644-1716) and his social capital* in: *Republics of Letters* 1,1 (2009)

Francesco Bianchini<sup>105</sup> und zum Augustinermönch Guillaume Bonjour.<sup>106</sup> Als Mitglied der holländischen Generalstaaten hatte er jedoch auch andere Quellen für Informationen von jenseits der europäischen Grenzen. So waren seine Kontaktpersonen im Orient u.a. Conraed Calckberner, der ihn über die Ausgrabungen von Palmyra informiert hatte und auch der Konsul in Smyrna Daniel de Hochepped. Cuper vermittelte auch Kontakte zwischen jüngeren schwedischen Gelehrten wie Johann Gabriel Sparwenfeldt und der hugenottischen Prominenz in den Niederlanden wie Pierre Bayle und Henri Basnage de Beauval. Nicht zuletzt korrespondierte Cuper auch mit anderen Gelehrten in den Niederlanden wie dem Orientalisten Jacob Rhenferd von der Universität Franeker.

Eine Verbindung von Cuper muss im Besonderen betont werden, da sie für die vorliegende Untersuchung von Bedeutung ist, nämlich die mit Nicolaas Witsen, den Cuper 1683 in den Generalstaaten als Abgeordneten kennenlernte und mit dem ihn seitdem eine lebenslange Freundschaft und – wichtig im Sinne der bereits erwähnten gemeinsamen antiquarischen Interessen der Konstellation – Forschungen zur Sintflut, den zehn verlorenen Stämme und dem Ursprung der Sprache verbanden.<sup>107</sup> Witsen war, wie Cuper auch, treuer Anhänger Wilhelms von Oranien,<sup>108</sup> und Cuper war von Anfang an von Witsens Russlandkarte begeistert gewesen, die dieser, der als junger Mann einige Zeit in Russland bei der deutschen Kaufmannschaft von Moskau verbracht hatte, 1687 zum ersten Mal herausbrachte.<sup>109</sup> Witsen, der neben seiner Tätigkeit für die Generalstaaten auch im Vorstand der holländischen Ostindienkompanie saß, hatte, mehr noch als Cuper, viele Protégés, die er als Investigatoren in die Welt hinausschickte, darunter Engelbert Kämpfer<sup>110</sup>, den deutschen Arzt und Autor der *Amoenitates Exoticae* von 1712, Herbert de Jager, den Persienreisenden Lodewijk Fabritius<sup>111</sup> und Cornelis de Bruijn<sup>112</sup>, welche ihm von Funden aus Persien berichteten.

105 Vgl. Teilkapitel 2.4: Eine Inschrift aus Palmyra in palmyrenisch-aramäischer und griechischer Schrift.

106 Vgl. Teilkapitel 2.2: Architektur und Gründungsgeschichte von Persepolis. Teilkapitel 3.3.: Interpretationen der Inschrift auf dem Spiegel.

107 Vgl. Peters, Marion: Nicolaes Witsen und Gijsbert Cuper. Two Seventeenth Century Dutch Burgomasters and their Gordian Knot in: LIAS: Sources and Documents relating to the early History of Ideas 16 (1989), pp. 111-151.

108 In diesem Zusammenhang war er auch als politischer Berater bei der Einsetzung von Wilhelm von Oranien als englischer König während der Glorreichen Revolution von 1688/89 dabei, vgl. Peters, Marion: De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam, Amsterdam 2010. pp. 65-69.

109 Vgl. Peters, Marion: De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam, Amsterdam 2010. p. 441.

110 Vgl. Teilkapitel 2.3: Neue Bilder der Ruinen von Cornelis de Bruijn.

111 Fabritius hatte als Gesandter auch die sibirischen Gräber von Tobol, die in den Teilkapiteln 3.2-3.4 dieser Arbeit besprochen werden, entdeckt und Witsen darüber in Kenntnis gesetzt. Vgl. Peters, Marion: Nicolaes Witsen und Gijsbert Cuper. Two Seventeenth Century Dutch Burgomasters and their Gordian Knot in: LIAS: Sources and Documents relating to the early History of Ideas 16 (1989), pp. 111-151.

112 Vgl. Teilkapitel 2.3: Neue Bilder der Ruinen von Cornelis de Bruijn.

Was La Crozes antiquarische Interessen angeht wurden diese v.a. durch die historiographische Schule von Jean Mabillon geprägt, dessen Lehre er während seiner Zeit im Kloster St. Germain des Près kennenlernte.<sup>113</sup> Benediktinermönche von der Kongregation des heiligen Maurus bildeten eine historische Schule, welche zahlreiche methodische Neuerungen im Umgang mit der Kirchengeschichte einführten, die stark auf antiquarischer Systematik, aber auch auf der Untersuchung von kunsthistorischen Quellen, fußte.<sup>114</sup> Auch bei La Croze ging antiquarisches Interesse Hand in Hand mit sprachwissenschaftlichen Studien, auch gerade zu exotischen Völkern und Kulturen und auch er hatte dabei gelehrte Briefnetzwerke, um sich mit solchen Informationen versorgen zu lassen. Er galt in der gelehrten Welt um 1700 als ausgewiesenes Sprachgenie.<sup>115</sup> Zu seinen Publikationen gehören u.a. ein armenisch-lateinisches, ein altslawisch-lateinisches und ein koptisch-lateinisches Lexikon.<sup>116</sup>

Unter La Crozes' Briefpartnern befanden sich neben Gottfried Wilhelm Leibniz und Gisbert Cuper auch zahlreiche Vertreter der deutschen Frühaufklärung wie Johann Christoph Wolf, Johann Burckhard Mencke, Jakob Brucker und Christoph August Heumann.<sup>117</sup> La Croze unterhielt auch Briefwechsel mit einigen jüngeren Autoren wie Peter Friedrich Arpe, Johann Lorenz Mosheim und Siegfried Bayer. Für La Croze gilt im Rahmen der beschriebenen Konstellation, dass dieser weit weniger als die anderen beiden direkte eigene Kontakte in außereuropäische Gebiete hatte, bzw. erst später, ab 1716, direkten Kontakt zu Bartholomäus Ziegenbalg unterhielt, der ein protestantisches Missionsprojekt in Tranquebar, das von Halleschen Pietisten und der Dänischen Ostindienkompanie gesponsert war, leitete.<sup>118</sup> Für die hier untersuchte Periode zwischen 1708 und 1710 lässt sich Gisbert Cuper, dessen Rolle als Informationsbroker in der Gelehrtenrepublik und dessen besondere Verbindung mit Nicolaas Witsen bereits betont wurden, als Informant in asiatischen Dingen ausmachen - sowohl für La Croze als auch für Leibniz.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass alle drei Protagonisten ausgeprägte

113 Vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe. Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssiére La Croze (1661-1739), Tübingen 2001. S. 10-29.

114 Vgl. dazu Bickendorf, Gabriele: Die Historisierung der italienischen Kunstbetrachtung im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 1998. S. 123-179.

115 Vgl. Babin, Malte-Ludolf: Armenisch, Albanisch, Hokkien. Zum sprachwissenschaftlichen Teil von Leibniz' Korrespondenz mit Mathurin Veyssiére de la Croze (1704-1716) in: Li (Hg.): Einheit de Vernunft und Vielfalt der Sprachen – Beiträge zu Leibniz' Sprachforschung und Zeichentheorie, Stuttgart 2014. S. 207-219.

116 Letzteres kam allerdings erst 1775, lange nach La Crozes' Tod, heraus. Vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe. Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssiére La Croze (1661-1739), Tübingen 2001. S. 98-140.

117 Jordan, Charles Etienne: *Histoire de la vie et des Ouvrages de Mr. La Croze*. Amsterdam 1741. Uhl, Johann Ludwig: *Thesaurus Epistolicus Lacrozianus*, Leipzig 1741.

118 Zu dieser Mission vgl. App, Urs: *The Birth of Orientalism*, Philadelphia 2010. pp. 77-133.

antiquarische Interessen an exotischen, außereuropäischen Kulturen hatten.<sup>119</sup> Diese Interessen sind im Sinne der Konstellationsforschung als praktische Motivationslage für die rekonstruierten antiquarischen Themenkomplexe zu sehen, die jedoch eng mit theoretischen Problemlagen in der Form von sprachwissenschaftliche Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte zusammenhängt. Jeder der drei Protagonisten der untersuchten Konstellation, die allesamt als sehr hochrangige Mitglieder der internationalen Gelehrtenrepublik bezeichnet werden können, hatte dabei eigene Netzwerke, auch über europäische Grenzen hinweg, um sich mit relevanten Informationen zu antiquarischen Themen zu versorgen. Die im Rahmen dieser Untersuchung dargestellte Konstellation ging jedoch qualitativ über diese übrigen Netzwerke hinaus. Wie bereits an der Beschaffenheit der Korrespondenz zwischen Witsen und Cuper, die ja in diesem Rahmen auch eine besondere Rolle spielt, klar wurde, ging es hier nicht nur um reine Informationsbeschaffung, weder im Sinne einer Patron-Klient Beziehung, noch im Sinne von Zugang zu einer bestimmten Art von Information, die einer privilegierten Gruppe vorbehalten war, wie dies beispielsweise bei Leibniz und den Jesuiten der Fall war. In den hier betrachteten Briefen ging es tatsächlich – und das ist wichtig festzuhalten – um den Austausch von gelehrtem Wissen zu außereuropäischen, exotischen antiquarischen Funden im Sinne einer Faszinationsgemeinschaft, auf Augenhöhe.<sup>120</sup>

### **1.3.5 Praktische Motivationslagen: Die Regeln einer vertrauensbasierten Kommunikation innerhalb der antiquarischen Themenkomplexe**

Neben den bereits beschriebenen antiquarischen Interessen gab es noch eine andere

<sup>119</sup> Natürlich war Leibniz im Rahmen seiner historischen Arbeit auch mit eher konventionellen antiquarischen Studien beschäftigt, wobei er bildlichen Darstellungen, wie sie auf Wappen oder Siegeln zu finden waren, immer seine besondere Aufmerksamkeit zukommen ließ. Vgl. Waldhoff, Stephan: *Medaillen, Sigilla und andere monumenta – Leibniz als Sammler und Interpret von Sach- und Bildquellen* in: Gädeke (Hg.): *Leibniz als Sammler und Herausgeber historischer Quellen*, Wiesbaden 2012, S. 49-119.

<sup>120</sup> Bei Cuper, dessen Verbindung zu Witsen und sein Informationsnetzwerk bereits als besonders bedeutend für die Konstellation beschrieben wurde, trifft dies vielleicht nicht ganz zu, denn er hatte durchaus eine privilegierte Position dadurch, dass er neue, exotische Funde in die Konstellation einbrachte. Andererseits war Cuper mindesetens genauso an den Einschätzungen ebendieser Funde durch seine Briefpartner interessiert, wie seine Briefpartner an den Funden selber. Es könnte aber sein, dass Cupers teilweise recht aggressives Einfordern von Informationen innerhalb einer vertrauensbasierten Kommunikation mit seiner privilegierten Position bei der Informationsbeschaffung zu tun hatte. Vgl. Teilkapitel 2.5: *Inschriften aus Palmyra und Naksh-i-Rustam*.

praktische Motivationslage, welche dazu beitrug, dass der untersuchte Briefaustausch zwischen Leibniz, Cuper und La Croze ein besonders intellektuell produktiver war. Es handelt sich dabei um die kommunikativen Bedingungen innerhalb von Briefwechseln um 1700 und ihre Auswirkungen auf den Austausch von antiquarischem Wissen innerhalb der hier untersuchten Konstellation.

Franz Mauelshagen hat die Rolle des Vertrauens bei der Bildung und Aufrechterhaltung von Beziehungsnetzen in der frühen Neuzeit beschrieben und dabei herausgestellt, dass die Praktiken der Netzwerkbildung auf einem Vertrauensbild beruhten, das sich aus moralphilosophischen Lehren der frühen Neuzeit ableitete.<sup>121</sup> Diese Auffassung von Vertrauen war ein zweischneidiges Schwert und brachte Konsequenzen für die Praxis der Briefwechsel mit sich. Neben dem Vertrauen selbst wurde nämlich die Achtsamkeit betont, die man in Vertrauensverhältnissen walten lassen sollte nach dem Motto *fide, sed cui vide, also trau, schau, wem*. Echtes Vertrauen war schwer zu erkennen, so der Tenor dieser Morallehre. Dabei war das Vertrauen nicht nur durch die Verschleierung eines rein ökonomisch motivierten Tauschhandels motiviert, wie dies Pierre Bourdieu vermutet hatte,<sup>122</sup> sondern entsprach einer Mischform von ökonomischen Prinzipien und vertrauensbasierter Freundschaft. In dieser Mischung, in der reines Interesse oft zu einer affektiven Handlung verklärt wurde, steckte ein gehöriges Potential an moralischem Zwang.<sup>123</sup>

Vertrauen wurde dabei in den Briefen selten direkt ausgedrückt. Es zeigte sich vielmehr in ritualisierten Floskeln wie der Beteuerung von vertrauensvoll generierter Information – gerade wenn es um antiquarische Objekte oder Abbildungen ging – oder dem ständigen Betonen der Gelehrsamkeit des Briefpartners.<sup>124</sup> Vertrauen musste außerdem zwischen

121 Mauelshagen, Franz: Netzwerke des Vertrauens. Gelehrtenkorrespondenzen und wissenschaftlicher Austausch in der frühen Neuzeit in: Frevert, Ute (Hg.): Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003. S. 119-152. Eine neuere Studie zur Rolle von Vertrauen innerhalb der frühneuzeitlichen Diplomatie: Ziegler, Hannes: Trauen und Glauben – Vertrauen und politische Kultur des Alten Reiches im konfessionellen Zeitalter, Affalterbach 2017.

122 Vgl. Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt a. Main 1994.

123 Mauelshagen, Franz: Netzwerke des Vertrauens. Gelehrtenkorrespondenzen und wissenschaftlicher Austausch in der frühen Neuzeit in: Frevert, Ute (Hg.): Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003. S. 119-152. Dass der gelehrte Austausch gleichsam die Materialisierung von sozialen Beziehungen war, für die Freundschaft den Ausdruck eines universalistischen und vereinheitlichenden Willens bildete, hat auch Sebastian Kühn herausgestellt. Völlig zu Recht hat auch er dabei betont, dass aus der Tatsache, dass vertrauensvolle Freundschaften für die Konstitution des gelehrten Standes insgesamt notwendig waren, die Konsequenz erwuchs, dass so mancher Umsicht, Vorsicht, aber auch Mißtrauen mit Freunden walten ließ, was auch zu heftigen Reaktionen führen konnte, wenn jemand den Erwartungen nicht entsprach. Vgl. Kühn, Sebastian: Dissimulatio als gelehrte Praxis? Politik sozialer Beziehungen in gelehrten Netzwerken in: Li; Noreik (Hgg.): Leibniz und der Gelehrtenhabitus – Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016. S. 35-49.

124 Dabei spielten auch Grußformeln zu Beginn der Briefe eine nicht zu unterschätzende Rolle als indirekte Vertrauensäußerung. Dazu Wallnig, Thomas: Amicus, Patronus und TEI. Überlegungen zum Modellieren von Beziehungen anhand von Grußformeln in Gelehrtenbriefen in: Li (Hg.): „Für unser Glück oder das Glück anderer“. Vorträge des X. Internationalen Leibniz-Kongresses (6 Bände),

den Briefpartnern ständig neu bewiesen werden, was wiederum auch den Zwang generierte, den Informationsfluss zu einem Thema aufrecht zu erhalten. Ein Abbruch der Kommunikation zog in dieser Praxis den Verlust von Vertrauen nach sich, eine Tatsache, die sich dann beobachten lässt, wenn die Antwort auf bestimmte Fragen nicht schnell genug erfolgte oder durch Störungen verhindert wurde. Es handelte sich also um eine Art von Vertrauen, die schnell auch in Mißtrauen umschlagen konnte.<sup>125</sup>

Die Regeln der vertrauensbasierten Kommunikation waren nicht zuletzt deshalb unverzichtbar, da der Verfasser eines Briefes sich in der Regel im Klaren darüber war, dass seine Briefe an Dritte, von denen man sich neue Erkenntnisse erwartete, weitergegeben werden konnten.<sup>126</sup> Jeder Briefeschreiber wusste daher, dass seine Briefe in einem gewissen Ausmaß auch öffentlich zugänglich gemacht werden konnten.

Die Einbindung in das öffentliche und politische Leben der Zeit um 1700 notwendig, deren Potential im vorherigen Teilkapitel bereits geschildert wurde, machte es aber andererseits auch notwendig, die Äußerungsfreiheit in den Briefwechseln durch bestimmte Regeln zu schützen und zu vermeiden, dass Streit, der den Ruf des entsprechenden Gelehrten und des gelehrten Austauschs insgesamt geschädigt hätte, überhaupt entstand, geschweige denn öffentlich wurde.<sup>127</sup> Deshalb sind die Regeln einer vertrauensbasierten Kommunikation besonders bedeutsam für die Untersuchung der vorliegenden Konstellation, die vor der Folie der oben geschilderten antiquarischen Problemlagen um 1700 zu sehen ist, innerhalb derer bestimmte Argumente zur biblischen Frühgeschichte, obwohl sie wissenschaftlich vertretbar waren, oft brisante Konsequenzen haben konnten.<sup>128</sup>

Eine spezielle Rolle innerhalb der Regeln der vertrauensvollen Kommunikation spielte dabei der Genauigkeitswert von bestimmten antiquarischen Objekten, wie Abzeichnungen von Inschriften, Kupferstiche oder Zeichnungen von alten Ruinen. Solche Objekte und die damit verbundenen Informationen waren vor dem Hintergrund der antiquarischen

---

Hildesheim 2016. S. 523-535.

125 Damit steht das Konzept des Vertrauens auch in engem Zusammenhang mit dem Konzept einer frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik, welche gleichfalls die hohen Ansprüche an sie selbst in Form einer Kommunikation ohne Grenzen und Zensur oft mit einer weniger idealen Realität abgleichen musste.

126 Wenn es darum ging, einen Brief direkt in einem Werk, z.B. als Vorwort, abzudrucken, musste jedoch um die Erlaubnis des Verfassers gesondert gefragt werden. Vgl. Waldhoff, Stephan: „Auff ein absonderlich Blatt Papier“. Eine bürokratische Technik zur Begrenzung von Öffentlichkeit in Leibnizens Briefwechsel in: Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016. S. 217-264. S. 219-229.

127 Es wurde bereits erwähnt, dass gerade bei Streits die Gefahr bestand, dass gewisse Inhalte aus den sozialen Milieus, für die sie bestimmt waren, in andere gelangten, wo sie andere Konsequenzen haben konnten. Wie Fußnote 21.

128 Der Streit zwischen dem Rittmeister Christoph Oelven und La Croze, der während der hier untersuchten Briefkonstellation stattfand, ist ein gutes Beispiel dafür. Vgl. Teilkapitel 3.3: Interpretationen der Inschrift auf dem Spiegel.



Problemlagen um 1700 besonders relevant, da ihr Status gleichzeitig auch den Wert der historischen Überlieferung als Ganzes bestärken oder schwächen konnte. So waren sie auch auf besondere Art und Weise mit der vertrauensbasierten Kommunikation in den Briefwechseln verbunden und konnten in ihrem Rahmen Vertrauen, aber auch Mißtrauen, generieren, wie in der vorliegenden Untersuchung sinnfällig wird.

Im Hauptteil dieser Arbeit werden für die Jahre 1708 bis 1710 nicht nur respektive die Briefwechsel zwischen Leibniz und Cuper sowie zwischen Leibniz und La Croze, sondern auch Briefwechsel zwischen Cuper und La Croze und darüber hinaus, wann immer eine thematische Erweiterung innerhalb der antiquarischen Themenkomplexe dies erfordert, Briefwechsel zwischen einem der drei Protagonisten der Konstellation mit einer anderen Person herangezogen. Es wird also, neben den drei Protagonisten Leibniz, Cuper und La Croze, keine absolut gültige personelle Abgrenzung vorgenommen, sondern, den antiquarischen Interessen der drei Protagonisten und den Regeln einer vertrauensbasierten Kommunikation in den Briefwechseln folgend, andere Personen dann einbezogen, wenn ihr Expertenwissen entsprechend der halböffentlichen Struktur der Briefe zu einem Themenkomplex eingefordert wurde.<sup>129</sup>

Die vorliegende Arbeit profitiert stark von der analogen und digitalen Editionsarbeit der Leibniz-Akademie Ausgabe, denn diese ermöglicht den Zugang zu den edierten Briefen, bietet einen einmaligen Überblick zu den Themen und Metadaten der Leibnizbriefe<sup>130</sup> und bietet damit einen idealen Ausgangspunkt für die inhaltliche Untersuchung von antiquarischen Inhalten mithilfe der Konstellationsforschung.<sup>131</sup> Jedoch wird durch die konstellatorische Herangehensweise die stark personenzentrierte Perspektive

129 In diesem Sinne konnte durch eine vertrauensbasierte Kommunikation so eine Weitergabe aber auch verhindert werden, wenn dies explizit gewünscht war. Dabei konnten Informationen, die wirklich nur explizit für den Empfänger bestimmt waren, in ein P.S. geschrieben werden, was von Leibniz beispielsweise regelmäßig und strategisch praktiziert wurde. Vgl. Waldhoff, Stephan: „Auff ein absonderlich Blatt Papier“. Eine bürokratische Technik zur Begrenzung von Öffentlichkeit in Leibnizens Briefwechsel in: Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016. S. 217-264. Es konnte sich dabei um Informationen handeln, die ein Schreiber in seiner eigenen Publikation zu verwenden trachtete und deshalb zurückhalten wollte.

130 Zu den Metadaten der Leibniz-Korrespondenz: <https://leibniz.uni-goettingen.de>. Ich möchte mich an dieser Stelle besonders bei Dr. Nora Gädeke bedanken, die mir zu Beginn meiner Arbeit Einblicke in dieses einmalige Wissen der Leibniz-Edition gewährt hat und durch die ich gleichermaßen Einsicht in bis dato nicht edierte Leibniz-Briefe, sowohl in Transkription als auch im Original, erhalten habe.

131 Natürlich gibt es zahlreiche Forschungen zu diesen und ähnlichen Inhalten aus den Briefwechseln und anderen Quellen, die an die Leibniz-Edition anknüpft, die jedoch nicht konstellatorischer Natur sind. Hier sind beispielsweise die Tagungsbände zu nennen, die im Bezug stehen zu den vielen verschiedenen Interessen des Universalgelehrten und damit auch zu aktuellen, kulturgeschichtliche Themen, z.B. Cook; Rudolph; Schulte (Hgg.): Leibniz und das Judentum, Stuttgart 2008. Li (Hg.): Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen. Beiträge zu Leibniz' Sprachforschung und Zeichentheorie, Stuttgart 2014. Beiderbeck; Dingel; Li (Hgg.): Umwelt und Weltgestaltung. Leibniz' politisches Denken in seiner Zeit, Göttingen 2015. Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016. Speziell zu Leibniz' Briefwechseln in den 1690er Jahren ist die erst kürzlich erschienene Arbeit Michael Carharts zu erwähnen: Carhart, Michael: Leibniz discovers Asia. Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore 2019.

aufgebrochen, deren Fokus auf dem Werk einer einzelnen, herausragenden Autorenpersönlichkeit, Gottfried Wilhelm Leibniz, liegt.<sup>132</sup>

Es wurde bereits erwähnt, dass die historische Rekonstruktion von antiquarischen Argumenten aus den Briefwechseln in Form von antiquarischen Themenkomplexen immer wieder in ihrer Wechselwirkung zu dem dahinter stehenden Denkraum zu sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte dargestellt wird. Dies ist natürlich nicht bei allen Sachfragen innerhalb der Themenkomplexe gleich gut möglich. Besonders dann, wenn sprachwissenschaftliche Fragen, die eng mit philosophischen und theologischen Themen der Zeit in Verbindung standen, in den Briefwechseln direkt thematisiert werden, ist diese Verbindung offensichtlich. Im Verlauf der antiquarischen Themenkomplexe werden jedoch auch antiquarische Funde und Sachfragen, – wie die Ruinen von Persepolis oder das Vordringen einer chinesischen Kultur nach Sibirien sowie der Fund von Elefantenknochen in dieser Region – die nicht direkt oder nur am Rande solche sprachwissenschaftlichen Fragen berühren, rekonstruiert. Da diese Sachfragen nicht direkt mit dem dahinter stehenden Denkraum verbunden werden können, soll für sie umso mehr die Möglichkeit genutzt werden, sie in Verbindung zu aktuellen Forschungsfragen zu stellen.

---

<sup>132</sup> Diese personenzentrierte Ausrichtung hat die Leibniz-Edition freilich gemeinsam mit anderen Briefeditionsprojekten, z.B. dem Haller-Briefwechsel in Bern. Dazu Stube; Hächler; Lienhardt (Hgg.): Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung (Studia Halleriana IX), Basel 2005. Oder dem Thomasius-Briefwechsel in Halle: Grunert; Hambrock; Kühnel (Hgg.): Christian Thomasius Briefwechsel. Historisch-kritische Edition (Band 1 1679-1692), Berlin 2017. Eine personenzentrierte Herangehensweise und Ausrichtung auf das Werk von Leibniz hat, wie in der Erläuterung einer philosophiegeschichtlich ausgelegten Konstellationsforschung im Rahmen von Dieter Henrichs Studien bereits erklärt wurde, einen Wert an sich und natürlich ist es völlig legitim, die Leibnizbriefe mit dieser Zielsetzung zu untersuchen, sowie dies beispielsweise Stephan Waldhoff schon seit längerem macht, um neues Licht auf Leibniz' Welfengeschichte zu werfen.

## 2. Antiquarischer Themenkomplex 1 von 1708-1710: Persepolis und das Rätsel der Keilschrift

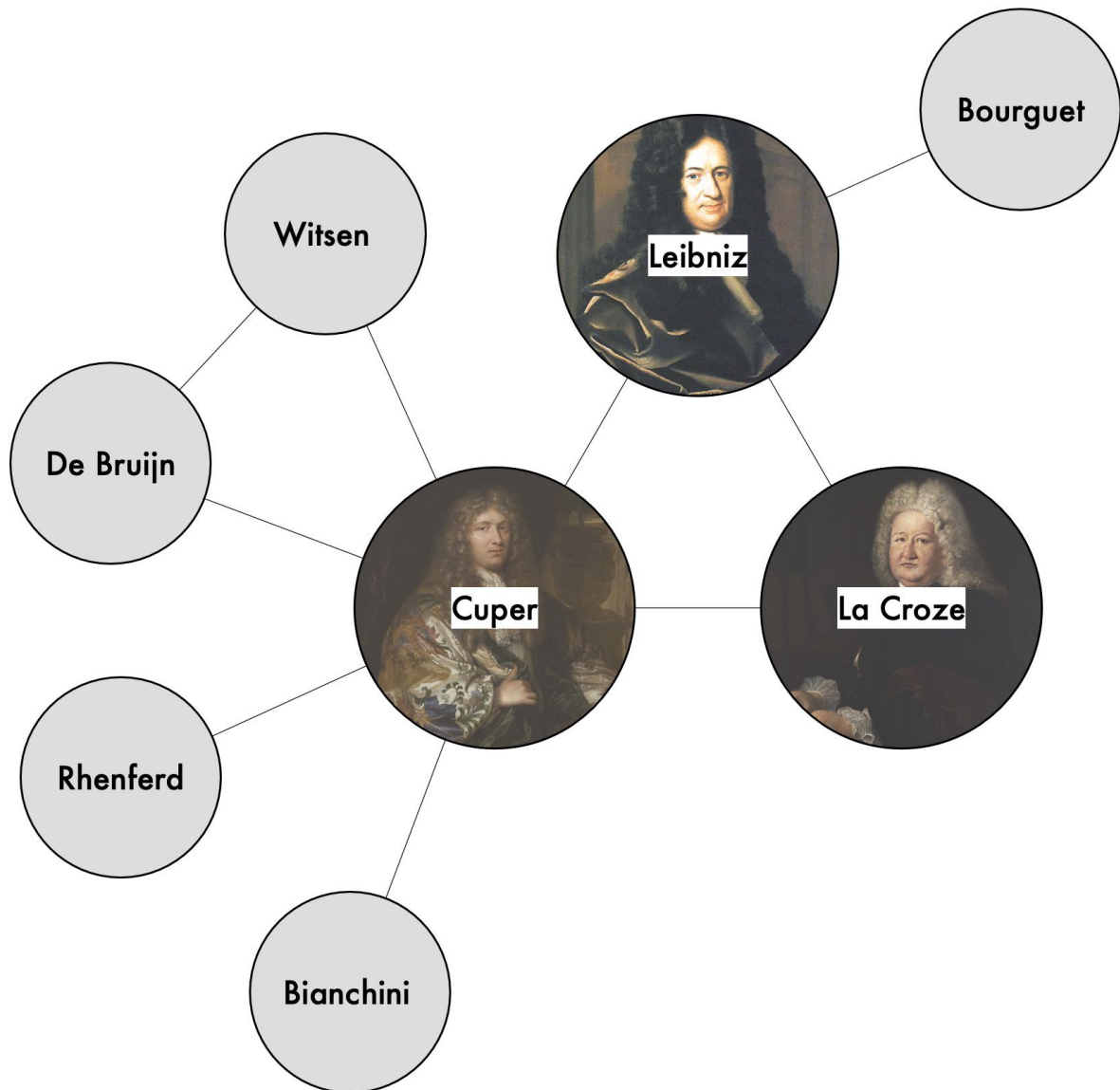


Abbildung 1: Konstellation zum Themenkomplex 1

### 2.1 Die keilförmigen Schriftzeichen von Persepolis

Der erste antiquarische Themenkomplex, der innerhalb dieser Briefkonstellation beschrieben werden soll, dreht sich um die Ruinen von Persepolis und die Beschaffenheit von dort gefundenen Inschriften. Neben den für Zeitgenossen unbekannten und

unentzifferbaren keilförmigen Schriftzeichen werden darin auch Gründungszeit und Gründungsumstände der Stadt Persepolis diskutiert.

Was Zeitgenossen vor der Entschlüsselung der Keilschrift durch Niebuhr, Grotefend und Rawlinson im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts nicht wissen konnten, war, dass diese in verschiedenen Ausprägungen existierte, die auch ihre zeitliche Entwicklung spiegelten. So ließen die persischen Großkönige ab Dareios I Inschriften grundsätzlich in drei verschiedenen Sprachen anbringen, die alle in keilförmigen Schriftzeichen geschrieben waren. Die älteste davon war die elamische Schrift, welche von den Persern – nachdem sie Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. die elamische Hauptstadt Susa erobert hatten – als Reichssprache verwendet worden war. Die zweite war die Sprache des neubabylonischen Chaldäerreichs, welches seit der Eroberung durch Kyros II den Großen 539 v. Chr. zum Perserreich gezählt wurde. Die jüngste und einfachste Variante war die altpersische Keilschrift als späte Sonderform, die wohl unter Dareios dem Großen erfunden worden war. Es war die letztgenannte altpersische Keilschrift, die als erstes als alphabetische, aramäische Schrift entziffert werden konnte und durch die schließlich auch die anderen Keilschriften entschlüsselt wurden.<sup>133</sup>

Die Ruinen von Persepolis waren um 1700 von besonderem Interesse für eine christlich geprägte Erforschung der Bibel, welche die Stadt in direkten Zusammenhang mit der alttestamentarischen Narrative brachte. Die Bedeutung und Beschaffenheit der persepolitischen Ruinen stand dabei auch in engem Zusammenhang zur Bedeutung der dort gefundenen Keilschrift. Und diese war wiederum an die Frage nach der Entstehung der Buchstaben im alttestamentarischen Kontext gebunden, wie im Folgenden klarer wird.

In einem Brief an Cuper vom 29. Dezember 1707 schrieb Leibniz über ein neues Werk, das bald herauskommen würde, und das ihn besonders zu interessieren zu schien. Der Schweizer Kaufmann und Gelehrte Louis Bourguet,<sup>134</sup> so Leibniz, plane ein Werk über den Ursprung und die Geschichte der Buchstaben. Bourguet hoffe, so Leibniz weiter, darin die hieroglyphischen, aber auch alle möglichen anderen alten und verborgenen Alphabete zu erhellen. Er, Leibniz, schicke Cuper den Index des Werkes mit, damit dieser besser die

<sup>133</sup> Vgl. Doblhofer, Ernst: Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen, Wien 1957. Kapitel III: Auranmazda ließ mir Beistand. Die Entzifferung der altpersischen Keilschrift. S. 101-144.

<sup>134</sup> Bourguet, Louis (1678-1742). Sohn einer hugenottischen Kaufmannsfamilie, die nach dem Rückruf des Ediktes von Nantes nach Zürich ausgewandert war. Louis Bourguet ließ sich dann 1704 in Neuchâtel nieder. Er besuchte keine Universität, war aber Autodidakt und Experte in Geologie und Paläontologie, sowie Connaissanceur von alten Münzen und Texten. Vgl. Goldenbaum, Ursula: Eine frühe Rezeption von Leibniz' Dynamik oder was wir von der Korrespondenz zwischen Louis Bourguet und Jacob Hermann lernen können in: Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016.

Gedanken Bourguets nachvollziehen könne.<sup>135</sup>

Wie viele seiner Zeitgenossen interessierte sich Bourguet für den Ursprung der Sprachen und der Völker<sup>136</sup> und in diesem Zusammenhang auch für die Entwicklung der ersten Schriften. Seit 1704 hatte er den Plan gefasst, eine *Histoire critique de l'origine des lettres* herauszubringen, die er jedoch niemals fertigstellte.<sup>137</sup> Er hatte deshalb auch schon seltene Bücher, Handschriften, Medaillen und Alphabete gesammelt, einige davon aus Rom, aus päpstlichen Beständen, als er 1709 wieder aufgab, nachdem Montfaucons *Palaeographia Graeca* erschienen war, worin Bourguet nach eigenen Aussagen das Meiste, was er in seinem eigenen Buch beschreiben hätte wollen, bereits abgearbeitet fand.<sup>138</sup> In Montfaucons Werk ist ein Kapitel zu finden, welches die Entwicklung der griechischen Buchstaben aus dem phönizischen Alphabet thematisiert.<sup>139</sup> Darin beschreibt Montfaucon eine Genealogie dieser Schriften,<sup>140</sup> durch die eine gängige Theorie seiner Zeit festgehalten war, nach der die griechischen Buchstaben zusammen mit den samaritanischen und hebräischen auf eine gemeinsame phönizische Schrift zurückzuführen seien.<sup>141</sup>

Im Gegensatz zum Brief von Leibniz an Cuper vom 29. Dezember 1707 aus der Gottfried Wilhelm Leibniz-Bibliothek Hannover<sup>142</sup> ist der Anhang mit dem Index von Bourguets Arbeit in einer Abschrift desselben Briefes, die sich in der Nationalbibliothek Den Haag

135 „Denique est quidam mercator apud Helvetios Burguettus nomine, nec doctrina, nec curiositate destitutus, qui molitur iustum opus de origine ac progressu scripturae ac literarum. A hieroglyphica imprimis, variaque Alphabetorum reconditorum genera illustrare sperat. Mitto indicem capitum operis qualis ad me pervenit, quo melius viri mentem intelligas.“ Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 58-63)

136 Dies hatte er ja v.a. mit Leibniz gemeinsam, der im Zusammenhang mit seinen Studien zur Welfengeschichte auch nach diesen Ursprüngen suchte. Vgl. Teilkapitel 1.3.4: Praktische Motivationslagen: Gemeinsame antiquarische und sprachwissenschaftliche Interessen und Gelehrtennetzwerke der untersuchten Konstellation.

137 Vgl. Goldenbaum, Ursula: Eine frühe Rezeption von Leibniz' Dynamik oder was wir von der Korrespondenz zwischen Louis Bourguet und Jacob Hermann lernen können in: Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016.

138 Dass Montfaucons Werk all jene Themen behandeln würde, über die auch Bourguet schreiben wollte, war zum Zeitpunkt des Briefwechsels noch nicht vorhersehbar.

139 Montfaucon, Bernard de. *Palaeographia Graeca sive de Ortu et Progressu Literarum Graecarum*. Paris 1707. Liber Secundus: *De origine Literarum Graecarum ex Phoeniciis et de progressu earumdem ad usque quartum a Christo nato saeculum*: Cap.I: *De ortu literarum graecarum ex phoeniciis com schematae omnium priscae formae characterum*.

140 Montfaucon, Bernard de. *Palaeographia Graeca sive de Ortu et Progressu Literarum Graecarum*. Paris 1707. Liber Secundus: *De origine Literarum Graecarum ex Phoeniciis et de progressu earumdem ad usque quartum a Christo nato saeculum*: Cap.I: *De ortu literarum graecarum ex phoeniciis com schematae omnium priscae formae characterum*. S. 115 Zum Kadmos-Mythos vgl. Teilkapitel 2.7: Die Entstehung der alphabetischen Schrift im biblischen Kontext.

141 „Phoeniciarum porro literarum fromam ex libris et numismatibus Samaritanis edificimus. Iisdem vero characteribus omnes olim et Chananaei, in quibus Phoenices computantur et Hebraei, ut plerique putant, sunt usi.“ Montfaucon, Bernard de. *Palaeographia Graeca sive de Ortu et Progressu Literarum Graecarum*. Paris 1707. Liber Secundus: *De origine Literarum Graecarum ex Phoeniciis et de progressu earumdem ad usque quartum a Christo nato saeculum*: Cap.I: *De ortu literarum graecarum ex phoeniciis com schematae omnium priscae formae characterum*. Ebd. p. 118.

142 Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

befindet, überliefert.<sup>143</sup> Bourguet wollte in seinem Werk zum Einen den Ursprung und verschiedene Arten von Hieroglyphen, die älter als die alphabetischen Buchstaben waren, beschreiben, genauso wie deren Benutzung in der antiken und modernen Zeit.<sup>144</sup> Darüber hinaus wollte er die Erfindung der alphabetischen Buchstaben thematisieren und klären, wer diese als erste verwendet hatte.<sup>145</sup> Schließlich wollte er auch noch über die hebräischen, samaritanischen, syrischen, arabischen und andere orientalischen Schriftzeichen schreiben.<sup>146</sup> Er skizzierte in dem Plan zu seinem Werk also noch einmal alle die Fragen, welche eng mit den weiter oben ausgeführten sprachwissenschaftlichen Fragen innerhalb der antiquarischen Problemlagen um 1700 zusammenhingen.

Leibniz schrieb im Brief an Cuper weiter, Bourguet glaube, es habe vor Mose kein Alphabet gegeben, welches auf hörbare Töne Bezug nahm. Es habe aber Schriften gegeben wie die der Chinesen und Ägypter, welche sich auf nicht hörbare Dinge bezogen. Mose hingegen empfang diese Erfindung – des Alphabets – von Gott selbst.<sup>147</sup> Im Übrigen seien, so zitierte Leibniz Bourguet weiter, alle anderen Alphabete aus dem Mosaischen entstanden, wobei er – Leibniz – dieses für nicht sehr unterschiedlich vom Phönizischen halte, wie Edward Bernard (1638-1697) auf seiner Tafel gezeigt habe, zu der er auch einen Kommentar herausgegeben habe.<sup>148</sup> (Vgl. Abb. 2)

143 Dabei handelt es sich wohl um eine Abschrift, die Cuper von Leibniz' Brief nach dem Erhalt angefertigt hatte. Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

144 „Comme on est persuadé que les Hieroglyphes sont assurément plus anciens que les lettres Alphabetiques on en recherchera l'origine des diverses sortes, et leur usage tant ancien que moderne.“ Plan abrege de l' histoire critique de l' origine des lettres. Anhang von Leibniz – Cuper 27. Dezember 1707 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

145 „De l' invention des lettres, qui en est l'Auteur et quelle Nation s'en servie la première.“ Plan abrege de l' histoire critique de l' origine des lettres. Anhang von Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

146 „Des caracteres Ebreux, Samaritains, Syriaques, Arabes et des autres Orientaux.“ Plan abrege de l' histoire critique de l' origine des lettres. Anhang von Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

147 „Putat ante Mose nullam existisse Alphabetum quod sonis oris responderet, sed scripturas fuisse, quales Sinensium et Aegyptiorum, qua ad res non sonos referuntur. Mosem autem hoc inventum a Deo accepisse.“ Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

148 „Ceterum pleraque omnia Alphabetum ex mosaico fluxisse, quid a Phoeniciam multam discrepasse non putem, Eduardus Bernardus in tabula sua ostendere conatus est in quam utinam quem moliebatur commentarium edidisset.“ Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).



The table is a comprehensive list of alphabets and their characters, organized into columns. The top section lists alphabets such as 'Alphabetum Hebraicum', 'Alphabetum Samaritanum', 'Alphabetum Syriacum', etc. The middle section shows the characters for each alphabet. The bottom section contains a list of words in Hebrew and Samaritan script, with their corresponding characters in the alphabets above.

Abbildung 2: Tabelle aller bekannten Sprachen aus Edward Bernards *Orbis Eruditi a charactere Samaritico deducta hunc in modum favente deo*

Leibniz bezog sich hierbei auf Edward Bernards Werk *Orbis Eruditi a charactere Samaritico deducta hunc in modum favente deo*, worin eine Tabelle abgedruckt ist, auf der alle zum Erscheinungszeitpunkt des Werkes 1689 bekannten Alphabete nebeneinander abgebildet wurden. Bernard vertrat die bereits weiter oben im Zusammenhang mit Montfaucons Werk erwähnte These, dass Phönizisch und Samaritanisch unter den mosaischen Sprachen älter seien als die hebräische. Er war mit anderen Kaplänen der englischen *Levant Trade Company* auf lebende Samaritaner in Sichem gestoßen, und der samaritanische Pentateuch, der bereits 1616 in Damaskus gefunden worden war, wurde von Einigen für den ältesten existierenden gehalten.<sup>149</sup> Bernards These stimmte dabei mit der bis heute akzeptierten Annahme überein, dass die hebräische Schrift sich aus früheren aramäischen Alphabeten, den protokanaanäischen und phönizischen, die man damals als mosaische oder kanaanäische Schrift bezeichnete, entwickelt hatte.<sup>150</sup>

149 Vgl. Zwierlein, Cornel: *Imperial Unknowns. The French and British in the Mediterranean, 1650-1750*, Cambridge 2016. Chapter 2: Religion. Empires ignoring, learning, forgetting Religions. pp. 117-185.

150 Haarmann, Harald: *Weltgeschichte der Sprachen. Von der Frühzeit des Menschen bis zur Gegenwart*, München 2006. S. 128-134.

Leibniz' Kommentare zu Bourguets geplantem Werk über den Ursprung der Buchstaben können an dieser Stelle zu den in der Einleitung skizzierten antiquarischen und sprachwissenschaftliche Problemlagen der Zeit um 1700 charakterisiert werden, um somit den Denkraum hinter dem geschilderten antiquarischen Themenkomplex auszudifferenzieren. Die von Leibniz zitierte Annahme Bernards, dass das samaritanische Alphabet eine Art Brückenfunktion zwischen dem phönizischen und dem hebräischen Alphabet hat und dass, wie bereits von Edward Bernard, Joseph Scaliger und Samuel Bochart angenommen<sup>151</sup>, Phönizisch älter sei als Hebräisch und somit auch als die Sprache der Kanaaniten zur Zeit Abrahams gelten kann, zeigt ein wichtiges Problem von antiquarischen und sprachwissenschaftlichen Theorien der Zeit auf. Die eingangs erwähnte lineare Narrative von der Einheit zur Vielfalt, die von einer hebräischen Ursprache, in der Adam die Tiere benannt hatte und die vor der Sintflut die Menschheit geeint hatte und nach der Sintflut die erste natürliche Sprache gewesen war, die zu der vorsintflutlichen Ursprache noch eine gewisse Verbindung gehabt hatte, stand immer mehr unter Druck.<sup>152</sup> Dabei trug die erwähnte historische Kontextualisierung des alttestamentlichen Narrativs durch andere Quellen wie den samaritanischen Pentateuch dazu bei, dass klarer wurde, dass es verschiedene aramäische Schriften gab, wie eben die phönizische und die samaritanische, die offensichtlich mit der hebräischen verwandt, und, wie eben einige annahmen, älter als diese waren.

Die vergleichenden Betrachtung von Phönizisch, Hebräisch, Samaritanisch und Syrisch-Aramäisch stand also in einem direkten Zusammenhang mit der Frage nach der Entstehung und Entwicklung der alphabetischen Schrift im alttestamentlichen Kontext. Dabei musste, trotz der durch die historische Erforschung dieser Sprachen erworbenen Erkenntnisse, streng darauf geachtet werden, dass der hebräischen Kultur im Gegensatz zu den anderen Kulturen, die sie umgaben – wie. z.B. die Kanaanäer, die Phönizier, die Ägypter oder später das assyrische Reich<sup>153</sup> – eine höhere Entwicklungsstufe aufgrund ihres besonderen Zugangs zu einer göttlichen Weisheit vor dem Christentum, einer sogenannten *philosophia perennis*<sup>154</sup> zugestanden wurde. Diese *philosophia perennis* zeigte sich auch im Gebrauch der ersten alphabetischen Schrift, die besonders nah an der adamitischen Ursprache verortet war. Im Zusammenhang damit galt auch die alte

151 Vgl. Miller, Peter: An Antiquary between Philology and History – Peiresc and the Samaritans in: Miller (Ed.): Peirescs Orient – Antiquarianism as Cultural History in the Seventeenth Century, New York 2012.

152 Vgl. z.B. Eco, Umberto: Die Suche nach der vollkommenen Sprache. (3. Auflage), München 1994. S. 21-38.

153 Vgl. Keel; Küchler (Hgg.): Herders großer Bibelatlas, Freiburg 1989.

154 *Philosophia Perennis*: Die Annahme, dass verschiedene religiöse Traditionen auf eine gemeinsame religiöse Wahrheit zurückreichen. Eng verbunden mit der neoplatonischen *prisca theologia*. Vgl. Schmidt-Biggemann, Wilhelm: *Philosophia perennis* – Historische Umrisse abendländischer Spiritualität in Antike, Mittelalter und Früher Neuzeit, Frankfurt a. Main 1998.



hebräische Wissenschaft als eine besonders vollkommene.<sup>155</sup>

Gleichzeitig war es jedoch kaum zu vermeiden, dass, je mehr historische Untersuchungen unternommen wurden, die eben den Status des Hebräischen als älteste Schrift in Frage stellten, umso mehr auch eine theologisch gewollte Ursprungsnarrative, die auf der hebräischen Ursprache basierte, ins Wanken kam. Diese Entwicklungen standen im Zusammenhang mit philologischen Innovationen von Gelehrten wie Hugo Grotius und Richard Simon, welche eine historische Kontextualisierung des Alten Testaments eingeleitet und dadurch eine typologische Sichtweise in Frage gestellt hatten, in der die Episoden des Alten Testaments meist nur als sinngebende Zeichen für göttliches Eingreifen in die heilige Geschichte gesehen wurden.<sup>156</sup> Umso mehr wiesen sie auf mögliche menschliche Eigenschaften des so oft als heilig dargestellten hebräischen Volkes hin, als sie dieses in Bezug setzten zu benachbarten Kulturen. Dies wirkte sich auch auf die Geschichte der Schrift und die oft damit im Zusammenhang beschriebene Geschichte der Philosophie aus.<sup>157</sup>

Das von Leibniz zitierte Werk Bernards stand also für eine Perspektive, welche die alttestamentarische Narrative durch historische Kontextualisierung zu anderen, zeitgenössischen, antiken Kulturen in Bezug setzte und so von direkten göttlichen Eingriffen entzauberte. So eine Sichtweise musste ja nicht automatisch brisante Konsequenzen haben, sondern konnte die Annahme integrieren, dass es Alphabete gab, die älter als das hebräische waren, ohne dabei grundsätzlich die hebräische Ursprache und damit eine orthodoxe theologische Meinung in Frage zu stellen.<sup>158</sup> Am einfachsten ging dies, wenn man die anderen aramäischen Schriften lediglich als Dialekte des Hebräischen bezeichnete, wie dies schon Athanasius Kircher vorgeführt hatte.<sup>159</sup>

Bourguet hingegen vertrat eine Perspektive, die stärker durch die typologische Annahme geprägt war, dass Mose selbst durch göttliche Inspiration der Erfinder der Buchstaben gewesen sei und es vor ihm keine alphabetischen Schriftzeichen gegeben habe, die älter als das Hebräische waren. Nur durch diese direkte göttliche Eingabe, so

155 Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003. S. 59-76.

156 Grotius, Hugo. *Annotationes in vetum testamentum*, Rotterdam 1644. Simon, Richard. *Histoire Critique du Vieux Testament*, Rotterdam 1685.

157 Helmut Zedelmaier hat gezeigt, wie Nikolaus Hieronymus Gundling solche Methoden Anfang des 18. Jahrhunderts als Rechtfertigung einer profanen Philosophiegeschichte verwendete. Vgl. Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003. S. 77-96. Ebd. S.85.

158 Zu einer orthodoxen Meinung, welche trotzdem die vorsintflutliche Schrift und damit auch Wissenschaft in Frage stellte vgl. Zedelmaier, Helmut: Der Ursprung der Schrift als Problem der Frühen Neuzeit: Die These schriftloser Überlieferung bei Johann Heinrich Ursinus in: Häfner (Hg.): *Philologie und Erkenntnis. Beiträge zu Begriff und Problem frühneuzeitlicher „Philologie“*, Tübingen 2001. S. 207-223.

159 Vgl. Eco, Umberto: *Die Suche nach der vollkommenen Sprache* (3. Auflage), München 1994. S. 21-38.

dachte Bourguet, sei die Fähigkeit, alle möglichen Wörter und die Vorstellungen, welche die Menschen damit verknüpften, in jeder Sprache zu erzeugen, entstanden.<sup>160</sup> Diese Argumentation ließ jedoch keinen Spielraum für eine historische Entwicklung der aramäischen Schrift zwischen der Zeit nach der Sintflut und der Verkündung der zehn Gebote durch Mose, also genau jener Zeit, die, zusammen mit der Periode vor der Sintflut als biblische Frühgeschichte gelten kann<sup>161</sup> und innerhalb derer die hier diskutierten sprachwissenschaftlichen Fragen verortet waren.

Leibniz schloss den letzten Absatz des Briefes mit der Aussage, er erinnere sich in der Beschreibung der Ruinen von Persepolis noch an ein Alphabet, welches einzigartig und durchaus allen anderen Alphabeten an Einfachheit überlegen gewesen sei.<sup>162</sup>

Dadurch, dass Leibniz die persepolitische Keilschrift in direkter Verbindung mit den Werken Bourguets und Bernards erwähnte, brachte er sie – was für Zeitgenossen sicherlich selbstverständlich war, für später Lebende jedoch erst erschlossen werden muss – in Verbindung mit der Entstehung der alphabetischen Schrift im biblischen Kontext. Alltägliche Vorgänge in den Briefwechseln, die Erwähnung von Neuerscheinungen, in dem Falle von Bourguets Werk, das einige grundsätzliche sprachwissenschaftliche Fragen der Zeit um 1700 behandeln sollte, oder auch von älteren Thesen oder Theorien zu einem Thema, wie im Falle der Werke von Bernard und Montfaucon, warfen quasi nebenbei die ganz großen sprachwissenschaftlichen Fragen der Zeit um 1700 auf, vor deren Folie im Folgenden das persepolitische Alphabet innerhalb der Konstellation genauer betrachtet wurde.

Leibniz' Ausführungen erregten die Neugier des gut vernetzten und intensiv an antiquarischen Themen aller Art interessierten Gisbert Cuper. Dieser schrieb im Antwortbrief vom 15. Februar 1708 an Leibniz zurück, ihm sei aus Paris eine Zusammenfassung des Arguments von Montfaucons *Palaeographia Graeca* zugesandt worden und er danke Leibniz für die Information, dass Bourguet sich in seinem Werk desselben Arguments wie Montfaucon bedienen wolle. Im Übrigen, schrieb Cuper weiter, hoffe er, dass das Werk dieses sehr gelehrten Mannes – Bourguet – auch fertiggestellt würde.<sup>163</sup> Er schrieb weiter, auf Persepolis Bezug nehmend, Leibniz möge ihm andeuten, in

160 Droixhe, Daniel: *La linguistique et l'apologie de l'histoire – Rationalisme et révolutions positivistes*, Genève 1979. pp. 34-51.

161 Vgl. Zedelmaier, Helmut: *Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2003. Mulsow; Assmann (Hgg.): *Sintflut und Gedächtnis. Erinnern und Vergessen des Ursprungs*, München 2006.

162 „Notavi tamen in ruinibus persepolitianarum descriptione Alphabetum genus plane singulare et aliis, nihil, praestans simplicitate quod nihil cum extens videtur commune habuisse.“ Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

163 „Missum ad me Lutetia est argumentum et compendium Palaeographiae Graecae[...]. Multum autem tibi

welchem Buch die persepolitanischen Ruinen notiert seien. Schließlich habe er, so Cuper, diese schon in zahlreichen Reisebeschreibungen gesehen. Er wisse allerdings nicht, ob diese gut gezeichnet seien und ob man den Zeichnungen trauen könne.<sup>164</sup>

Der Verweis Cupers auf die mangelnde Vertrauenswürdigkeit der bisher erschienenen Bilder ist dabei erwähnenswert im Zusammenhang mit der bereits skizzierten Verbindung zwischen den theoretischen antiquarischen Problemlagen um 1700 und den gemeinsamen antiquarischen Interessen der untersuchten Konstellation innerhalb der Regeln der vertrauensbasierten Kommunikation. Die ständige Beteuerung des gegenseitigen Vertrauens lief in den untersuchten antiquarischen Themenkomplexen, wie bereits erwähnt wurde, bedingt durch die gemeinsamen antiquarischen Interessen, vorzugsweise über den Austausch von möglichst originaler, akkurat überlieferter, historischer Information. Dabei wurden einerseits aktuelle und historische Werke herbeigezogen, aber auch, und das war im Sinne der vertrauensbasierten Kommunikation sehr viel wichtiger, auch Abbildungen von antiquarischen Objekten wie Ruinen, Grabfunden oder Inschriften, die maßgeblich zur Diskussion von antiquarischem Wissen im Werden beitrugen.

Cuper sprach die Bilder von Persepolis zu diesem Zeitpunkt sicherlich auch deshalb an, weil er bald neue, besonders gut gezeichnete und somit vertrauensvolle, Abbildungen der Ruinen erhalten würde. Weiterhin zog er im Brief daraufhin das neben der Bibel wohl bekannteste historische Werk zur Gründung von Persepolis heran, nämlich Diodor. Er schrieb dazu, er erinnere sich, bei Diodor gelesen zu haben, dass jene wundervollen Monumente – die von Persepolis – ihre Erbauung der Tatsache verdankten, dass die Perser zur Zeit ihres Königs Kambyzes II das ägyptische Theben verwüstet hätten. Einige würden Kambyzes II mit dem biblischen Ahasver gleich setzen, nicht jedoch er.<sup>165</sup>

Cuper ließ also die keilförmigen Schriftzeichen erst einmal außen vor und thematisierte das Alter der persepolitanischen Ruinen, wobei er die bei Diodor geschilderte Erbauung von Persepolis durch architektonischen Kunstraub und die Verschleppung von fähigen Handwerkern von Ägypten nach Persien im Ägyptenfeldzug Kambyzes' II nach der

---

debeo, quod me facias certiorum idem cum Montfauconio argumentum illustrare Burguettum et spero lucubrationem viri huius doctissimi propediem etiam visuram lucem.“ Cuper – Leibniz 15. Februar 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 64-70).

164 „Significa mihi quaeso quo in libro extent ruinae persepolitanae; notavi quidem eas in variis itinerariis, sed nescio, an bonae notae sint et certa iis fides heberi possit;“ Cuper – Leibniz 15. Februar 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 64-70).

165 „[...] memini me apud Diodorum [...] legere monumenta illa praeclarissima originem suam debere Thebis per Persas vastatis Aegyptiis tempore Regis Cambysis, quem nonnulli, nescio quam bene, Ahasverum esse putant, cum mihi nascantur subinde rationes dubitandi.“ Cuper – Leibniz 15. Februar 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 64-70).

Eroberung der Städte Theben und Memphis herbeizog. Kambyzes II aus der Dynastie der Achämeniden saß von 529-522 v. Chr. auf dem persischen Thron und konnte als seine erinnerungswürdigste Tat den Ägyptenfeldzug von 526-522 v. Chr. verbuchen. Dabei hatte er laut Diodor Handwerker aus Ägypten verschleppt, die als Einzige fähig genug waren, diese Art von Gebäuden in Persien zu errichten.<sup>166</sup> Die Gleichsetzung des persischen Königs mit dem biblischen Ahasver, die Cuper ablehnte, war dabei Teil einer Strategie innerhalb der geschilderten Problemlagen des biblischen Antiquarianismus, um die Überlegenheit der jüdisch-christlichen Tradition zu wahren. Sie war ein besonders wirksames Mittel dafür, chronologische Ungereimtheiten, die sich aus dem Abgleich der biblischen Narrative mit anderen historischen Quellen ergeben konnten, wieder in Einklang mit dieser zu bringen.<sup>167</sup>

Cuper schrieb weiter, er halte die Stelle bei Diodor, die schon von vielen herausgehoben worden sei, in jedem Fall für würdig. Es scheine ihm aber nicht glaubhaft, dass es nicht vor dieser Zeit Handwerker – in Persien – gegeben habe, die zu solchen Bauten fähig gewesen seien, zumal ja auch schon in Babylon noch prächtigere Bauten entstanden waren.<sup>168</sup> Cuper zweifelte also an der bei Diodor formulierten These, dass der Ägyptenfeldzug von Kambyzes II die maßgebliche Bedingung für die Erbauung der Stadt gewesen sein sollte.<sup>169</sup> Auch war er skeptisch, ob die aus Ägypten importierte Expertise nötig war, um solche Bauwerke zu bewerkstelligen, wie im Folgenden noch klarer wird.

Er verband dabei aber offensichtlich auch das Alter von Persepolis mit der im Hintergrund der Diskussion stehenden Frage nach der Beschaffenheit der dort gefundenen Schriftzeichen, als er im Brief an Leibniz weiterschrieb, die Sache mit den Ruinen sei sehr schwierig. Otto Sperling (1634-1715) und andere Gelehrte würden der

166 Vgl. Sancisi-Weerdenburg, Heleen; Kuhrt, Amelie: *Kambyzes* in: Cancik; Schneider; Landfester (Hgg.) New Pauly Online: [http://referenceworks.brillonline.com/pauly.emedia1.bsb-muenchen.de/entries/der-neue-pauly/kambyzes-e607660fs.num=0&s.f.s2\\_parent=s.f.cluster.New+Pauly+Online&s.q=Kambyzes+II](http://referenceworks.brillonline.com/pauly.emedia1.bsb-muenchen.de/entries/der-neue-pauly/kambyzes-e607660fs.num=0&s.f.s2_parent=s.f.cluster.New+Pauly+Online&s.q=Kambyzes+II)

167 Dies war freilich wichtiger für chronologische Fragen die Zeit vor oder unmittelbar nach der Sintflut betreffend, z.B. die Identität des Noah-Sohnes Ham. Vgl. dazu: Grafton, Anthony: *Kirchers Chronology* in: Findlen (Ed.): *Athanasius Kircher – The last man who knew everything*, New York 2004. pp. 173-191. Ahasver war ein Herrscher, der in der biblischen Geschichte Erwähnung fand als König, der, unwissend von ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Glauben, die schöne Esther zur Geliebten nahm. Diese verhinderte in der Folge ein Judenpogrom, welches der oberste Wesir des Königs Haman bereits in die Wege geleitet hatte, indem sie die Zustimmung des Königs zu einem entsprechenden Edikt verhinderte. Der Wesir Haman, welcher das Edikt gefertigt hatte, wurde daraufhin gehängt. Es handelt sich dabei um eine Episode, die für die jüdische Tradition bis heute besonders wichtig ist und sich in der jährlichen Purim-Feier widerspiegelt. Vgl. Keel; Küchler (Hgg.): *Herders großer Bibelatlas*, Freiburg 1989. S.137

168 „Dignus profecto ille locus Diodori est, qui excutitur pluribus, cum mihi non sit verisimili in Persia ante illud tempus non fuisse artifices, tantorum et tam stupendorum operum capaces, maxime cum Babyloniam staret, essetque operibus et opibus superba.“ Cuper – Leibniz 15. Februar 1708. (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 64-70).

169 Sancisi-Weerdenburg, Heleen: „Tchehelminar oftewel Persepolis“ and the critics in: Sancisi-Weerdenburg (Ed.). Cornelis de Bruijn. *Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia*, Amsterdam 1998.

Stadt – Persepolis – gar kein so hohes Alter zuweisen, sondern sie in die christliche Zeit datieren.<sup>170</sup> Er, so Cuper, würde sich mehr erhoffen von einem Vergleich der persepolitischen Schriftzeichen mit den etruskischen, die man von Vasen her kenne und die ihm oft – den persepolitischen – sehr ähnlich schienen, und die zur selben Zeit wie jene Schrift in Benutzung waren.<sup>171</sup>

Leibniz schlug in in seinem Antwortbrief vom 27. März 1708 andere Quellen zum Thema vor. Er schrieb, dass die persischen Monumente am Ort Tschelminar, die davor noch nicht als die Ruinen von Persepolis galten, sehr genau von Garcia da Sylva Figueroa, dem früheren Gesandten des spanischen Königs beim Schah Abbas, beschrieben worden seien. Damit gab Leibniz Cuper auch die von ihm angefragte Information, aus welchem Werk er die Beschreibung von Persepolis genommen hatte. Dem Ortsnamen Tschelminar fügte Leibniz hinzu, er heiße Ort der tausend Säulen oder so ähnlich – in Wahrheit heißt es 40 Säulen.<sup>172</sup> Figueroa war seit 1613 offizieller Gesandter des spanischen Königs beim safawidischen Herrscher Abbas I und besuchte 1617 Persepolis. Die Gesandtschaft, die Handelsrechte für die spanische Krone erwirken sollte, endete 1619 erfolglos.<sup>173</sup> Figueroas Bericht war während seiner Gesandtschaft in Form eines Briefes an den Marquès de Bedmar geschrieben und bereits 1620 veröffentlicht worden. Eine von Leibniz im Brief erwähnte französische Übersetzung hatte Abraham de Wicquefort 1667 veröffentlicht.<sup>174</sup> Aus der Übersetzung erfährt man, dass ein Zeichner bei da Sylva Figueroas Besichtigung von Persepolis anwesend war, der vom Gesandten einige Male den Befehl erhielt, bestimmte Details der Ruinen abzuzeichnen.<sup>175</sup> Figueroa, der in Vorbereitung auf seine

170 Diese Meinung basierte wohl auch auf der in Schweden durch Olof Rudbeck d.J. (1630-1702) verbreiteten These, dass die gotische Runenschrift das erste Alphabet nach der Sintflut gewesen sei. Deshalb versuchten Vertreter dieser Theorie, potentielle Konkurrenten wie das persepolitische Alphabet als jünger darzustellen. Jedoch gab es in Persepolis auch aus einer jüngeren Zeit stammende, sassanidische Inschriften. Die Sassanidenresidenz Istachr bestand an derselben Stelle bis ca. 632 n. Chr. Vgl. Doblhofer, Ernst: *Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen*, Wien 1957. Kapitel III: Auramazda ließ mir Beistand. Die Entzifferung der altpersischen Keilschrift.

171 „De ruinis res est admodum difficilis; Sperlingius iis etiam tantam, ut multi Sueci, non tribuit antiquitatem, et Christiana tempora loquitur. Ego optarem, ut nobis constare posset, an litterae Etruscae, quarum multae iis similes, pulcherrimis vasis et monumentis inditae sint eo tempore quo lingua illa in usu erat.“ Cuper – Leibniz 15. Februar 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 64-70). Zur Entschlüsselung des Etruskischen, das wohl bereits im 8. Jh. v. Chr. aus dem griechischen Alphabet entstanden war, vgl. Doblhofer, Ernst: *Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen*, Wien 1957. Kapitel VII: Entzifferungen und Deutungen von heute und morgen. Das Etruskische, die Indus- und die Osterinselschrift. S. 296-323.

172 „Monumenta persica extantia in loco Tschelminaar (quod mille colonnas vel tale quid significat) qua non iam merito persepolitana creduntur diligenter designificavit verbis Garsias da Silva Figueroa, legatus regis hispanicis ad regem persam, qui vulgo Shah Abbas dicitur.“ Leibniz – Cuper 27. März 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 70-72). Garcia da Silva Figueroa (1550-1624) war 1617-19 als spanischer Gesandter bei Shah Abbas, wobei es seine Hauptaufgabe war, im osmanisch-safawidischen Konflikt zu vermitteln. Er schrieb einen Bericht über seine Gesandtschaft. Vgl. dazu und auch zur Bedeutung des Namens Tschelminar Mousavi, Ali: *Persepolis. Discovery and Afterlife of a World Wonder*, Boston 2012. p. 9.

173 Vgl. Arndt, Helmut: *Persepolis*, Stuttgart 1984. S. 50-51.

174 Wicqefort, Abraham de. *L'ambassade de D. Garcias de Silva Figueroa en Perse*, Paris 1698.

175 Wicqefort, Abraham de. *L'ambassade de D. Garcias de Silva Figueroa en Perse*, Paris 1698.

Reise Diodor studiert hatte, war der Erste, der die gefundenen Ruinen, bereits vor Pietro della Valle, mit der alten Stadt Persepolis identifiziert hatte.<sup>176</sup>

Dabei werden in diesem Bericht neben einer detaillierten Schilderung der einzelnen Bauwerke, Materialien und architektonischen Anordnungen, wie Leibniz bereits erwähnt hatte, im besonderen die persepolitischen Buchstaben thematisiert. So erwähnte Figueroa bei der Beschreibung von Architraven, welche den Abschluss der Türen darstellten, Inschriften in unbekannten Charakteren, die weder den arabischen, noch den chaldäischen oder hebräischen ähnelten und noch viel weniger den griechischen oder römischen.<sup>177</sup>

Offensichtlich meinte er damit die unbekannten keilförmigen Schriftzeichen. An anderer Stelle nennt der Bericht mehrere kleine Inschriften aus anderen, verschiedenen Charakteren, die entweder arabesk, armenisch, indisch oder chaldäisch seien. Es sei aber leicht zu erkennen, so Figueroa weiter, dass diese zu einer anderen Zeit geschrieben worden seien, einige Jahrhunderte nach der Fertigung der Gebäude, vielleicht auch von Personen, die dort hinkamen, um sich diese sonderbaren und riesigen Bauwerke anzusehen. Denn außer der Tatsache, dass sie in anderen Buchstaben verfasst wurden, nämlich solchen, die man auch in der heutigen Zeit kenne, so Figueroa, seien sie auch nicht so tief, sondern nur oberflächlich in den Marmor gekratzt. Sie wurden wahrscheinlich von Leuten gefertigt, die eine Erinnerung an sich selbst hinterlassen wollten, wie man es auch auf den Wänden von Moscheen und Karawansereien kenne.<sup>178</sup>

Figueroas Bericht reflektierte also, dass die Inschriften in Persepolis nicht alle aus der gleichen zeitlichen Periode stammten, sondern dass die keilförmigen Schriftzeichen älter waren als die anderen dort gefundenen Charaktere. Im weiteren Verlauf des Reiseberichts erwähnte der Schreiber auch, dass Figueroa den Auftrag erteilt habe, einige der Inschriften

176 Sancisi-Weerdenburg, Heleen: Introduction in: Drijvers; Sancisi-Weerdenburg (Eds.): *Through travellers' Eyes. European Travellers on the Iranian Monuments (Achaemenid History Volume 7)*, Leiden 1991.

177 „Les Architraves, qui fermoient et arrestoient les portes par en haut, estoient chargées de feuiellages, et d' autres ouvrages et en quelques endroits l' on voyoit des inscriptions en caractères tout a fait inconnus et sans doute plus anciens que ceux des Hebreux, des Chaldeens et des Arabes, avec lesquels n'avoient point de rapport et encore moins avec ceux des Grecs et des Romains.“ Wicqfort, Monsieur de. *L'ambassade de D. Garcias de Silva Figueroa en Perse*, Paris 1698. p. 150.

178 „Et encore que l'on trouvast ca et la des petits incipions d'autres caractères differentes, ils estoient ou Arabesques, ou Armeniens, ou Indiens, ou bien Chaldeens, qui sont les caractères, dont l' on se sert aujourd'hui en Syrie. Mais il estoit bien aisé de voir qu'elles avoient esté écrites en divers temps, et en des siècles bien éloignés de celui ausquels ces batiments ont été faits, et meme par des personnes, qui estoient venues voir les miracles de cette antiquité inconnue et abstruse. Car outre la grande difference des lettres, qui sont aujourd'hui connues par tout, elles n'estoient pas fort profondément gravées dans le marbre, mais seulement marquées dans la superficie, qui estoit à peine effleurée, ou pour mieux dire, elle estoient seulement peintes par ceux, qui avoient voulu y laisser quelque memoire d'eux, comme l' on voit ordinairement aux murailles des Caravanseras et des Mosquées de toutes ces provinces orientales, ou les marchands et les autres passants laissent des inscriptions semblables.“ Wicqfort, Monsieur de. *L'ambassade de D. Garcias de Silva Figueroa en Perse*, Paris 1698. p.158.

abzuzeichnen, wonach er die Buchstaben als verschiedene pyramidale Zeichen, die zu verschiedenen Formen zusammengesetzt waren, so dass man einen Unterschied zwischen ihnen bemerkt, beschrieb.<sup>179</sup>

Leibniz schrieb weiter im Brief an Cuper vom 27. März 1708, aus Figueroas Bericht sei zu lernen, dass die Monumente große Würde und auch großes Alter ausstrahlten.<sup>180</sup> Dabei bezog er sich auf Figueroas Altersschätzung der Ruinen als mindestens so alt wie die Monarchien der Assyrer, Perser – gemeint war damit wohl das medische Reich – und Babylonier,<sup>181</sup> alle drei Großreiche, die vor dem achämenidischen Reich existiert hatten.

Im Folgenden kam Leibniz wieder auf sprachwissenschaftliche Fragen zu sprechen, als er schrieb, es seien dort auch die Charaktere von besonderer Einfachheit beschrieben. Ihm schienen die Zeichen alphabetisch zu sein, nicht hieroglyphisch und er glaube außerdem, diese seien von irgendeinem Weisen unter den Phöniziern oder deren Verwandten erfunden worden, obwohl sie komplett verschieden von allen anderen – Buchstaben – seien, die Edward Bernard vernünftigerweise von den hebräischen oder phönizischen abgeleitet habe.<sup>182</sup> Damit stellte Leibniz eine wichtige Verbindung her, denn er stellte die persepopolitanischen Schriftzeichen in Zusammenhang mit anderen aramäischen Schriften wie phönizisch und hebräisch, deren Chronologie ja durch die Untersuchungen von Bernard dargestellt worden war. Damit lag er – aus heutiger Sicht – richtig, denn es war ja die – alphabetische – akkadische und die ugaritische Keilschrift, aus denen das protokanaanäische und somit auch die anderen aramäischen Alphabete schließlich hervorgingen. Leibniz konnte natürlich nicht wissen, dass es sich bei der in Persepolis entdeckten Keilschrift um eine besonders späte und einfache Form handelte, die erst während der achämenidischen Herrschaft entstanden war.

Zum Schluss des Absatzes erwähnte Leibniz, dass der spanische Autor – Figueroa da Sylva – zu Recht der Auffassung sei, dieses Monument – Persepolis – sei älter als das

179 „Et afin que l' on scache et comprenne bien la figure des caracteres de quelques-unes des inscriptions de ce très ancien bastiment, l'Ambassadeur commanda à son peintre qu'il en fait le dessein et qu'il tirast au naturel une ligne entiere de la grande inscription, qui estoit gravée au triomphe du grand escalier et est au milieu de cette pompe triomphale [...], et estoient composées de plusieurs figures pyramidales, mises en plusieurs differentes figures, en sorte que l' on en remarquoit fort aisement la difference.“ Wicqfort, Monsieur de. *L'ambassade de D. Garcias de Silva Figueroa en Perse*, Paris 1698, p.158.

180 „Ex relatione Hispanica intelligi potest magnam ea monumenta spirare majestatem et vetustatem.“ Leibniz – Cuper 27. März 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 70-72).

181 Et cela, comme une merveille, ou comme un miracle de la nature, depuis tant de siecles, que la moindre antiquité, qu'on luy puisse donner, est celle des Monarchies des Assiriens, des Medes et des Babyloniens, si ce n'est que par les habits l' on vueille juger, que cet ouvrage est encore beacucoup plus ancien.“ Wicqfort, Monsieur de. *L'ambassade de D. Garcias de Silva Figueroa en Perse*, Paris 1698. p. 158.

182 „Adscripti etiam sunt characteres magnis simplicitatis sed igitis significationis. Videntur autem alfabetici esse, non hieroglyphici et a sapiente quodam excogitati a Phoenicis aut cognatis toto coelo diversi cum caeteros omnes, Edwardus Bernardus non inepte ex Hebraeis vel Phoenicis duxerit.“ Leibniz – Cuper 27. März 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 70-72). Vgl. Teilkapitel 2.7: Die Entstehung der alphabetischen Schrift im biblischen Kontext.

persische – achämenidische – Reich und man könne gar nicht genug die Eleganz dieser Ruinen betonen.<sup>183</sup>

## 2.2 Architektur und Gründungsgeschichte von Persepolis

Cuper schrieb in seinem Brief vom 15. Mai 1708 an Leibniz, dass die Dinge, die dieser ihm über die Monumente – von Persepolis – schicke, ihn traurig machen würden, da er doch glaube, diese niemals mit eigenen Augen sehen zu können, worauf er umso mehr sehnsüchtig brenne. Er bemerkte, dass die Beschreibung der Ruinen in verschiedenen Reiseberichten teilweise oder ganz enthalten seien genauso wie Bilder und Proben der Statuen und der Gebäude. Er habe diese einmal in einem französischen Buch, das er bei den Generalstaaten in Den Haag bekommen hatte, gesehen. Der Titel des Werkes, wenn er sich recht erinnere, sei *Le Jardin de Perse* gewesen. Seitdem hoffe er nur umso mehr, diese wunderbaren Monumente eines Tages mit größter Sorgfalt gezeichnet zu sehen.<sup>184</sup>

Cuper bezog sich an dieser Stelle wohl auf Jean Chardins *Voyages en Perse et aux Indes orientales*.<sup>185</sup> Dieses war zum Zeitpunkt der Briefwechsel dafür bekannt, dass es die besten – im Sinne von wissenschaftlich einwandfreien und die Realität besonders gut abbildenden – Bilder der Ruinen von Persepolis bereitstellte.<sup>186</sup> Cuper hegte aber, wie sein Kommentar vermuten lässt, zu diesem Zeitpunkt verstärkt Hoffnung auf eine andere, noch bessere und seinen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende, Beschreibung von Persepolis, nämlich die Zeichnungen von Cornelis de Bruijn, der zu diesem Zeitpunkt gerade von seiner Orientreise zurückgekehrt war.<sup>187</sup> Diese Bilder hatten natürlich innerhalb der vertrauensbasierten Kommunikation in den antiquarischen Briefwechseln einen besonderen Wert. Cuper wusste das sicherlich und erwartete sich davon nichts weniger als dass sie besser als diejenigen von Chardin wären und sein eigener Ruf daher umso mehr von ihnen profitieren würde, da de Bruijn in seinem und Witsens Auftrag die

183 „Hispanus Autor non inepte suspicatur persico imperio antiquiora esse illa monumenta, nec satis elegantiam reliquiarum deprædicare potest.“ Leibniz – Cuper 27. März 1708 (GWLb Hannover, LBr.187, Bl. 70-72).

184 „Quæ de monumentis Persicis mittis, me quodammodo tristem reddunt, quia credo me nunquam eadem visurum, licet summo eorum ardeam desiderio. Nam in variis itinerariis eorum descriptionem, vel per partes, vel integram animadverti contineri; addebantur picturae et ectypi tam statuarum quam aedificiorum, maxime in libello gallico, quem memini me olim Hagæ-Comitis vidisse, cuiusque titulus, ni fallor, erat *le jardin de perse*, et opto etiam nunc quam vehementissime, ut tam præclaras orientis reliquias summa fide pictas et exscriptas videre aliquando possem.“ Cuper – Leibniz 15. Mai 1708 (GWLb Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

185 Chardin, Jean: *Voyages en Perse et aux Indes orientales*, London 1686.

186 Vgl. Arndt, Helmut: *Persepolis*, Stuttgart 1984. S. 176-192.

187 Vgl. Teilkapitel 2.3: Neue Bilder der Ruinen von Cornelis de Bruijn.



Bilder ausgeführt hatte.<sup>188</sup>

Cuper fuhr im Brief fort, Chardin selbst habe ihm einst, als er von der indischen Sozietät der Engländer nach Den Haag geschickt worden war, vom wunderbaren Anblick Tschelminars erzählt und ihm versprochen, dass er diesen eines Tages herausgeben werde. Der Tod dieses Reisenden, so Cuper, habe das Ganze wieder aufgelöst, wenn sie – die Bilder und Beschreibungen Chardins – nicht von irgendjemandem noch herausgebracht würden und ihnen so posthum das Recht auf Öffentlichkeit verschafft würde.<sup>189</sup>

Es hatte also ein persönliches Treffen zwischen Cuper und Chardin in Den Haag stattgefunden, auf das Cuper in diesen Zeilen anspielte. Chardin, der 1677 aus Persien zurückgekehrt war, wanderte 1681 wegen Ludwigs XIV repressiver Politik gegenüber den Hugenotten nach England aus und ließ sich in London nieder, wo er von Karl II in den Adel erhoben wurde. Dieser schickte den weitgereisten Mann auch 1683 als Agenten der englischen Ostindienkompanie in die Niederlande.<sup>190</sup> Auf dieser Reise traf er dann wohl auch mit Cuper in den niederländischen Generalständen zusammen. Es bleibt jedoch rätselhaft, warum Cuper, der zu den bestinformiertesten Mitgliedern der internationalen Gelehrtenrepublik zählte, im Brief den Titel von Chardins Werk fälschlicherweise als *Le Jardin de Perse* bezeichnete und darüber hinaus vom Tod Chardins sprach, der doch erst 1713 in London verstarb. Es lässt sich an dieser Stelle mit Anschluss an die in der Einleitung formulierte Bedeutung einer vertrauensbasierten Kommunikation, in welche die antiquarischen Informationen eingebettet waren, lediglich darüber spekulieren, ob Cuper den Titel Chardins gar absichtlich falsch zitierte in der Hoffnung, de Bruijns neu entstandene Bilder von Persepolis würden diejenigen Chardins an Qualität und Glaubwürdigkeit in den Schatten stellen.<sup>191</sup>

188 Diese Erwartungen wurden später, vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil Cuper von Anfang so viel in sie gesetzt hatte, herbe enttäuscht. Cuper klagte de Bruijn Anfang 1714 an, dass seine Bilder nicht dieselbe Qualität wie die Chardins besäßen bzw. von diesem abgekupfert waren. Vgl. Peters, Marion: Nicolaes Witsen und Gijsbert Cuper. Two Seventeenth Century Dutch Burgomasters and their Gordian Knot in: LIAS: Sources and Documents relating to the early History of Ideas 16 (1989), pp. 111-151. Diese Episode ist einmal mehr Beweis dafür, wie wichtig die epistemisch einwandfreie Abbildung von historischen Objekten um 1700 war bzw. wie der Anspruch nach immer genaueren Abbildungen eben auch unerfüllbare Erwartungen innerhalb einer vertrauensvollen Kommunikation in der Gelehrtenrepublik begünstigte.

189 „Chardinus mihi olim, cum Hagam missus esset a Societate Anglorum Indica, mira de loco Tschelminar narravit promittebatque ea se editurum; Sed mors tam industris peregrinatoris ut omnia, ita et hoc solvit; nisi exoriatur aliquis eruditus qui posthuma illa faciat publici juris.“ Cuper-Leibniz 15. Mai 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

190 Vgl. Arndt, Helmut: Persepolis, Stuttgart 1984. S. 176-192. Ebd. S. 178-181.

191 Es wäre auch nicht das erste Mal, dass Cuper einen anderen Gelehrten vorschnell für tot erklärte. Er machte dies beispielsweise auch schon bei Magliabechi im weiter vorne erwähnten Brief an Leibniz vom 15. Februar 1708. Cuper nahm an, dass dieser bald sterben werde, weil er ihm länger nicht auf seine Briefe geantwortet hätte. Es wäre interessant, zu klären, ob das „Totsagen“ von Gelehrten, die zu lange ihrer Pflichterfüllung nicht nachgekommen waren, einer Strategie der Dissimulation gehorchte, vielleicht

Nachdem Cuper also den Bericht Chardins erwähnt hatte, fuhr er im Brief vom 15. Mai 1708 fort, er schätze, bei dem von Leibniz erwähnten spanischen Bericht handle es sich um die am 28. Dezember 1618 vom Herren Garcia Sylva Figueroa an den Markgraf von Bedmar geschickten Briefe. Er habe nämlich Exzerpte aus jenen Briefen ins Lateinische übersetzt. Sie enthielten all die Dinge, die Leibniz in seinem Brief angesprochen habe und deren Lektüre ihn in großer Bewunderung hinterlassen habe.<sup>192</sup>

Im Folgenden kam Cuper wieder auf die Frage des Alters der Ruinen zu sprechen, als er erwähnte, dass aus jenen Dingen, die der Gesandte schrieb, es nicht verborgen bleiben könne, dass jene Ruinen sehr alt seien. Ob man daraus jedoch schließen könne, dass das Werk vor dem Reich der Assyrier, Meder und der Perser gebaut worden sei, bezweifle er. Figueroa habe das freilich so gedacht, so Cuper, und er stimme diesem darin zu, dass das Perserreich jünger sei als die anderen Reiche, weshalb er glaube, dieses Werk – Persepolis – sei von den Medern oder Assyriern geschaffen worden.<sup>193</sup>

Dann nahm Cuper wieder Bezug auf die Beschreibung der Stadt Persepolis bei Diodorus, um seine These zu stärken. Wenn er diese außergewöhnliche Pracht bedenke, stelle er fest, dass es dort ähnlich erfahrene und ausgezeichnete Handwerker gegeben haben müsse wie in uralten Zeiten im Orient – womit er wohl wieder die Zeit der Assyrier, Meder und Babylonier meinte. Daher könne er, so Cuper, nicht verstehen, woher Diodor berichten könne, dass jene auf dem ganzen Erdkreis berühmten, von den Persern erbauten Königspaläste Persepolis, Susa und auch Media in jener Zeit, in der Kambyses Ägypten in die Schranken wies und die Tempel dort niederbrannte, durch die Überbringung von Mitteln nach Asien und die Verschleppung von Handwerkern aus Ägypten entstanden seien.<sup>194</sup>

---

gerade dann, wenn ein neues, substantielles Werk zu einem Thema herauskam, das die Expertise des „Totgesagten“ betraf oder dessen Werk vermeintlich hinfällig machte wie dies bei Chardin und de Bruijn der Fall war. Diese Überlegungen schließen an Sebastian Kühns Thesen zur Dissimulation innerhalb von gelehrten Freundschaften an, sind jedoch reine Spekulation. Vgl. Kühn, Sebastian: *Dissimulatio als gelehrte Praxis? Politik sozialer Beziehungen in gelehrten Netzwerken* in: Li; Noreik (Hgg.): *G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage*, Köln 2016. S. 35-49.

192 „Relationem Hispanicam, puto esse, litteras e Persia hispanice scriptas ad Marchionem Bedmarii, a Domino Garcia Sylva Figueroa ad regem illum legato a Regum maximo Philippo die 28. Dec. 1628. Nam penes me sunt excerpta ex litteris illis in linguam latinam translata, quibus omnia ea continentur, qua epistola tua complecteris, et qua lecta me utique in admirationem sapiunt summam.“ Cuper-Leibniz 15. Mai 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

193 „Et severa ex iis quae legatus ille commentatur haud patet obscure, monumentum illud esse antiquissimum; num autem ex vestitu certo colligi possit hanc molem exstructam fuisse ante Assyriorum, Medorum et Persarum imperium ego equidem subdubito; Figueroa ita quidem inde ratiocinatur, sed Persarum imperium recentius esse facile concedo, pato tamen Assyriorum vel Medorum opus hoc esse.“ Cuper – Leibniz 15. Mai 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

194 „Atque hanc insignem magnificentiam ubi considero, status simul peritos et excellentes artifices antiquissimis fere temporibus in oriente fuisse; et inde est, quod capere non possim, unde hauserit Diod. Sic. eo tempore, quo Cambyses Aegyptum in potestatem redigeret, et templa exureret, translatis in Asiam opibus et ascitis ex Aegypto artificibus, regias illas toto orbe celebres in Persepoli et Susis ceteraque Media a Persis aedificata perhiberi.“ Cuper – Leibniz 15. Mai 1708 (GWLH Hannover,

Für Cuper war also klar, dass die Perser – das Achämenidenreich – keine eigene Tradition von Tempeln, Altären und Götterbildern besaßen, sondern diese von ihren Vorgängerreichen, den Assyriern und Medern stammten. Schon Herodot hatte angenommen, dass das Achämenidenreich keine eigenständige architektonische Tradition besaß, sondern hauptsächlich Einflüsse der Vorgängerreiche übernommen hatte. Auch das wurde wohl von Cuper als Bestätigung dafür gesehen, dass es nicht der Verschleppung von Handwerkern aus Ägypten durch Kambyses II bedurft hätte, um die Bauwerke von Persepolis zu errichten.

Es wurde in der Einleitung darauf hingewiesen, dass eine konstellatorische Untersuchung auch den Bezug von historischen Gedankengängen zu aktuellem Denken herstellen kann und dass dies, im Gegensatz zu den philosophiegeschichtlichen Untersuchungen Henrichs, wo solche Bezüge erst nach einer historischen Rekonstruktion gemacht wurden, bei der Untersuchung von „unfertigem“ Wissen auch für einzelne Sachfragen innerhalb der antiquarischen Themenkomplexe gilt, die sonst mit dem in ihrem Hintergrund stehenden Denkraum verbunden werden. Cuper warf also durch die Wiedergabe von Diodors These und seinem Zweifel daran eine in der Archäologie bis heute umstrittene Frage auf, nämlich, ob die in Persepolis vorgefundene achämenidische Architektur Originalität aufwies oder vielmehr ein Abklatsch der Bauten anderer vorderasiatischer Reiche war.<sup>195</sup> Auch die moderne Archäologie hat die achämenidische Kunst lange als nicht eigenständig aufgefasst, was nicht zuletzt mit den Geschicken eines Großreiches zusammenhängt, welches immer neue Provinzen hinzu eroberte.<sup>196</sup> Das Achämenidenreich besaß eine starke kulturelle Diversität und eine große Flexibilität in der lokalen Organisation. Kambyses I verlegte um 600 v. Chr. seine Hauptstadt nach der Einigung des Reiches nach Pasargadae und sein Nachfolger Kyros ließ dort große Paläste bauen. Unter Dareios, dem Großen, dem Nachfolger von Kambyses II, dehnte sich das Reich noch einmal maßgeblich aus und um 520 v. Chr. wurde Susa zur politischen Hauptstadt. Zur selben Zeit ließ Dareios wohl auch die Arbeiten an Persepolis beginnen. Dabei war diese Stadt hauptsächlich dem Herrscherkult gewidmet und als eine Art Versammlungszentrum für Dareios' Untertanen ohne Befestigungsanlagen gedacht. Berühmt waren v.a. die Neujahrsfeste im Frühjahr, bei denen der König sämtliche Vertreter der Völker des Reiches, Provinzfürsten und Militär an sich vorbeiziehen ließ. Man kann daraus schließen, dass der Bau von Persepolis durchaus mit Zentralisierungstendenzen im Achämenidenreich zusammenhing. Dass das Ensemble von

---

LBr.187, Bl. 73-78).

195 Vgl. Arndt, Helmut: Persepolis, Stuttgart 1984. S. 27-39.

196 Vgl. Arndt, Helmut: Persepolis, Stuttgart 1984. S. 27-39.

Persepolis in architektonischer Hinsicht wie aus einem Guss wirkt, weist darauf hin, dass die Stadt als neues Zentrum eines Großreiches geplant war. Die Erbauung der Stadt war bereits von Dareios I begonnen, jedoch erst 460 v. Chr. durch dessen Enkel Artaxerxes vollendet worden.<sup>197</sup>

Im Brief vom 15. Mai 1708 führte Cuper seine Argumente zur Erbauung der Stadt weiter aus. Wenn jenes hervorragende Monument in der Zeit des Kambyzes II gebaut worden wäre, fügte Cuper an, sei es schlecht geschätzt, diesen für Ahasver zu halten, da Kambyzes' Königsherrschaft nur sieben Jahre währte und Ahasver in der heiligen Schrift schließlich im zwölften Jahr nach Kyros erwähnt wurde.<sup>198</sup> Dieses Argument war jedoch noch nicht wirklich dazu geeignet, die These bei Diodor zu widerlegen. Wenn es unter Kambyzes gebaut worden wäre, so Cuper weiter, hieße das auch, dass es zu dieser Zeit in jenem riesigen – achämenidischen – Königreich nicht mehr kundige Handwerker als in Ägypten gegeben hätte. Das bezeugen auch die großartigen durch einen Wettstreit der Könige erbauten Pyramiden, Obeliskten, Tempel und Paläste in Ägypten, an die uns Diodorus erinnert.<sup>199</sup> Cuper wiederholte hier Diodors These, dass Persepolis von ägyptischen, thebanischen Handwerkern erbaut worden sein musste, da nur dort ähnlich prächtige Bauwerke zu finden seien.

Mit diesen thebanischen Altertümern habe er, Cuper, sich bei der Gelegenheit beschäftigt, als ein sehr gelehrter und in diesen Dingen wundersam geübter Mann ihn aus Rom kommend besucht hatte und für zwei Tage in seinem Haus geblieben war. Aus dessen Mund, so Cuper, habe er das gehört, was auch einige der antiken Autoren zu der Sache sagten, die es im Übrigen durchaus wert seien, gelesen zu werden und zu denen er sich ein andermal äußern wolle.<sup>200</sup> Der Besucher, von dem Cuper hier sprach, war der Augustinermönch Guillaume Bonjour.<sup>201</sup>

197 Vgl. Arndt, Helmut: Persepolis, Stuttgart 1984. S. 27-39.

198 Kyros II, „der Große“ starb nach heutigen Erkenntnissen im Jahr 530 v. Chr. Demnach müsste im zwölften Jahr nach ihm bereits Dareios auf dem Thron gesessen sein.

199 „Nam inde sequeretur non modo monumentum illud praeclarum tempore Cambysis vel posterioribus, (Rex enim tantum fuit septem annorum, unde male a nonnullis putatur esse Ahasverus, quippe cuius annus XII memoratur in S.S.) fuisse exstructum, verum etiam in vasto illo regno non tam doctos artifices fuisse, quam in Aegypto; id quod aliquo modo mihi videntur firmare certamine regum exstructa Pyramides, obelisci, templa, palatia magnificentissima, quorum meminit praecipue Diodorus, [...]“ Cuper – Leibniz 15. Mai 1708 (GWLb Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

200 „De quibus Aegyptiarum Thebarum Antiquitatibus egi ea occasione, quod vir quidam doctissimus et in iis ad miraculum exercitatus me Roma veniens invisit et per binos in aedibus meis dies mansit; et puto me tam ex eius ore, quam ex auctoribus veteribus nonnulla annotasse, qua utique non indigna forent ut legerentur; sed de his forsitan alias.“ Cuper – Leibniz 15. Mai 1708 (GWLb Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

201 Guillaume Bonjour war ein Augustinermönch aus Toulouse, der seit 1695 im Dienst des Kardinals Enrico Noris in Rom stand, der wiederum der Kustos der vatikanischen Bibliothek war. Wie die Protagonisten der untersuchten Konstellation war auch Bonjour ein Antiquar mit sprachwissenschaftlichem Interesse, der sich besonders dem Studium der antiken koptischen Kultur widmete und dazu auch eine koptische Grammatik verfasste, in der er Athanasius Kirchers Studien zu dieser Sprache kritisierte. Auch hatte er wohl Sympathien für jansenistische Standpunkte, weshalb

Weiter schrieb Cuper, dass Bonjour ihm an Stelle von Diodorus Siculus das in Erinnerung gerufen habe, was der Prophet Jeremias an der Stelle 24,1 und 29, 2 vorausgesagt hatte und was im Buch der Könige 24, 14 in Erfüllung ging.<sup>202</sup> Damit brachte Cuper die Erbauung von Persepolis direkt in Verbindung mit der alttestamentarischen Narrative, und speziell architektonisch mit dem Tempel Salomos in Jerusalem, der bei Jeremias und im Buch der Könige beschrieben wurde. Damit meinte er aber nicht den ersten Tempel, sondern den zweiten, der durch die Rückkehr der Juden nach Jerusalem, nachdem sie aus der babylonischen Gefangenschaft durch den persischen Herrscher Kyros II befreit worden waren, wieder aufgebaut wurde. Für Cuper hing also die Architektur von Persepolis mit dem Tempel Salomos in Jerusalem zusammen, da Kyros II, der 558 - 528 v. Chr. auf dem persischen Thron saß, 539 v. Chr. Babylon erobert und somit die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurück nach Jerusalem geführt hatte, wo ca. 50.000 von ihnen den dortigen Tempel wieder aufgebaut hatten.

Cuper schrieb dazu weiter, dass Nebukadnezar zusammen mit den Prinzen von Juda auch Holz- und Eisenarbeiter nach Babylon verschleppt habe, bevor er Stadt und Tempel von Jerusalem zerstören ließ. Man könne sehen, dass der König – Nebukadnezar – dies machte, nachdem er den großartigen königlichen Tempel – damit meinte er den Tempel Salomos – und andere Paläste gesehen habe. Daraufhin urteilte er – Nebukadnezar –, so Cuper weiter, dass die jüdischen Arbeiter erfahrener seien als die babylonischen und er so deren Arbeit zur Vergrößerung und Ausschmückung von Babylon nutzen könne.<sup>203</sup> Cuper brachte also Nebukadnezar und dessen Eroberung Jerusalems 597 v. Chr. ins Spiel, welche die babylonische Gefangenschaft einleitete. Die Tatsache, dass laut der biblischen Narrative dabei auch Handwerker verschleppt worden waren, um Bauwerke in Babylon zu errichten, nahm er als Beweis dafür, dass dieselben jüdischen Handwerker auch unter der Herrschaft des Babylonier- oder Assyrierreichs, also bereits vor dem Ägyptenfeldzug

---

anzunehmen ist, dass er der Akkomodationsstrategie der Jesuiten eher ablehnend gegenüber stand. Bonjour besuchte Cuper im Dezember 1707 auf seinem Weg nach Plymouth, von wo er ein Schiff nach Macao nehmen wollte. Die beiden haben wohl bei derselben Gelegenheit auch über die Bedeutung von chinesischen Schriftzeichen gesprochen. Vgl. Hamilton, Alastair: Oxford 2006. pp. 229-231. Auch hier ist, wie in anderen Fällen, ein persönliches Gespräch zwischen zwei Gelehrten im Zusammenhang mit den Briefwechseln zu verorten. Zur Rolle von persönlichen Gesprächen innerhalb der Konstellationsforschung vgl. Vgl.: Henrich, Dieter: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung. Frankfurt a. Main 2005, S. 15-31

202 „Ille autem Diodori Siculi locus mihi in memoriam revocavit ea, quae praedixit Jeremias Propheta 24,1; 29,2; et quae facta esse patet ex 2 Regum 24, 14.“ Cuper – Leibniz 15, Mai 1708 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

203 „Nebucadnesarem abduxisse una secum, antequam urbs et templum Hierosolymorum divergerentur cum principibus Judae fabros lignarios et ferrarios. Nam poterat videri rex hoc fecisse postquam conspexerat templi magnificentiam regniam et alia aedificia, quia peritiores inde judicabat esse artifices Judaeos, aum Babylonios et eorum opera ubi potuit ad amplificandam et ornandam Babylonem [...]“ Cuper – Leibniz 15. Mai 1708 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

unter Kambyzes II, nach Persien gekommen sein könnten, um eine Stadt wie Persepolis zu erbauen. So ergibt auch Cupers weiter oben zitierte Aussage Sinn, er glaube, Persepolis sei während der Zeit der Assyrier erbaut worden.

Das implizierte jedoch auch, dass Cuper die Ruinen von Persepolis nicht für genuin assyrische oder babylonische Architektur hielt, sondern eben für ein jüdisches Bauwerk, was für ihn sicher auch als historischer Beweis für die besonderen Pracht der Ruinen und somit auch für die Überlegenheit der hebräischen, alttestamentarischen Kultur gegenüber anderen Reichen, wie eben dem babylonischen, sprach.

Den nächsten Brief schrieb Leibniz an Cuper am 30. Juli 1708. Seine Reaktion auf das Thema Persepolis fiel darin im Vergleich zu Cupers Ausführungen eher knapp aus. Leibniz begann den Brief mit der Aussage, die Altertümer von Persepolis würden zurecht für sehr wichtig gehalten, er allerdings möchte sich nicht zu einem Urteil darüber hinreißen lassen, wie weit sie zurückgingen.<sup>204</sup>

Was ihn aber an diesen Dingen mehr als alles andere verwundert habe, so Leibniz weiter, sei die Art der Schrift, weil sie ihm wie von einem Weisen erfunden scheine. Es mache ihm den Eindruck, als wenn verschiedene Arten des Schreibens, die in der antiken Welt bekannt waren und die alle aus dem Phönizischen und Hebräischen abgeleitet seien, zu einem Alphabet zusammengebracht worden wären. Durch die ungeschickte Ausführung jedoch, schrieb Leibniz weiter, ließen sich barbarische Autoren erkennen, welche das, was entweder als göttliche Gabe an die Sterblichen gedacht oder von irgendeinem der Patriarchen erfunden zu sein schien, deformiert hätten.<sup>205</sup>

Man kann aus Leibniz' Stellungnahme erkennen, dass er die keilförmigen Buchstaben nicht für Hieroglyphen, sondern, im Einklang mit der oben ausgeführten Theorie Bernards, für eine alphabetische Schrift hielt, die aus dem Phönizischen und Hebräischen abgeleitet worden war. Durch seine Bezeichnung der Schrift entweder als göttliche Gabe oder von irgendeinem der – vorsintflutlichen – Patriarchen erfunden, ließ Leibniz erkennen, dass er die Erfindung der Schrift, der orthodoxen Meinung seiner Zeit entsprechend, im engen Zusammenhang mit einer alttestamentarischen Philosophie oder Wissenschaft sah.

204 „Merito magnificimus Persepolitanas antiquitates, quo usque assurgant, non dixerim.“ Leibniz – Cuper 30. Juli 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 82-83).

205 „Sed nihil magis in iis miratus sum quam scripturae genus, quod apparet inventus esse sapientis, cum cetera scribendi genera orbis antiqui noti, qua ad alphabetum referuntur ex Phoenicio vel Hebraeo natus videantur, ductibusque ipsis inconditis autores barbaros ostendant, qui deformarunt nescio quid sive divinitus datum mortalibus, sive ab aliquo Patriarcharum excogitatum.“ Leibniz – Cuper 30. Juli 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 82-83).

Im Brief von Cuper an Leibniz vom 30. Oktober 1708 wurde dann das Thema Persepolis erneut aufgegriffen. Cuper, dem offensichtlich Leibniz' Kommentare zum Alter von Persepolis im letzten Brief zu knapp waren, reagierte auf Leibniz' fehlende Bereitschaft, sich auf seine Theorie der Gründung von Persepolis einzulassen. Er formulierte wörtlich, dass er das Übrige, das ihm Leibniz zukommen lassen habe, aufmerksam gelesen habe, allerdings der Überzeugung sei, dass dessen Beschäftigung – mit dem Thema Persepolis – eine beständige werden sollte und durch intensivere Studien untermauert werden müsse. Schließlich, so Cuper, habe Leibniz auf mehrere Stellen seines Brief nichts erwidert und er sei auch nicht auf jene berühmte Stelle bei Diodorus Siculus eingegangen, die von den großartigen persepolitischen Werken handelte. Versöhnlich fügte er noch an, er hoffe, Leibniz werde das dennoch mit mehr Ruhe tun, da er, Cuper, doch so sehr danach verlange, zu wissen, wie viel Wahrheit in dieser Erzählung stecke.<sup>206</sup>

Man kann an Cupers Reaktion gut erkennen, wie das Prinzip der gegenseitigen Informationsgabe innerhalb einer vertrauensvollen Kommunikation funktionierte. Themen, die von einem der Korrespondenzpartner umfassend angesprochen worden waren, sollten vom anderen entsprechend ausführlich beantwortet werden, so wohl die Erwartungshaltung Cupers. Im vorhergehenden Fall war dies nicht geschehen und Cuper hätte von Leibniz deshalb wohl zumindest erwartet, dass dieser sich entschuldigte und darauf verwies, dass er ein anderes Mal zu dem Thema mehr sagen werde.<sup>207</sup>

Als Cuper das nächste Mal am 15. Februar 1709 an Leibniz schrieb, hatte dieser ihm bis dahin immer noch nicht auf seinen letzten Brief geantwortet. Cuper brachte Leibniz in der Folge über verschiedene gelehrte Neuigkeiten auf den aktuellen Stand und schloss mit der Aussage, er habe nun hoffentlich alle Kapitel aus dessen letztem Brief beantwortet und hoffe, dass er ihn – Leibniz –, den berühmten Mann, damit befriedigt habe.<sup>208</sup> Cuper, der im vorherigen Brief noch verärgert über Leibniz' ausgebliebene Antwort gewesen war, befürchtete wohl, dies könne mit seinem eigenen Versäumnis zu tun haben, auf alle von Leibniz vorher erwähnten Themen ausreichend geantwortet zu haben.

206 „Curatae sunt rectae literae, quas ad me Hanovera 30 Julii proximi die dedisti, et singulari inde cum voluptate didici, tibi placuisse binas, quas a me tulisti ultimas, et reliqua, quae mecum communicis alacriter perlegi persuasum autem habeo, occupatione tua factum esse perpetua et gravioribus studiis quod singulis epistolarum mearum capitibus nihil reposueris [...], nec de praeclaro Diod. Siculi loco, in quo agit de magnificis Persepoleos operibus id quod tamen te facturum otiosorem spero, cum summopere desidero cognoscere, an quid veri narrationi isti inesse possit.“ Cuper – Leibniz 30. Oktober 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 84-87).

207 Dies war die gängigste Praxis unter Briefeschreibern, um erwartete Informationen zu antiquarischen Fragen hinauszuzögern. Meist wurden dazu noch besonders dringende Beschäftigungen als Entschuldigung benannt, welche eine umgehende Antwort erst einmal verzögerten.

208 „Atque ita quidem singulis capitibus ultimae epistolae tuae respondi, et puto me tibi, vir illustris, satis fecisse.“ Cuper – Leibniz 15. Februar 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 88-91).

Vom 15. März 1709 datiert die lang ersehnte Antwort von Leibniz, die auch eine Erklärung für das lange Ausbleiben seines Briefes enthielt. Gleich im ersten Satz ging Leibniz auf die Verzögerung ein, indem er schrieb, es habe ihn sehr geschmerzt, dass Cupers Briefe voller Menschlichkeit und Gelehrsamkeit ihm wegen einer langen Abwesenheit von zu Hause erst spät überliefert worden seien. Er berichtete im Brief weiter von einem ausströmendem Schmerz des Oberarmknochens, der ihm die Nachtruhe genommen habe, weswegen er im Winter zu einer Bäderkur nach Karlsbad gereist sei. Diese Kur sei auch nicht ohne Ergebnisse geblieben, so Leibniz weiter, jedoch habe er, da er durch den Winter eine stärkere Ausbreitung der Schmerzen gefürchtet habe, auf dem Rückweg einige Zeit in Sachsen verbracht und die letzten beiden Monate in Berlin, um sich von der Reise zu erholen. Schließlich habe er durch göttlichen Schutz, obwohl das schwerste Unwetter des Jahres über ihm gehangen war, seine Heimat wieder erreicht.<sup>209</sup> Auch Leibniz kannte natürlich die Höflichkeitsregeln einer vertrauensvollen Kommunikation und entschuldigte sich daher zuerst einmal für das lange Ausbleiben seiner Antwort.

## 2.3 Neue Bilder der Ruinen von Cornelis de Bruijn

Leibniz kam im Brief vom 15. März 1709 dann auch auf Persepolis zurück und antwortete, dass doch niemand anderer als Cuper selbst besser Bescheid wisse über die Ruinen von Persepolis und die Stelle bei Diodor. Damit war also auch Cupers Ermahnung aus dem vorherigen Brief abgearbeitet, indem Leibniz Cuper einfach die größere Expertise bei der Frage des Alters der Ruinen zuwies.<sup>210</sup> Es bleibt dabei unklar, ob er Cupers These zur Erbauung von Persepolis durch jüdische Handwerker wirklich zustimmte oder sich aus anderen Gründen einer Aussage enthielt. Leibniz fuhr im Brief fort, ein Arzt und Reisender aus seiner Nachbarschaft habe die Ruinen, die am Ort Tschelminar zu sehen seien, gesehen und einige der Inschriften, die aus den so angenehm einfachen Buchstaben

<sup>209</sup> „Binas a te literas doctrina plenas et humanitatis, ob dioturnam domo absentiam verius cum aliis ad me devenisse [...]. Ego cum vergente anno superiore numeri defluxionibus obsiderentur, unde dolore gravante magis quam purgentes, sed quibus non raro quies nocturna interpellabatur, quanquam appetente hyeme ad Therma proficisci decreverans, sed lavaturus tantummodi, non et potaturus. Veni ad Carolinas, ususque illis, non sine studii, nam dissipatum est malum, quod ab hyeme gravius metuebam. Inde aliquando in Saxonia et postremos binos menses Berolini egi, quiesciens ab itinere, com servior anni tempestas incumbbat, donec postremus sanus et laborus divino manere domum redii.“ Leibniz – Cuper 15. März 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 92).

<sup>210</sup> Auch das Rühmen der Gelehrsamkeit des Briefpartners war Teil der Regeln einer vertrauensbasierten Kommunikation. Vgl. Wallnig, Thomas: Amicus, Patronus und TEI. Überlegungen zum Modellieren von Beziehungen anhand von Grußformeln in Gelehrtenbriefen in: Li (Hg.): „Für unser Glück oder das Glück anderer“. Vorträge des X. Internationalen Leibniz-Kongresses (6 Bände), Hildesheim 2016. S. 523-535.



bestünden, kopiert.<sup>211</sup>

Nachdem zuvor bereits ältere Reiseberichte und historische Texte, der alltäglichen Praxis in den Gelehrtenkorrespondenzen entsprechend, herbeigezogen worden waren, wurden nun neue Bilder der Ruinen in Form von Zeichnungen von vor Ort Gewesenen als zu erwartende vertrauenswürdige Quelle in die Diskussion eingebracht. Damit im Zusammenhang stand sicher auch die Erwartung, dass bestimmte Fragen zu antiquarischen Themen dadurch in einem neuen Licht gesehen werden könnten.

Cuper schickte am 1. Juni 1709 seine Neuigkeiten über Persepolis an Leibniz, aber auch an La Croze und zog damit die dritte Person der hier untersuchten Konstellation zu der Debatte hinzu. Auch an Cornelis de Bruijn, der die kurz zuvor die begehrten Bilder aus Persepolis zurückgebracht hatte, ging am selben Tag ein kurzer von Cuper verfasster Brief.

Es wurde in der Einleitung schon erwähnt, dass zu Witsens Investigatoren des nahen und fernen Ostens auch ein gewisser Cornelis de Bruijn gehörte, der bereits früher, für seine erste Reise in die Levante, die er 1698 als *Reizen door de vermaardste deelen van Klein Asia*<sup>212</sup> herausbrachte, bereits einmal fast zehn Jahre im Nahen Osten unterwegs gewesen war. De Bruijn besuchte dabei auch die heiligen Stätten von Jerusalem und fertigte zahlreiche Zeichnungen von Häfen und Festungen an, die für die englisch-holländischen Handelskriege zwischen 1670 und 1690 von militärischer Bedeutung waren.<sup>213</sup> Es ist sogar gemutmaßt worden, dass de Bruijn nicht nur als Spion tätig war, sondern womöglich auch an einem Mordanschlag auf den Republikaner Johan de Witt im Jahr 1672 beteiligt war. Der Anschlag wurde von vier treuen Anhängern Wilhelms von Oranien ausgeführt, wobei nur einer von ihnen verurteilt wurde, während die anderen drei wohl von Wilhelm selbst geschützt werden konnten. Es ist möglich, dass de Bruijn zu diesen Dreien gehörte, was auch erklären würde, warum er kurz darauf Holland verließ und für fast 20 Jahre erst durch Europa und dann durch die Levante reiste, ohne dass ihm jemals das Geld ausging, welches vielleicht aus den kolonialen orangistischen Netzwerken kam.<sup>214</sup> Als Resultat dieser zweiten Reise publizierte Cornelis de Bruijn 1711 ein weiteres großes Werk, die

211 „De ruinis Persepolis re Diodori loco nemo te ipso rectius judicabit. [...]. Est in vicinia medicus peregrinator bonus, qui spectavit eas nempe quas sunt in loco dicto Tschelminar, et nonnullas inscriptiones litteris illis simplicibus compositas exscripsit.“ Leibniz – Cuper 15. März 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 92).

212 de Bruijn, Cornelis. *Reizen van Cornelis de Bruyn, door de vermaardste Deelen van Klein Asia*. Delft 1698.

213 Vgl. Hayden. Judy: Cornelis de Bruyn. Painter, Traveler, Curiosity Collector, Spy? in: Matar; Hayden (Eds.): *Through the Eyes of the Beholder. The Holy Land 1517 – 1713*, Leiden 2013. pp. 141-164.

214 Vgl. Hayden. Judy: Cornelis de Bruyn. Painter, Traveler, Curiosity Collector, Spy? in: Matar; Hayden (Eds.): *Through the Eyes of the Beholder. The Holy Land 1517 – 1713*, Leiden 2013. pp. 141-164.

*Reizen over Mozkovie door Persie en Indie.*<sup>215</sup>

Im Brief vom 1. Juni 1709 dankte Cuper de Bruijn dafür, dass er so viele Raritäten mit ihm geteilt habe, wobei er, Cuper, natürlich nicht gezögert habe, nach Rom, Paris und in verschiedene deutsche Städte darüber zu berichten, was er bei ihm – de Bruijn, offenbar hatte kurz vorher ein Besuch stattgefunden – gesehen und was ihn mit so großer Verwunderung erfüllt habe.<sup>216</sup> Cuper fuhr fort, es würde ihn mit großer Freude erfüllen, wenn de Bruijn ihm drei oder vier Kopien der Inschriften, die aus unbekannten Buchstaben bestünden und sich untereinander fast glichen, zuschicken könnte. Er würde sie nämlich dann an einige Liebhaber der orientalischen Sprachen weiterleiten, von denen vielleicht irgendjemand davon etwas erklären könnte, natürlich nur mit de Bruijns Zustimmung. Er würde ihm wiederum von all diesen Ergebnissen, die er erhalten würde, berichten, schloss Cuper.<sup>217</sup>

Es wurde bereits erwähnt, dass innerhalb einer vertrauensbasierten Kommunikation in den Briefwechseln Informationen aus Briefen immer dann an Dritte weitergereicht wurden, wenn sich daraus ein Mehrwert für ein antiquarisches Thema ergeben konnte und der Inhaber solcher Informationen – in dem Falle de Bruijn –, sich nicht explizit dagegen wehrte.<sup>218</sup> Das dürfte ihm in diesem Falle aber auch schwer gefallen sein, da die Beziehung von Cuper und de Bruijn durchaus als Patron - Klient - Verhältnis<sup>219</sup> definiert werden kann. Cuper sah daher wohl umso mehr für sich die Berechtigung, die ersehnten Informationen von de Bruijn über Persepolis sofort an andere weiterzuleiten. Cuper konnte oder wollte wohl auf die Zustimmung de Bruijns auch gar nicht warten, da er noch

<sup>215</sup> De Bruijn, Cornelis: *Reizen over Mozkovie door Persie en Indie*, Amsterdam 1711.

<sup>216</sup> „Ick koome V. ed. van herten bedancken voor het laaten sien van soo veele seltseamheeden en heb niet naegelaaten ne Roomen Parys en verscheyde plaatsen in Duytsland te schryven alle het gheene by uw.ed. met verwonderinge heb beschouwt.“ Cuper – de Bruijn 1. Juni 1709. (KB Den Haag 72 G 19). Ich danke sehr herzlich Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übersetzung aus dem Niederländischen. Scheinbar hatte Cuper kurz vorher de Bruijn besucht, um sich die Bilder von Persepolis selber vor Ort anzusehen.

<sup>217</sup> „Uw ed. sonde my ondertusschen veel vruntschap doen by al dien soo goet beliefde te weesen van my toe te senden 3 a 4 copien van eene van de inscriptien, die bestaan uyt onbekende letters, ende sigh haest alle gelycken. Ick soude die dan met desselfs goetvinden laaten toekoomen, aen verscheyde liefhebbers van de orientaalse taalen, of veel ligh d'een of d'ander, daer van iet wes soude kunnen uytlegghen; ende ick sal niet nalaeten an uw ed. mede te deelen alle het gheen my dien-aengaende sal werden toegesonden. Ick hoop dat uw ed. my dit niet sal weygeren en blyve voor altoos uw ed. ootmoed dienaar.“ Cuper – de Bruyn 1. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 19). Ich danke sehr herzlich Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übersetzung aus dem Niederländischen.

<sup>218</sup> Vgl. Waldhoff, Stephan: „Auff ein absonderlich Blatt Papier“. Eine bürokratische Technik zur Begrenzung von Öffentlichkeit in Leibniz' Briefwechsel in: Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016. S. 217-264.

<sup>219</sup> Dazu passt auch die niederländische Anrede von de Bruijn an Cuper „onderdanigst“, die sehr viel unterwürfiger war als Cupers „ootmoed“. Für diese Information danke ich Dr. Dirk Jacob Jansen. Im Übrigen waren Cuper und dessen guter Freund Nicolaas Witsen die Auftraggeber der Zeichnungen, welche de Bruyn von Persepolis angefertigt hatte. Vgl. Sancisi-Weerdenburg, Heleen: „Tchehelminar oftewel Persepolis“ and the critics in: Sancisi-Weerdenburg (Ed.): Cornelis de Bruijn – Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia, Amsterdam 1998. pp. 43-47.

am selben Tag an Leibniz und La Croze darüber schrieb. Es liegt daher nahe, dass sein Erfragen der Zustimmung de Bruijns reine Rhetorik war.

Cuper eröffnete seine lange Abhandlung über Persepolis im Brief an Leibniz vom 1. Juni 1709 mit der Ankündigung, dass er die Ruinen oder zumindest die Festung ausgezeichnet gemalt gesehen habe.<sup>220</sup> Vor acht oder neun Jahren habe er erfahren, dass Cornelis de Bruijn eine Reisebeschreibung veröffentlicht habe, die mit vielen Bildern ausgeschmückt gewesen sei.<sup>221</sup> Cuper bezog sich hier auf das 1698 von de Bruijn veröffentlichte Werk *Reizen door de vermaardste Deelen van Klein Asia*, welches sehr erfolgreich war und 1700 in einer französischen Übersetzung als *Voyage au Levant* und 1702 auf Englisch als *Voyage to the Levant* herausgekommen war.<sup>222</sup> Diese Beschreibung enthielt über 200 Kupferstiche und schilderte de Bruyns Weg von Italien über die Türkei nach Ägypten, von dort weiter nach Palästina, Jerusalem und Syrien und über die griechischen Inseln zurück in die Türkei.<sup>223</sup>

Cuper fuhr fort, dass de Bruijn erst kürzlich von einer Reise zurückgekehrt sei, bei der er mindestens sieben Jahre durch Russland, Persien und Indien gefahren und dabei für sechs Wochen an jenem Ort – Persepolis – verblieben sei, an dem sich die königlichen Reliquien befänden. De Bruijn beschrieb und zeichnete dabei, so Cuper, zuerst die ganze Anlage und danach zeichnete er auf verschiedenen Tafeln deren einzelne Teile, so dass wir wunderbar die Pracht des gesamten Werks betrachten und bewundern können.<sup>224</sup> Dabei bezog sich Cuper wohl auf de Bruijns Ansichten von Persepolis aus allen vier Himmelsrichtungen sowie die zahlreichen Teilansichten der Ruinen in dessen Werk. (Vgl. Abb. 3 und 4).<sup>225</sup>

220 „[...] et significo me ruinas persepoleas vel saltem arcis vidisse splendidissime delineatas.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 93-96). Dadurch, dass Cuper von einer Festung sprach, verwies er auf den Zusammenhang zwischen der Erbauung von Persepolis und dem Tempel Salomos.

221 „Nosti ante octo vel novem annos Cornelium de Bruyn publicasse itinerarium, multis picturis onustum.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

222 de Bruijn, Cornelis: *Reizen van Cornelis de Bruijn, door de vermaardste Deelen van Klein Asia*. Delft 1698.

223 Dazu sowie zu de Bruyns anderen Werken vgl. Sancisi-Weerdenburg, Heleen: „Tchehelminar oftewel Persepolis“ and the critics in: Sancisi-Weerdenburg (Ed.): *Cornelis de Bruijn – Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia*, Amsterdam 1998.

224 „Is nunc per septem ad minimum annos peregrinatus fuit per Moscoviam, Persiam Indiamque orientalem. Commoratus est per sex hebdomadas in loco, ubi regiae hae reliquiae visuntur. Descripsit et pinxit primo totam molem, inde variis tabulis excepit eius partes, adeo ut quam clarissime magnificentiam operis omnis inspicere et admirari possimus.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

225 Sancisi-Weerdenburg, Heleen: Introduction in: Drijvers; Sancisi-Weerdenburg (Eds.): *Through travellers' Eyes. European Travellers on the Iranian Monuments (Achaemenid History Volume 7)*, Leiden 1991.

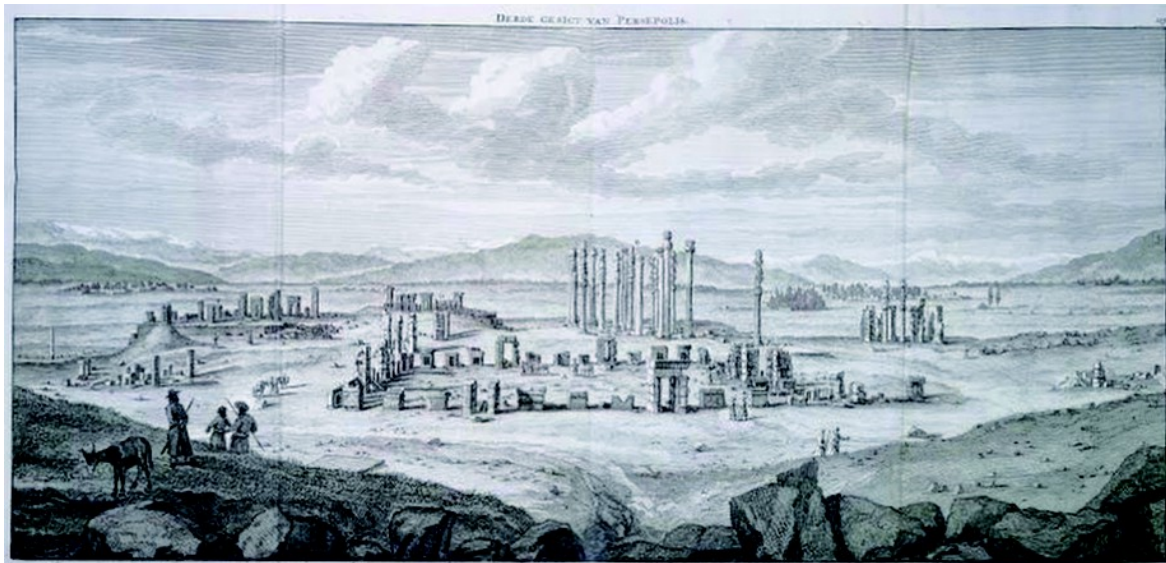


Abbildung 3: Gesamtansicht Persepolis aus de Bruijns *Reizen over Mozkovie* von 1711, eine der vier Gesamtansichten der Ruinenstadt

Cuper wollte hier auf die neue und seiner Meinung nach revolutionäre Qualität und epistemische Genauigkeit von de Bruijns Zeichnungen hinweisen. Nicht zuletzt deshalb natürlich wollte er die Zeichnungen, sozusagen als „Vertrauensvorschuss“, an möglichst viele Gelehrte schicken, um dann deren Interpretationen der Bauwerke, besonders aber der Schriftzeichen, im Gegenzug einzufordern. Die Zeichnungen waren besonders bemerkenswert, da alle vorherigen Zeichnungen entweder von Handelsreisenden oder Diplomaten angefertigt worden waren, niemals aber von einem professionellen Maler.<sup>226</sup>

<sup>226</sup> Vgl. Sancisi-Weerdenburg, Heleen: „Tchehelminar oftewel Persepolis“ and the critics in: Sancisi-Weerdenburg (Ed.): Cornelis de Bruyn – Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia, Amsterdam 1998. pp. 43-47.

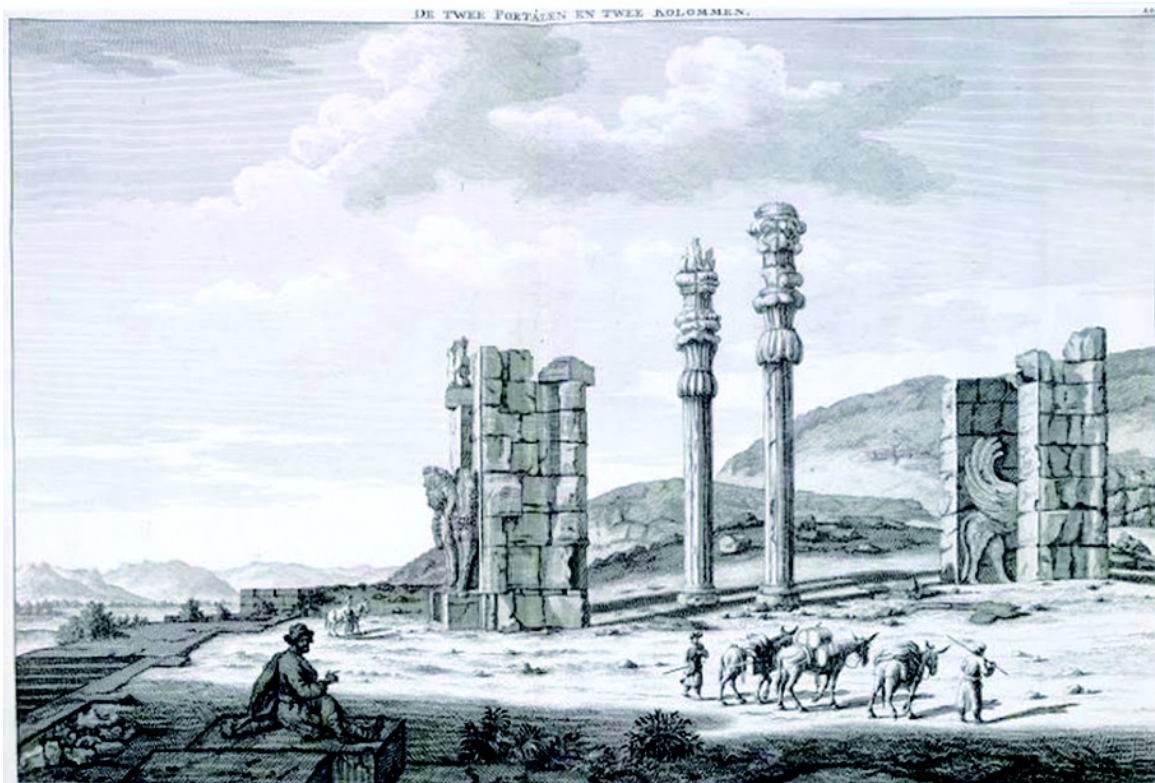


Abbildung 4: Teilansicht Persepolis aus de Bruijns *Reizen over Mozkovie* von 1711

Cuper fuhr im Brief an Leibniz vom 1. Juni 1709 dann fort mit einer genauen Aufzählung von de Bruijns Errungenschaften und beschrieb, wie dieser die Zimmer, die Türen, die Bogengänge vermessen und verschiedene Kopien von Inschriften aus den fast gleichartigen und einfach zusammengesetzten Buchstaben mitgebracht hatte. Außerdem, so Cuper, habe er Statuen gezeichnet, welche in einer Vielzahl aus rauem und sehr hartem Stein herausgeschlagen wurden und trotzdem diesem verhaftet blieben. Damit nicht genug habe de Bruijn, um dem von ihm Gesagten und Gezeichneten wahres Vertrauen voranzustellen, die Statuen und außerdem Steine, auf denen jene Charaktere eingeritzt waren, selber mitgebracht. Das, so Cuper, müsse eine unglaubliche Anstrengung für de Bruijns Männer gewesen sein, weil jenem Ort so ein Verlust zugefügt wurde. Cuper untermauerte dies mit einem Vergil-Zitat aus der *Aenaeis* „Wie wenn harter Marmor dastünde oder harter Stein“, das sich auf die Unbeweglichkeit der Miene der unglücklichen Königin Dido beim Abschied des Aeneas bezog<sup>227</sup> und wohl die Schmerzen de Bruijns und seiner Helfer verdeutlichen sollte, die diese spüren mussten, während sie der in Stein gehauenen Vergangenheit solche Schäden zufügten, die sie sich aber ob der Entschädigung, die dafür in Form von Ruhm auf sie wartete, nicht anmerken ließen.

<sup>227</sup> Vgl. Vergilius, Publius Maro: *Aenaeis* IV, 450-476.



Cuper schloss den Absatz mit einem weiteren Sinnspruch, der besagte, der Stein sei widerspenstig gegenüber dem Instrument des Handwerkers.<sup>228</sup> Auch dies sollte wohl noch einmal die Mühen betonen, die de Bruijn für die Bilder – und wohl auch die geraubten Mitbringsel – aufgebracht hatte, um ein möglichst detailgetreues Bild der Ruinen schaffen zu können.

Cuper betonte also besonders die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit der Zeichnungen de Bruijns von Persepolis sicherlich nicht zuletzt deshalb, weil er um ihren Wert innerhalb einer vertrauensbasierten Kommunikation wusste und sich von ihnen Erkenntnisse sowohl über den Architekturstil von Persepolis, aber auch über die Bedeutung der keilförmigen Schriftzeichen, die de Bruijn sehr detailgenau abgezeichnet hatte, erhoffte. (Vgl. Abb. 5)



Abbildung 5: Keilförmige Schriftzeichen aus de Bruijns *Reizen over Mozkovie* von 1711

Weiter im Brief vom 1. Juni 1709 ging Cuper auch auf den von Leibniz im Brief vom 15. März erwähnten Arzt aus seiner Nachbarschaft ein, der die Ruinen schon einmal gesehen habe. Er erinnere sich nämlich daran, so Cuper, dass Witsen ihm schon einmal von diesem Mann erzählt habe, dass dieser sich Kämpfer nenne, der Arzt des Grafen von Lippstadt sei

<sup>228</sup> „Dimensus est cubacula, porta, conclavia, porticus, attulit varias inscriptiones, ex litteris fere similibus et proinde simplicissimus compositas; depinxit statuas quid plurimo numero rupe ex durissima excisa sunt et nihilo minus eidem adhuc haerent affixae; neque id tantum egit, sed ut dictis fidem et picturis praestaret, deportavit ipsas statuas, deportavit lapides, quibus characteris illi erant incisi, id quod non absque multo labore per homines suos fieri potuit quia illi loco ad amissim conveni illud Virgilii. *Quam si dura silex aut stet marpesia cartes*. Et rupes contumax plane erat in instrumenta fabrilia.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

und an dem Ort mit demselben Namen seinen Wohnsitz habe. Jener hervorragende Magistrat – Witsen – habe sich, so Cuper, sehr positiv über die Gelehrsamkeit dieses Mannes geäußert und seine Anstrengung und seine Glut dabei bewundert, all das, was schön und rar ist auf der Welt, kennenzulernen. Schließlich bat Cuper Leibniz darum, Kämpfer mit den liebenswürdigsten Worten zu grüßen, wenn er an ihn schreibe oder dieser ihn besuche.<sup>229</sup>

Bezogen auf Persepolis war auch Kämpfer von Bedeutung, da er zum Zeitpunkt des hier betrachteten Briefwechsles bereits an seinen *Amoenitates exoticae* schrieb, die aber erst 1712 herauskommen sollten.<sup>230</sup> Leibniz hatte wohl auf Kämpfer verwiesen, weil er wusste, dass auch in dessen Arbeit epistemisch hochwertige Zeichnungen der Ruinen von Persepolis zu finden waren (Vgl. Abb. 6) und Leibniz Kämpfer erst kurz vorher persönlich getroffen hatte.



Abbildung 6: Gesamtansicht der Ruinen von Persepolis in Kämpfers *Amoenitates Exoticae* von 1712

### Das Treffen mit Engelbert Kämpfer, dem Leibarzt von Friedrich Adolf zur Lippe,

229 „Loqueris, vir clarissime, de medico in vicinia tua, qui ruinas persepoleas spectavit; credo de eodem ad me verba fecisse Witzonium dicebatque eum appellari Kemfer medicum esse comitis Lupice, et in urbe eiusdem nominis sedem fixisse. Illustris ille Magistratus celebrabat valde viri illius doctrinam, et ardorem impetumque cognoscendi quicquid in orte pulchrum et rarum est. Inde factum ut eundem teque rogare audeam, ut illum verbis meis amantissimis salutare velis, si quando ad eum scribis, vel te invisit.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLb Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

230 Kämpfer, Engelbert: *Amoenitates Exoticae*, Lemgo 1712.

welches im Brief an Cuper vom 15. März angesprochen wurde, hatte wohl im August 1708 in der Residenz zu Detmold stattgefunden, wie man aus einem Brief von Leibniz an Witsen vom 12. Oktober 1708 schließen kann.<sup>231</sup>

Cornelis de Bruijns *Reizen over Mozkovie, door Persie en Indie*, die 1711 herauskamen und Engelbert Kämpfers *Amoenitates Exoticae*<sup>232</sup> von 1712 wurden also, neben den Zeichnungen von Jean Chardin, von Zeitgenossen besonders wegen der darin abgedruckten Abbildungen von Persepolis so sehnsüchtig erwartet. (Vgl. Abb. 3, 4 und 6) Im Gegensatz zu Kämpfer, der bereits 1685 vor Ort gewesen war<sup>233</sup>, hatte de Bruijn 1703 die Ruinen gesehen und gezeichnet.

De Bruijns Reise nach Moskau hatte 1701 an der Station Archangelsk begonnen, wo er Zar Peter den Großen getroffen hatte, der ihm persönlich Sicherheitsversprechungen und die Erlaubnis, überall in Russland zeichnen zu dürfen, gegeben hatte.<sup>234</sup> 1703 hatte er Persepolis erreicht und dort drei Monate lang die Ruinen, den ganzen Komplex, verschiedene Ansichten und alle Inschriften in der unbekannten keilförmigen Schrift abgezeichnet. 1705 war er über Ceylon nach Batavia weitergereist, wo er noch eine Zeit mit dem Gouverneur Joan van Hoorn verbrachte, bevor er schließlich über Bantam zurück nach Den Haag gelangte.<sup>235</sup> De Bruijn war erst im Oktober 1708 von dieser langen Reise zurückgekommen und musste dafür sorgen, dass seine über dreihundert Zeichnungen auf Kupferplatten übertragen und zum Druck fertig gemacht wurden, wofür er mit

231 „J'ai fait connoissance dernièrement a Detmold Residence de Comte de Lippe (où j'étois allé voir la reine de Portugal), avec un savant medecin, qui a été aux Indes orientales et en Perse et a fait des bonnes observations.“ Leibniz – Witsen 12. Oktober 1708 (GWLB Hannover LBr.1007, Bl. 52-53).

232 Zu den *amoenitates exoticae* vgl. Haberland, Detlef (Hg.): Engelbert Kämpfers *amoenitates exoticae* von 1712. Wissenschaftliche Innovation, humanistische Gelehrsamkeit und neulateinische Sprachkunst, Wiesbaden 2014. Zu de Bruijns *Reizen over Mozkovie, door Persie en Indie* vgl. Drijvers; Sancisi-Weerdenburg (Eds.): *Through travellers' Eyes. European Travellers on the Iranian Monuments* (Achaemenid History Volume 7), Leiden 1991; Sancisi-Weerdenburg (Ed.): *Cornelis de Bruyn – Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia*, Amsterdam 1998; Drijvers; de Hond; Sancisi-Weerdenburg (Eds.). *Ik hadde de nieuwsgierigheid. De reizen dor het Nabije Oosten van Cornelis de Bruijn (1652-1727)*, Leiden 2001.

233 Kämpfer war 1684 mit einer schwedischen Gesandtschaft nach Persien gereist, hatte sich jedoch im Laufe des Jahres 1685 von dieser getrennt und sich in die Dienste der holländischen Ostindien-Kompanie gestellt. Zu dieser Gesandtschaft und ihren Zusammenhang mit Johann Gabriel von Sparwenfeldt vgl. Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia. Social Networking in the Republic of Letters*, Baltimore 2019. pp. 131-175. Er hielt sich im Dezember 1685 nur für drei Tage in Persepolis auf, fertigte in dieser Zeit aber zahlreiche Einzelskizzen und Gesamtansichten an. Vgl. Wiesehöfer, Josef: Engelbert Kämpfer und die achämenidischen Stätten von Naksh-e Rostam und Persepolis in: Drijvers; Sancisi-Weerdenburg (Eds.): *Through travellers' Eyes. European Travellers on the Iranian Monuments* (Achaemenid History Volume 7), Leiden 1991, S. 83-87.

234 De Bruijn hatte wohl schon früher durch Witsen Kontakt mit dem Zar Peter, dem Großen (während dessen Hollandreise) gehabt, vgl. dazu: Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters*, Baltimore 2019. pp. 175-209.

235 Jurriaans-Helle, Geralda: Cornelis de Bruijn – traveller and painter in: Sancisi-Weerdenburg (Ed.): *Cornelis de Bruijn – Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia*, Amsterdam 1998. pp. 43-48.



verschiedenen Graveuren in Kontakt war.<sup>236</sup> De Bruijn hatte Cuper wohl zu diesem Zeitpunkt bereits in Aussicht gestellt, dass sein Werk im Sommer 1710 erscheinen werde.<sup>237</sup>

## 2.4 Eine Inschrift aus Palmyra in palmyrenisch-aramäischer und griechischer Schrift

Die Bilder und das Werk von de Bruijn waren nicht die einzigen Neuigkeiten, die Cuper im Brief vom 1. Juni 1709 zu verkünden hatte, denn er hatte kurz zuvor von Francesco Bianchini, dem päpstlichen Kämmerer in Rom<sup>238</sup>, eine andere Inschrift erhalten, die zu einem Teil aus palmyrenisch-aramäischen, zum anderen Teil aus griechischen Schriftzeichen bestand. Durch die Erwähnung dieses Objekts erweiterte Cuper den antiquarischen Themenkomplex.<sup>239</sup> Cuper kündigte Leibniz gegenüber an, dieser werde nun noch auf andere, unbekannte Zeichen schauen, was ihn sicher außerordentlich freuen werde.<sup>240</sup> Dabei waren eben die palmyrenisch-aramäischen Schriftzeichen gemeint, die in einer engen Verwandtschaft zum hebräischen Alphabet standen und von denen Cuper, im Anschluß an das, was Leibniz im Brief vom 27. März 1708 darüber gesagt hatte, wohl auch vermutete, dass es eine Verbindung zu den keilförmigen Schriftzeichen aus Persepolis gab.

Einer der zahlreichen Korrespondenten von Gisbert Cuper, der holländische Gelehrte Jakob Rhenferd (1654-1712), Orientalist an der Universität von Franeker, sah es als seine Lebensaufgabe an, die palmyrenisch-aramäischen Schriftzeichen zu entziffern, die v.a. in

<sup>236</sup> Es war offensichtlich nicht leicht, in Holland zu dieser Zeit Graveure zu finden, welche den Ansprüchen der Gelehrten entsprachen, wie man auch an Witsens Russlandkarte erkennen konnte. Peters, Marion: *De wijze koopman – Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam*, Amsterdam 2010. pp. 169-185. Auch dies hatte sicherlich nicht zuletzt mit der Rolle von vertrauensvoll generierter Information zu tun.

<sup>237</sup> Vgl. Drijvers; de Hond; Sancisi-Weerdenburg (Eds.). *Ik hadde de nieuwsgierigheid. De reizen dor het Nabije Oosten van Cornelis de Bruijn (1652-1727)*, Leiden 2001.

<sup>238</sup> Zu Francesco Bianchini, dem päpstlichen Kämmerer in Rom vgl.: Kockel; Sölch (Hgg.): *Francesco Bianchini (1662-1729) und die europäische gelehrte Welt um 1700*, Berlin 2005.

<sup>239</sup> Es wurde an anderer Stelle bereits auf Stephan Waldhoffs Einlassungen verwiesen, nach der die Nebeneinanderstellung von verschiedenen Themen, wie sie in den Briefwechseln oft geschah, neue Assoziationen hervorrufen konnten, die von dem Empfänger so vielleicht nicht selber hergestellt worden wären und so seine eigenen Gedanken, die er dann vielleicht in einem fertigen Werk niederschrieb, beeinflussten. In der vorliegenden Arbeit hingegen, die ja eine konstellatorische Untersuchung von „unfertigem“ Wissen darstellt, werden die durch die Nebeneinanderstellung entstehenden zentrifugalen Tendenzen für die Themenkomplexe durch ihre Verbindung mit dem im Hintergrund stehenden Denkraum konterkariert.

<sup>240</sup> „Accipe nunc et alia, quid ad characteres incognitos spectant, quid tibi placitura habeo equidem persuasissimum.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLb Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

der Ruinenstadt Palmyra entdeckt worden waren.<sup>241</sup> Palmyra war im Rahmen des biblischen Antiquarianismus deshalb besonders interessant, da die syrische Religion und Kultur geographisch sehr eng am hebräischen Monotheismus des Alten Testaments angesiedelt war. In diesem Zusammenhang war natürlich auch das Verhältnis von syrisch-aramäischer Schrift zur hebräischen von Bedeutung, denn schließlich musste sich daran, gemessen an den skizzierten Problemlagen um 1700, für die meisten Zeitgenossen auch ein Unterschied zwischen der monotheistischen hebräischen und der idolatrischen Kultur des syrischen Reiches Aram spiegeln. Das ging natürlich am leichtesten, indem man der hebräischen Schrift ein höheres Alter und damit auch eine größere Nähe zu einer göttlich inspirierten Ursprache zuschrieb. Seit der Veröffentlichung von John Seldens *De diis Syriis* wurde die syrische Religion und Kultur verstärkt auf ihre Wechselwirkungen mit der biblischen Narrative untersucht, da im Alten Testament oft die Rede von Juden war, die den Idolen *Baal* oder *Ashtaroth* ihrer syrischen Nachbarn verfielen. Besonders reformierte Gelehrte interessierten sich dabei aufgrund ihres konfessionellen Standpunkts für diesen heidnischen Kult, um ihn als historischen Vorläufer von katholischer Idolatrie zu brandmarken.<sup>242</sup>

Das antiquarische Interesse an Palmyra hatte sich auch dadurch verstärkt, dass 1691 die Ruinen der Stadt von einer Expedition um den Engländer William Halifax entdeckt und als Überbleibsel einer Festung des Königs Salomo gedeutet worden waren. Salomo ließ im Zuge der Erweiterung des israelischen Königiums nicht nur das Zentralheiligtum in Jerusalem ausbauen, sondern auch verschiedene Provinzheiligtümer wie das von Arad. In der frühen Neuzeit hielt man auch Palmyra für so eine festungsartige Tempelanlage. In Palmyra können heute zwar Spuren einer Siedlung bis in das 7. Jahrtausend v. Chr. zurückverfolgt werden, die meisten Ruinen, wie der berühmte *Baal*-Tempel, stammen jedoch aus der Zeit um Christi Geburt. Im Zusammenhang mit der Einschätzung Palmyras als Tempel aus der Zeit Salomos lässt sich auch die von Cuper formulierte Annahme, dass Persepolis von jüdischen Handwerkern, die auch den Tempel Salomos in Jerusalem errichtet hatten, erbaut wurde, noch besser verstehen.<sup>243</sup>

Im Zusammenhang mit der Entdeckung von Palmyra wollte man auch die aramäische Schrift, die dort benutzt wurde, ergründen, da in den Ruinen zahlreiche Inschriften gefunden worden waren, die man heute als palmyrenisch-aramäisch bezeichnet. Halifax hatte Beispiele davon in einem Reisebericht abgedruckt, der 1695 durch Edward Bernard

<sup>241</sup> Er hatte dazu bereits 1704 sein Werk *periculum palmyrenum* veröffentlicht, das er Cuper gewidmet hatte.

<sup>242</sup> Vgl. Mulsow, Martin: John Seldens *De Diis Syriis* – Idolatriekritik und vergleichende Religionsgeschichte im 17. Jahrhundert in: Archiv für Religionsgeschichte 3 (2001), S. 1-24.

<sup>243</sup> Vgl. Cuper – Leibniz 15. Mai 1708 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

in den *Philosophical Transactions* veröffentlicht worden war,<sup>244</sup> und Rhenferd, der die Inschriften in den *Philosophical Transactions* als schlecht ausgeführt bezeichnet hatte, hatte Cuper, der ein Manuskript des Reiseberichts besaß, im Jahr 1702 gebeten, die Zeichen der Inschriften aus dem Manuskript von Halifax mit denen der gedruckten Version aus den *Philosophical Transactions* zu vergleichen. Cuper hatte daraufhin, seinen hohen epistemischen Ansprüchen gemäß, festgestellt, dass ein gehöriger Unterschied zwischen den beiden Versionen bestand.<sup>245</sup>

Als Rhenferd 1704 sein Buch *Periculum Palmyrenum* herausbrachte, hatte er darin auch den Bedarf an epistemisch genaueren Kopien von Inschriften aus Palmyra, besonders der Inschrift, die sich unter einem Relief der beiden Gottheiten Aglibolus und Malachbelus befand, formuliert.<sup>246</sup> Dieses Relief war in Rom in der Sammlung von Rodolfo Pio di Carpi aufbewahrt und 1685 von Jaques Spon in dessen *Miscellanea eruditae antiquitatis* abgedruckt worden. Die Inschrift unter dem Relief war dort in palmyrenisch-aramäischen und griechischen Buchstaben neben deren lateinischer Übersetzung zu sehen (Vgl. Abb. 7).

---

244 Halifax, William. *A Relation of a Voyage from Aleppo to Palmyra in Syria* in: *Philosophical Transactions* 1695 (19), pp. 83-110.

245 Dies zeigt nur einmal mehr, wie wichtig qualitativ hochwertige und vertrauensvoll aus erster Hand überlieferte Information zu antiquarischen Funden eingeschätzt wurde. In Publikationen abgedruckte Inschriften wurden in dieser Hinsicht meist viel geringer eingeschätzt als direkt vom Original abgezeichnete. Vgl. Wood, Christopher S: Notation of visual information in the earliest archaeological scholarship in: *Word and Image. A journal of verbal/visual enquiry*, 17, 1-2 (2001). pp. 94-118.

246 Rhenferd, Jacob. *Periculum Palmyrenum*. Paris 1704.



Abbildung 7: Relief aus Palmyra mit den Gottheiten Aglibolus und Malachbelus aus Spons *Miscellanea eruditae antiquitatis*, Paris 1685

Jacques Spon hatte neben dem Abdruck des Reliefs und der Inschrift auch eine Erklärung der beiden Gottheiten geliefert, die er als Personifikation von Sonne und Mond betrachtete. Die letzte Silbe der Namen *Aglibolus* und *Malachbelus* bedeutete dabei nach Spon jeweils dasselbe, nämlich *Baal*, was auch „Herr“ heiße.<sup>247</sup> Die Gottheiten waren also dem syrischen Vielgötterglauben zugeordnet.

Nachdem also Cuper 1704 schon einmal im Auftrag Rhenferds in Rom bei Guillaume Bonjour und Francesco Bianchini nachgefragt hatte, ob das Relief irgendwo im Original zu finden sei, hatte er zur Antwort bekommen, es könne nicht mehr gefunden werden, da die Sammlung von di Carpi mittlerweile aufgelöst worden sei.<sup>248</sup> In der Zwischenzeit jedoch hatte Guillaume Bonjour Cuper bei einem Besuch in Deventer, der wohl Ende

<sup>247</sup> Spon, Jakob. *Miscellaneae eruditae antiquitatis*. Paris 1685. Sectio prima – Articulus Primus.

<sup>248</sup> Touber, Jetze: Religious interest and scholarly exchange in the early Enlightenment Republic of Letters in: *Rivista di Storia della Chiesa in Italia*, 68, 2 (2014), pp. 411-436.

1707/ Anfang 1708 stattgefunden haben muss, mitgeteilt, dass es neue Hoffnung in der Sache gebe, weshalb Cuper ein weiteres Mal mit Bianchini in Rom Kontakt aufnahm.<sup>249</sup>

Francesco Bianchini schrieb dann im Brief vom April/Mai 1709 an Cuper, dass dem gelehrten Versuch des berühmten Rhenferd über das Punische und das Phönizische – *Periculum Palmyrenum* – nun ein Zusatz zu den Abhandlungen über die palmyrenische Sprache hinzugefügt werden könne.<sup>250</sup> Bianchini bezog sich hier auf Rhenferds Wunsch von 1704 nach einer besseren und genaueren Kopie der Inschrift auf dem Relief unter den Gottheiten Aglibolus und Malachbelus. Er schrieb weiter, dass freilich jene palmyrenische Tafel schon vor mehr als hundert Jahren zusammen mit anderen hervorragenden Reliefs und Inschriften des carpensischen Museums zerstreut worden sei. Schließlich, so Bianchini weiter, habe ihm der Palazzo Giustiniani, welchen er in diesem Jahr oft besucht habe, Glück gebracht. Dort seien neulich, so Bianchini, zusammen mit altem Geröll auch die Büsten einiger berühmter Männer hinausgetragen worden, die durch jene dunklen Zeiten des schmachvollen Untergangs der schönen Künste – gemeint ist das Mittelalter – vergessen worden seien. Und als er im Garten jener Villa gewesen sei, sei sein Blick nach oben gerichtet an einem antiken Relief hängen geblieben, das die Stirn und die Seite jenes eleganten Gebäudes ausschmückte. Nicht weit vom Giebel des Gebäudes habe er also den Marmor erkannt, so Bianchini, den er gesucht hatte. Es waren nämlich die beiden Figuren von Aglibolus und Malachbelus zu sehen mit den von Gruter beschriebenen und von Spon gezeichneten Ornamenten.<sup>251</sup>

Das antike palmyrenische Relief war offensichtlich in der Fassade des Palazzo Giustiniani verbaut worden und Bianchini schrieb weiter, er könne die palmyrenischen und griechischen Buchstaben mit dem bloßen Auge nicht voneinander unterscheiden wegen der großen Höhe von ca. 60 handbreit, welche die Tafel von ihm entfernt gewesen sei. Durch ein Fernrohr habe er sie jedoch so gut erkennen können, dass er sie mit einem Stift kopieren konnte. In diesem Moment aber, schrieb er weiter, sei die unglaubliche Großzügigkeit der Familie Giustiniani ins Spiel gekommen. Kaum habe er geäußert, was

249 Toubert, Jetze: Religious interest and scholarly exchange in the early Enlightenment Republic of Letters in: *Rivista di Storia della Chiesa in Italia*, 68, 2 (2014), pp. 411-436.

250 „[...] tum viri clarissimi Rhenferdi post editum plurima cum laude eruditionis tentamen Punicum et Gaditanum [...] hanc mantissam addere pollicentis circa literas Palmyrenas.“ Bianchini – Cuper April/Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 23).

251 „[...] Tabula Palmyrena: quippe, quae ante annos plusquam centenos distracta fuerat cum praestantioribus anaglyphis et inscriptionibus Musaei Carpensis. Bono tandem fatem contigit mihi Justinianam villam, quae ad Lateranum sita est, hoc anno frequentanti, quod ibi vetustis com rudibus egesta nuper essent cumplura capita illustrium virorum, eo deturbata per infaustas illas aetates bonarum artium exitio infames, quas etiam nominare ducimus ominosum, contigit, in quam, ut oculos altius attollerem in antiqua anaglypha, ad ornatum frontis ac laterum eiusdem villae in parietibus aedium elegantiorum aptissime distributa. Non longe ab aedium fastigio cognovi marmor quod inquirebam. Utraque enim figura Alagboli seu Agliboli et Malachbeli perspiciebatur com ornamentis a Grutero descriptis et a Sponio delineatis.“ Bianchini – Cuper April/Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 23).

er begehrte, so Bianchini, nämlich eine Vorrichtung, um dem Marmor nah genug zu kommen und die Charaktere im Original aufnehmen zu können, da hätten die adligen Brüder einen Holzbalken befestigt und befohlen, eine auf Pfählen ruhende Brücke dorthin zu installieren, so dass er geschützt verweilen und mit der Hand sogar bis an die griechischen und palmyrenischen Buchstaben heranreichen konnte. Daraufhin sorgten sie auch dafür, dass durch einen Handwerker flach gedrückte Kreide auf den Marmor aufgebracht wurde und der Handwerker dadurch, dass er in den Lücken zwischen den Buchstaben den richtigen Druck anwendete, Abdrücke erhalten konnte.<sup>252</sup> Bald danach habe man durch das Aufgießen der Kreideformen mit Gips die Reliefs der Buchstaben erhalten. Bianchini schloss seine detailgenaue Beschreibung mit der Aussage, dass er das alles so ausführlich dargestellt habe, damit der berühmte Rhenferd bei keinem der Buchstaben das Vertrauen und die Redlichkeit bezweifeln könne, wenn er die Benutzung der palmyrenischen Sprache den Gelehrten darlegen werde.<sup>253</sup>

Es wurden also weder Kosten noch Mühen gescheut, um eine originalgetreue und epistemisch einwandfreie Abbildung der Inschrift zu bekommen, da dies die so entstandene Kopie umso bedeutender im Austausch von Information der gelehrten Briefwechsel machte. Dies ist sicher auch der Grund dafür, dass Bianchini den Kopiervorgang so detailliert beschrieb. War das Original nicht zu erhalten, war es umso wichtiger, eine einwandfreie Kopie anzufertigen, welche dem antiquarischen Blick sowohl im Bezug auf die ästhetische Qualität als auch auf die historische Genauigkeit entsprach. Je detaillierter die Praxis des Kopierens und der damit verbundene Aufwand beschrieben wurde umso größer wurde das Vertrauen in den wissenschaftlichen Wert der Kopien.<sup>254</sup>

252 „Characteres quidem Graecos et Palmyrenos non satis distinguere dabatur nudis oculis, prae nimia scilicet altitudine quae sexaginta palmorum intercapedine tabulam a me removebat. Optico tamen tube eosdem ita secernebam, ut stylo imitari expedite possim. Verum et huic labori intercessit humanitas maxima excellentiae familiae Justininiana. Vix enim indicaveram Principus hisce viris me cupere, si facultas esset propius ad marmor accedere et ex archetypo characteres accipere, cum nobilissimi fratres, ac praecipue illustrissimus Praesul aptari illico trabes et sublicium pontem insterni jusserunt, ubi tuto consistere pro lubitu possem, et literas graecas ac palmyrenas manu contingere, nedum oculis usurpare. Quin etiam permiserunt, ut cieta complanata admoveretur marmori per artificem plasticis peritum.“ Bianchini – Cuper April/Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 23).

253 „Qui subinde lacunas characterum eandem adigens justo pressionis modo ectypon retulit. Mox affuso supra cretam gypso torcuma litterarum efformavit, archetypo quam simillim. [...]. Haec omnia minute exponenda duxi, ut celeberrimus Rhenferdus dubitare possit de ullius literae fide aut integritate, dum linguae Palmyrenae usum eruditus restituere conatur.“ Bianchini – Cuper April/Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 23).

254 Zur Praxis der Anfertigung von hochwertigen Kopien wertvoller antiker Münzen und deren epistemischen Bedeutung vgl. Mulsow, Martin: Hausenblasen. Kopierpraktiken und die Herstellung numismatischen Wissens um 1700 in: Mulsow; Cremer (Hgg.): Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung, Köln 2017. S. 261-345. Die vertrauensbasierte Kommunikation hatte dabei oft auch über konfessionelle Grenzen hinaus Bestand. Rhenferd war Professor in Franeker und wie Cuper niederländisch und reformiert. Bianchini hingegen war Kämmerer des Papstes und in konfessionellen Fragen eher als Hardliner bekannt. Trotzdem rechtfertigten es antiquarische Erkenntnisse, über konfessionelle Animositäten hinweg zu korrespondieren. Vgl. Touber, Jetze: Religious interest and scholarly exchange in the early

Cuper schrieb im Brief an Leibniz vom 1. Juni 1709 weiter, dass diesem wohl die palmyrenische Inschrift, in der Aglibolus und Malachbelus erwähnt seien und die bei Gruter und Spon abgedruckt sei, bekannt sei. Außerdem, so Cuper weiter, sei es Leibniz wohl bekannt, dass diese aus griechischen und unbekannten – den palmyrenisch-aramäischen, von denen offensichtlich noch nicht alle entschlüsselt waren – Buchstaben bestehe. Der berühmte Rhenferd, schrieb Cuper, habe sie auch schon versucht durch die Herausgabe anderer, ähnlicher palmyrenischer Inschriften zu erklären. Jedoch schätze Rhenferd die Charaktere als schlecht ausgeführt ein und habe ihn, Cuper, vor drei oder vier Jahren gebeten, dass er bei seinen römischen Freunden noch einmal nachfragen solle, ob derselbe Marmor – das Relief mit der Inschrift – noch in den carpensischen Weinbergen stehe. Rhenferd bat ihn weiter, so Cuper, ob er das nicht tiefer untersuchen könne, damit man die palmyrenischen Buchstaben bald vollkommen beschreiben könne.<sup>255</sup>

Die Suche an diesem Ort – dem carpensischen Weinberg – sei bereits ausführlich gewesen, so Cuper weiter, aber man habe nichts gefunden und auch nicht gewusst, wo die Inschrift verborgen läge. Francesco Bianchini jedoch, der Kammerdiener des Papstes, habe ihm neulich die Sicherheit gegeben, dass die Inschrift aufgetaucht sei. Somit hoffe er, Cuper, Rhenferd könne diese nun interpretieren, da sich die Zeichen deutlich von den bei Gruter und Spon abgedruckten Kopien der Inschrift unterscheiden würden.<sup>256</sup> (Vgl. Abb. 6)

## 2.5 Inschriften aus Palmyra und Naksh-i-Rustam

Nachdem Cuper bereits am 15. Mai 1709 auch Rhenferd die Geschichte des Fundes von Bianchini erzählt hatte, bestätigte er, dass die Schriftzeichen sehr unterschiedlich von den bei Gruter und Spon, und bei Halifax gedruckten seien. Er hoffe, dass Rhenferd in den nächsten Tagen den Gelehrten darlegen werde, was die Inschrift wirklich beinhalte und

---

Enlightenment Republic of Letters in: *Rivista di Storia della Chiesa in Italia*, 68, 2 (2014), pp. 411-436.

255 „Nosti, vir illustris, a Grutero et Sponio editam esse inscriptionem Palmyrenam, in quo sit mentio Agliboli et Malachbeli Deorum patriorum eamque constare literis graecis et incognitis haud dubio tamen palmyrenis. Clarissimus Rhenferdus, cum explicaret et ederet, mihi inscriptas alias inscriptiones palmyrenas conatus etiam fuerat illam, de quo loquor, elucidare; sed characteres putabat male exceptos et inde me ante tres quatorve rogavit, ut apud amicos romanos meos inquirere vellem, an idem marmor exstaret ad huc in vinea Carpensi et an non possim id impenetrare, ut acuratae literae palmyrenae describerentur.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

256 „Inquisitum in eam rem fuit diligenter [...] illud non amplius inveniri, et neminem scire, quo deportatum sit. Sed illustrissimus vir Franciscus Blanchinus summo Pontifici a cubiculo me nuper fecit certiores se deambulantur in hortis Iustinianorum Principum, et forte oculos attoluntur ad ornamenta exteriora splendidissimi palatii, vidisse diu quaesitum marmor [...] Rhenferdum eos interpretaturum, nam plerique diversi sunt ab editis.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

glaube, dass man dann besser und sicherer verstehen werde, welche Buchstaben das palmyrenische Alphabet vollendeten.<sup>257</sup> Durch diese formulierten Hoffnungen übte Cuper einen nicht geringen Erwartungsdruck auf Rhenferd aus.

Es ging ihm jedoch nicht in erster Linie um die Inschrift aus Palmyra. Im Brief an Rhenferd vom 15. Mai 1709 fuhr er fort, er werde diesen nicht entlassen, bevor er sich nicht auch anderen unbekannten Buchstaben zuwenden würde, die ebenfalls nach seinen Mühen und nach seiner Weisheit flehten. Cuper erweiterte an dieser Stelle also den Themenkomplex um einen weiteren Fund, bzw. führte ihn wieder stärker auf das eigentliche Thema – Persepolis – zurück. Weiter schrieb er, er sei kürzlich in Amsterdam gewesen und habe dort den Konsul Witsen getroffen, der unter großen Mühen so viele Kuriositäten aus dem ganzen Erdkreis gesammelt habe, dass es Tage kosten würde, diese alle aufzuzählen.<sup>258</sup> Unter anderem habe Witsen mit ihm auch eine zweisprachige Inschrift besprochen, welche er – Witsen – von einem gewissen Jagerus aus Isfahan zugeschickt bekommen habe.<sup>259</sup> Jagerus habe die Inschrift zwischen den Ruinen von Persepolis oder Tschelminar gefunden und er, Cuper, habe das Autograph mitgeschickt, damit Rhenferd es beschreiben und wieder zurückschicken möge. Er habe über den griechischen Wörtern lange gebrütet, so Cuper, und sich dann dafür entschieden, sie folgendermaßen zu schreiben.<sup>260</sup> (Vgl. Abb. 8)

Es handelte sich also, so wurde zumindest vermutet, um eine Inschrift aus Persepolis, welche, gleich der zuvor von Cuper erwähnten Inschrift aus Palmyra, zweisprachig sowohl in palmyrenisch-aramäischen als auch in griechischen Buchstaben gefasst war. Cuper hoffte dabei wohl, dass Rhenferd durch den Vergleich der beiden Inschriften in palmyrenisch-aramäischer Schrift die unbekannten Buchstaben des palmyrenisch-aramäischen Alphabets entschlüsseln könnte.

257 „Video characteres palmyrenos valde diversos esse ab editis, et spero te nos docturum propediem, quid veris contineatur et perspecturum inde melius certiusque quae literae confierant Alphebetum Palmyrenum.“ Cuper – Rhenferd 15. Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

258 Eine Inventarliste von Witsens Kuriositätenkabinett ist abgedruckt in Peters, Marion: *De wijze koopman – Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam*, Amsterdam 2010. pp. 456-457.

259 Heinrich de Jager war ein Klient Nicolaas Witsens, der von diesem in die holländische VOC eingeführt worden war. Er war um 1694 in Persepolis und hatte ebenfalls Zeichnungen der Ruinen angefertigt, die durch Witsen später in den *Philosophical Transactions* veröffentlicht wurden.

260 „Neque tamen ita te demitto sed ad alias magisque incognitas litteras me converto, quae tuam etiam opem et sagacitatem mecum implorant. Fui proxime Amstelodami et invisi illustrissimum consulem Wizenium, qui tot monumenta ex toto terrarum orbe magnibis sumptibus collecta servat, ut diese me deficeret, si omnia tibi annumerare aggredere. Is mecum communicavit Informationem etiam bilinguam quam Hispahano ad eundem misit Herbertus Jagerus sive de Jager, inventam inter ruinas Persepoleos sive Tschelminaar. Habes igitur autem ipsum autographum, quod ubi descripseris, rogo uti ad me remittere velis. In Graeca verba incubui aliquantum, dum iter facio et puto ea ita scribere oportere.“ Cuper – Rhenferd 15. Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 25)



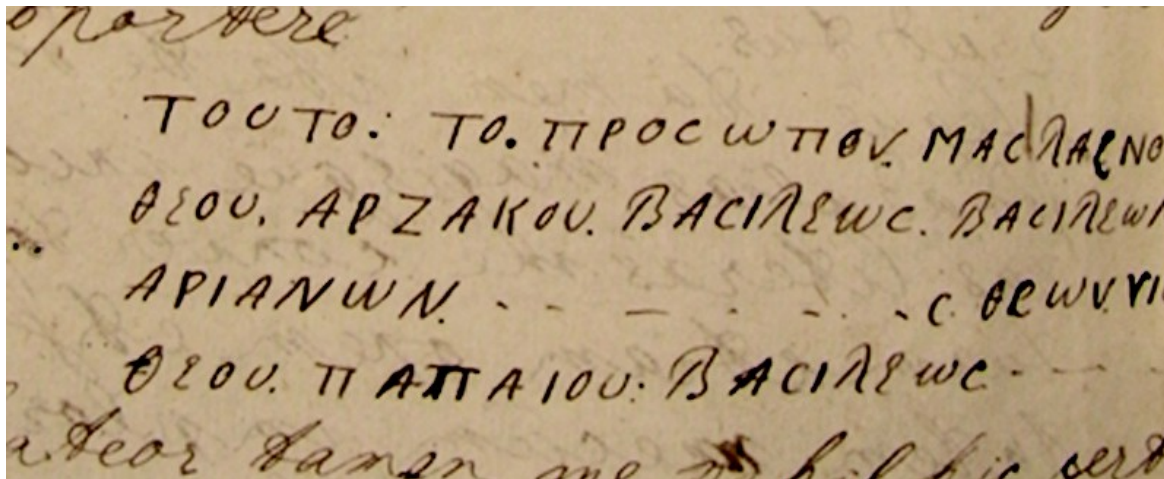


Abbildung 8: Abschrift des griechischen Teils der Inschrift aus Persepolis (Naksh-e Rostam) aus dem Brief von Cuper an Rhenferd vom 15. Mai 1709. Die von Cuper erwähnte und mitgeschickte Abzeichnung des Reliefs ist im Brief nicht mehr erhalten, nur die hier gezeigte Abschrift der griechischen Inschrift

Nachdem Cuper den griechischen Teil der Inschrift abgeschrieben hatte, gestand er, dass er nichts davon erkennen könne außer „Arsakes, König der Könige“.<sup>261</sup> Auch kenne er weder die Bedeutung dessen, was aus der Inschrift besonders heraussprang, nämlich „Maslasnus, Arianon“, noch die Bedeutung der ganzen Inschrift selber. Das nächste Wort jedoch – damit meinte er das nach der Leerstelle – schätzte Cuper, sei geschrieben worden, weil es von den voranstehenden abgeleitet und bald darauf die Inschrift auf einem anderen Stein weiter zu lesen sei.<sup>262</sup> Daraus könne man lernen, schrieb Cuper weiter, dass diese Inschriften auf Sockeln eingraviert waren, auf denen *Jupiter* und *Maslasnus* oder *Arsakes* nebeneinander standen. Wie das Wort Arianon da hineinpasste, bekannte Cuper, könne er sich nicht erklären. Es stehe jedoch fest, dass die große Region, die *Ariana* genannt wurde, den persischen und parthischen Königen unterstand, wie man bei Isaac Vossius und Cellarius lernen könne.<sup>263</sup> Dass es sich bei dem Wort Arianon offensichtlich um eine Fehlinterpretation handelte, sollte etwas später klar werden. Beim

261 Arsakes I herrschte von 247 -211 v. Chr. über das Partherreich, als dessen Begründer er auch galt und das später im sassanidischen Persien aufging. Vgl: Sancisi-Weerdenburg; Kuhrt: *Arsakes I* in: Cancik, Hubert; Schneider, Helmuth; Landfester, Manfred (Eds.) New Pauly Online: <http://referenceworks.brillonline.com/pauly.amedia1.bsb-muenchen.de>

262 „Fateor tamen nihil hic certum cognoscere praeter Arsacem Regem Regum et ignorare quid sibi lit *Maslasnus*, *Arianon*, imo quis sensus sit totius inscriptionis. προσωπον (Gesicht) autem puto scribi debere, quia eo literae ducunt et quia mox legitur in alio lapide τουτο το προσωπον Διος θεου (dieses Gesicht von Zeus des Gottes). Cuper – Rhenferd 15. Mai 1709 (72 G 25). Ich danke Herrn Dr. Asaph Ben-Tov für die Hilfe bei der Übersetzung aus dem Griechischen.

263 „Atque inde docemur hasce inscriptiones inditas fuisse basibus in quibus προτομαι (Plural von προτομή – Büste) *Iovis Dei* (nisi forte nomen proprium viri sit) et *Maslasni* sive *Arsacis* collocatae erant. ΑΡΙΑΝΩΝ (der Arianer – gen. pl.) vel *Ariani* commodo huc quadrent, non capio; Regionem amplam Arianam dictam, Persarum et Parthorum regibus paruisse constat, docetque pulchre Isacus Vossius ad Melam 1,2,26 et Cellarius Lib. 3, Cap. 22 *Geographiae Antiquae*.“ Cuper – Rhenferd 15. Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 25). Ich danke Herrn Dr. Asaph Ben-Tov für die Hilfe bei der Übersetzung aus dem Griechischen.

griechischen Wort aus der Inschrift, das „Papaëus“ bedeutet, sei ihm Herodot in den Sinn gekommen, der darüber schrieb, dass Jupiter von den skythischen Königen oft mit dem Wort „Papaëus“ bezeichnet werde, schloss Cuper seine Interpretation. Weiter hoffe er, Rhenferd möge bald die Bedeutung der unbekannten Zeichen offenlegen, auf dass der Sinn dieser Inschrift bekannt werde.<sup>264</sup>

Cuper brachte also die Inschrift, die er von Witsen erhalten hatte, mit der zuvor erwähnten aus Palmyra in Verbindung, da beide Inschriften in palmyrenisch-aramäischer Schrift geschrieben waren. Er vermutete wohl, dass die von ihm bereits weiter vorne ausgemachte Ähnlichkeit im Baustil zwischen Palmyra und Persepolis auch damit zusammenhing, dass an beiden Orten die gleiche Schrift benutzt worden war.

Es ist nun an der Zeit, zum Brief vom 1. Juni 1709 zurückzukommen, wodurch klarer wird, dass Cuper die beiden Inschriften auch mit den keilförmigen Schriftzeichen in Persepolis in Verbindung bringen wollte. Cuper schrieb dazu an Leibniz, er habe neben jenem Monument – er meinte damit die Inschrift aus Palmyra – auch die Inschrift, die in Persepolis gefunden worden war, die er von Witsen erhalten habe und die teilweise aus griechischen, teilweise aus denselben unbekannten Buchstaben – den palmyrenisch-aramäischen – bestehe, bereits an Rhenferd geschickt. Trotzdem hätten diese Buchstaben – der Inschrift von Witsen – nichts gemeinsam mit jenen älteren – keilförmigen – von denen er, Leibniz, gesprochen hatte. Diese – gemeint ist wiederum die Inschrift, welche Witsen von de Jager bekommen hatte – sei aus einer jüngeren Zeit, denn ein Teil der griechischen Inschrift bedeute *Arsakes Basileios Basileion*.<sup>265</sup> Cuper fuhr fort, er zürne dem Schreiber, der das Griechisch so schlecht kopiert habe, hoffe aber, dass Rhenferd die unbekannten Schriftzeichen erklären könne. Er sei nämlich davon überzeugt, dass Rhenferd damit auch die griechischen Schriftzeichen erklären könne, da er glaube, dass die beiden Inschriften dieselben Dinge in zwei unterschiedlichen Sprachen bedeuteten.<sup>266</sup>

Bevor Cuper seine Ausführungen zu dem Thema in diesem Brief beendete, kam er

264 „Παπαῖος (Papaïos) autem mihi venit in mentem, quia Herodotus 4,59 tradit Jovem Schytis regiis appellari ΠΑΠΑΙΟΥ (des Papaïos -- Παπαῖος (Papaïos) – der skythische Name von Zeus). Spero te nobis aperturum characteres incognitos et inde sensum huius inscriptionis perspectum iri [...].“ Cuper – Rhenferd 15. Mai 1709 (KB Den Haag, 72 G 25). Ich danke Herrn Dr. Asaph Ben-Tov für die Hilfe bei der Übersetzung aus dem Griechischen.

265 Vgl. Teilkapitel 2.6: Zusammenhänge zwischen den Schriftzeichen aus Persepolis, Naksh-i-Rustam und Palmyra.

266 „Misi hoc monumentum ad Rhenferdum, nec non aliam inscriptionem a Witenio acceptam, quid partim Graecis, partim incognitis itidem literis constat, et inventa fuit in ruinis persepoleis ante aliquot annos. Neque tamen hae literae quidquam commune habent com vetustioribus illis, de quibus locutus sum; erantque posterioris aevi, quai mentio in Graeca inscriptione sit. Irascor descriptori, quod Graeca tam vitiose exceperit [...]. Spero Rhenferdum nobis interpretaturum litteras incognitas, nec dubito, quin inde Graeca explicari poterunt, com habeam persuasum, eandem rem binis illis linguis contineri.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

nochmal auf die Architekturordnung der persepolitanischen Ruinen zurück. Es sei ihm entfallen, schrieb er, dass er bei de Bruijn eine Architekturordnung gesehen habe, die ihm selber noch nie zu Gesicht gekommen sei, die er nur aus Erzählungen von Anderen kenne, und die nichts gemein habe mit den von den Römern und Griechen bekannten Ordnungen. Die Pracht der Säulenhallen, schrieb er weiter, verletze sogar die Augen, und ihm scheine es durch diese Proben, dass der Aufwand dieser gewaltigen Mühen nur zu Ehren des persischen Königs betrieben worden sein könne und dass dieser es gewesen sei, der solch ein Werk geplant und ausgeführt habe.<sup>267</sup> Cuper nahm hier also noch einmal durch die Referenz auf die von de Bruijn neu angefertigten Bilder auf die Erbauung und Architektur von Persepolis Bezug und betonte dabei, dass das Werk aufgrund seiner Größe und Pracht sicherlich vom persischen König selber in Auftrag gegeben worden sei. Das schloß auch an seine weiter vorne gemachten Äußerungen an, dass jüdische Handwerker für den Bau der Stadt verantwortlich gewesen seien.<sup>268</sup> Wahrscheinlich dachte Cuper, dass Kyros, der die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft befreit hatte, diese Handwerker dazu beauftragt hätte, Persepolis zu erbauen.

Leibniz war nicht der Einzige, der an diesem Tag von einem durch die Neuigkeiten von den persischen und palmyrenischen Altertümern euphorisierten Cuper informiert wurde. Cupers Brief an de Bruijn wurde bereits erwähnt. Ein anderer, vom 1. Juni 1709 datierter, Brief ging an La Croze, dem Cuper ebenfalls die wichtigsten Fakten über Persepolis und die Inschriften mitteilte. Ihm schrieb er, er könne diese Wunder kaum mehr aus seinem Kopf bekommen und sei absolut fasziniert von der Anlage, die, wie er meinte, von einem der größten Könige der Welt erbaut worden sein müsse. Er habe dabei eine Architekturordnung entdeckt, die durch nichts an diejenige erinnere, die wir von den Griechen und Römern entnommen hätten.<sup>269</sup> Außerdem erzählte Cuper La Croze auch von der anderen Inschrift, die halb griechisch und halb aus unbekannten Zeichen bestand. Witsen, der sie wiederum von einem gewissen Jagerus habe, so Cuper, habe ihm diese Inschrift zukommen lassen und er habe sie bereits an Rhenferd weitergeleitet, von dem er sich erhoffe, dass er das schlecht kopierte Griechisch verbessere, von dem er selber nichts

267 „Oblitus fui narrare, me apud Bruijnium vidisse nunquam mihi visum vel ab aliis me moratum ordinem architecturae nihil habentem commune cum illis, quos a Graecis et Romanis accepimus. Magnificentia columnarum continuo feriebat oculos, et ex hoc specimine patebat, ingentes illas moles dignas esse Regibus Persarum, quicunque tandem tam stupendum opus inchoavit et absolvit.“ Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

268 Vgl. Teilkapitel 2.2: Architektur und Gründungsgeschichte von Persepolis.

269 „J'ai parlé à Amsterdam à Corneille de Bruyn, et j'ai vu chez lui des raretés extraordinaires. [...]. J'a ai mon imagination encore pleine de ces merveilles et je ne puis assez admirer la hardiesse du dessein, qui est digne assurément d' un des plus grands Rois du Monde. J'y ai remarqué un ordre d'Architecture qui ne ressemble en rien à ceux, que nous avons empruntés des Grecs et des Romains, [...]“. Cuper – La Croze 1. Juni 1709 in: in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

lesen könne außer *Arsakes, König der Könige*.<sup>270</sup>

Cuper erwähnte im Weiteren im Brief an La Croze auch die palmyrenische Inschrift von Bianchini, in der die Gottheiten *Aglibolus* und *Malachbelus* genannt seien und in der sich ebenfalls unbekannte Buchstaben befänden, die sich von denen bei Gruter und Spon abgedruckten unterschieden. Er habe darüber, so Cuper, auch an Leibniz geschrieben und hoffe, dass dieser den Brief an La Croze weitergebe, was ihm – Leibniz – keine Schwierigkeiten machen werden, wenn er denn noch in Berlin sei.<sup>271</sup> Somit erklärt sich auch die Tatsache, dass Cuper die Neuigkeiten über Persepolis und Palmyra an La Croze sehr viel knapper zusammenfasste. Er nahm wahrscheinlich an, obwohl er das nicht explizit an Leibniz geschrieben hatte, dass dieser die Informationen selbstverständlich auch an La Croze weitergeben werde.<sup>272</sup>

Als nächstes hakte Cuper im Brief vom 29. Juni 1709 an Rhenferd noch einmal wegen Witsens Inschrift aus Persepolis nach, deren Einschätzung er von Rhenferd bis dahin noch nicht bekommen hatte.<sup>273</sup> Cuper begann seine Forderungen an Rhenferd mit der Erinnerung, dass er ihn bereits nachdrücklich gebeten habe, jene Inschrift zurückzuschicken, die er einem teuren Mann – Witsen – schulde, damit dieser sich an den Buchstaben erfreuen könne. Außerdem benötige er, Cuper, die unbekannten Buchstaben, um sie wiederum auch an andere Gelehrte schicken zu können. Er fordere Rhenferd erneut dazu auf, so Cuper, ihm unverzüglich jene Handschrift zurückzuschicken.<sup>274</sup> Er

270 „[...] et outre cela Mr. Witsen m'a donné une Inscription trouvée dans le lieu même il y a quelques années, et qui lui a été envoyée d'un certain Iagerus, elle est grecque et aussi conçue en Lettres inconnues, [...]. J'ay envoyée cette pièce à Mr. Rhenferd afin qu'il la veuille examiner, et voir si l'on peut corriger le Grec, qui est mal copié, à ce que j'en puis juger; et je n'y comprends rien que le nom de (griechischer Ausdruck),[...]“ Cuper – La Croze 1. Juni 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

271 „Mr. Bianchini, Camerier d' honneur du Pape, m'a envoyé copiée de nouveau l'inscription Palmyrénienne où il est fait mention des Dieux *Aglibulus* et *Malachbelus*; et les lettres inconnues sont tout autres que celles, qu' on trouve dans Gruter et dans Spon. [...] J'ai écrit plus amplement à l'illustre Mr. de Leibnitz, et il ne fera pas difficulté de vous communiquer ma lettre, s'il est encore à Berlin; [...]“ Cuper – La Croze 1. Juni 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

272 Hier wird wiederum klar, dass zwischen den Briefwechseln auch immer wieder ein – wenn auch schwer rekonstruierbarer – mündlicher Austausch zwischen den Protagonisten stattfand. Man könnte darüber spekulieren, ob Cuper durch diese Maßnahme wieder persönlichen Kontakt zwischen Leibniz und La Croze nach dem Streit an der Berliner Akademie wiederherstellen wollte. Es dauerte noch bis zum September 1709, bis der direkte Briefkontakt zwischen den beiden wiederaufgenommen wurde. Der erste Brief nach der einjährigen Funkstille war: Leibniz – La Croze 13. September 1709 (BBAW Berlin, 3, 2a, Bl. 73-74). Zu dem Streit um die Berliner Akademie zwischen Oelven, La Croze und Hardouin vgl. Kühn, Sebastian: *Wissen, Arbeit, Freundschaft. Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700*, Göttingen 2011. S. 191-206.

273 Rhenferd war in dem Brief vom 15. Mai lediglich auf die Inschrift aus Palmyra eingegangen. Vgl. Rhenferd – Cuper 15. Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

274 „Rogavi a te summopere, ut illam quam viro amato ad literas juvendas debeo ad me remittere velles, uti et aliis eruditis characteres illos incognitos mittere possem; et cum illud necdum factum sit, nunc iterum eandem rem petere consistui; teque etiam atque etiam rogo, ut ea mihi dare velis et absque mora autographum illud remittere“ Cuper – Rhenferd 29. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

habe nämlich, so Cuper, bei sich schon einen Mann gefunden, der im Abschreiben und Abzeichnen erfahren sei. Somit könne er Exemplare davon seinen Freunden kommunizieren.<sup>275</sup>

Rhenferd hatte die Inschrift zu diesem Zeitpunkt jedoch schon verloren. Cuper duldete keinen Aufschub bei der Interpretation der neuen antiquarischen Funde, von denen er auch seinen anderen Brieffreundschaften berichten wollte.<sup>276</sup> Er bot Rhenferd nach seiner ruppigen Ermahnung aber im Gegenzug auch andere Informationen an. Im Verlauf des nächsten Briefes lieferte Rhenferd dann zumindest teilweise das, was Cuper von ihm im Brief vom 15. Mai 1709 verlangt hatte. Rhenferd erklärte die Inschrift aus Palmyra und schickte auch eine Abzeichnung der einzelnen palmyrenisch-aramäischen Schriftzeichen und dieselben Schriftzeichen in der *Estrangelo* genannten, syrischen Schrift sowie auch in Hebräisch mit (Vgl. Abb. 9). Dazu schickte er zusätzlich einen kalligraphisch hochwertigen Abdruck derselben Inschrift, die Bianchini so minutiös von der Fassade des justinianischen Palastes kopiert hatte. (Vgl. Abb. 9)

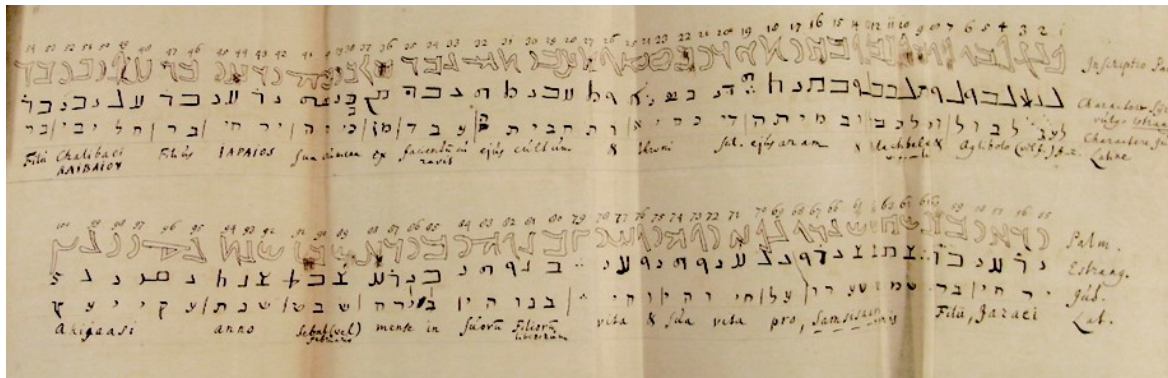


Abbildung 9: Abschrift der Inschrift aus Palmyra in verschiedenen Buchstaben aus dem Brief von Rhenferd an Cuper, zwischen Mai und Juni 1709

<sup>275</sup> „Inveni iam hic hominem qui exscribendi et pingendi peritus admodum est et ita exemplaria cum amicis potero communicare.“ Cuper – Rhenferd 29. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25). Meinte Cuper hier de Bruijn?

<sup>276</sup> Es wurde an anderer Stelle bereits darauf verwiesen, dass das mit einer gewissen Sonderrolle zusammenhing, die Cuper durch seinen Status als Informationsbeschaffer zukam. Wie Fußnote 120.



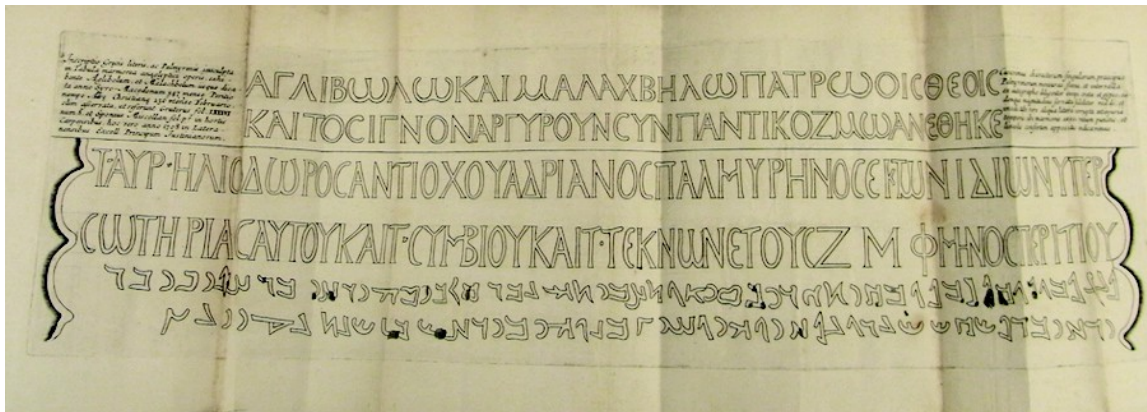


Abbildung 10: Abdruck der Inschrift aus Palmyra in griechischen und palmyrenischen Schriftzeichen aus dem Brief von Rhenferd an Cuper, zwischen Mai und Juni 1709

Er habe, so Rhenferd, sich auf die Abzeichnung der Inschrift beziehend, die einzelnen Buchstaben mit Zahlen versehen und dabei hundert Stück beobachtet. Weiterhin habe er, um die Sache besser zu verstehen, unter der Beratung der berühmten und gelehrten Herren Offenhausius und Pollius dieselben Buchstaben in der syrischen Schrift hinzugefügt, die man gemeinhin *Estrangulum* nenne. Es seien dieselben Schriftzeichen, in denen auch das Neue Testament in zwei großen Bänden in der Wolfenbüttler Bibliothek vorliegt. Außerdem habe er, so Rhenferd weiter, die Buchstaben noch in hebräischer Schrift angefügt, um zu zeigen, dass die ganze Sache – gemeint ist die Inschrift – einen biblischen Charakter habe und das Monument selbst so ausgelegt werden solle.<sup>277</sup>

Er habe außerdem vom berühmten Theologen Johann Fabricius (1644-1729) aus Helmstedt erbeten, so Rhenferd weiter, dass dieser ihm einige Stellen aus dem syrischen Neuen Testament kopieren und zuschicken möge. Fabricius habe ihm daraufhin den Anfang von Matthäus zukommen lassen, was seine Annahmen auf wunderbare Weise bestätige. Er, Rhenferd, schicke diese Kopie auch mit der angefügten hebräischen Schrift weiter, so dass man daraus zweifelsfrei die Ähnlichkeit zwischen der palmyrenischen, der syrischen *Estrangulum* und der hebräischen Schrift erkennen könne (Vgl. Abb. 9).<sup>278</sup>

277 „[...] numeros literi, imposui et si digna observata res sit centum observavi. Addidi, quo melius rem perspicere possitis et tute illustris et Clarissimus Offenhausius et Pollius easdem litteras expressas chractere Syriaco majuscolo, quem vulgo Estrangulum vocant, cuiusmodi caractere novum Testamentum duobus magnis voluminibus in pargamena descriptum in instructissima bibliotheca guelfebutensi osservatur, tum porro etiam Hebraicas, quae rem omnem illustrent caractere Biblico et monumentum ipsum interpretantur.“ Rhenferd – Cuper Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

278 „Ultimis itaque literis, quas ad Fabritium dedi Virum Illustrum Theologum Helmstadiensem[...], quibus rogavi, ut versus aliquot ex memorato N.T. Syriaco mihi exscribendos curaret. Ab illo octo abhinc diebus literas accepi, quibus initium Matthaei descriptum exhibet, quod mihi perquam commodum accidit et conjecturas meas mirifice confirmat. Id ergo etiam cum addita literatura Hebraea descriptum transmittito, nullus dubitans, quin et ex illo facilissime iis perspecturus convenientiam inter scripturam Palmyrenam et Estrangulam et Hebraeam.“ Rhenferd – Cuper Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

Im Folgenden wird klarer, zu welchem Zweck Rhenferd seine minutiösen Vergleiche betrieb und warum sich Cuper so brennend für die Entschlüsselung der palmyrenischen Schriftzeichen interessierte. Damit verbindet sich der hier geschilderte antiquarische Themenkomplex ein weiteres Mal mit dem im Hintergrund stehenden Denkraum. Er erlaube sich, schrieb Rhenferd weiter an Cuper, über die Narrheit jener Kritiker zu lachen, welche über das Alter der hebräischen Buchstaben diskutierten und sich selber und andere davon überzeugen wollten, dass Samaritanisch eine eigenständige Schrift sei. Er hingegen halte das Samaritanisch für ein und dieselbe Schrift wie das Syrische – damit meinte er die *Estrangulum* Schrift –, in dem die Juden heute die Bibel schreiben und drucken würden – und damit für jünger als die hebräische Schrift.<sup>279</sup>

Rhenferd wandte sich mit dieser Kritik gegen die Autoren, die, wie Edward Bernard, seit der Entdeckung des samaritanischen Pentateuch die samaritanische Schrift für älter als die Hebräische hielten. Schon Peiresc hatte in seiner Korrespondenz mit Pietro della Valle nach den Zusammenhängen zwischen samaritanischen, syrischen und hebräischen Buchstaben gefragt. Dabei stimmten beide, wie Bernard, darin überein, dass die samaritanische Sprache älter als hebräisch sei. Man stritt sich darum, ob die Juden das ursprüngliche Samaritanisch zugunsten des Hebräischen zurückließen oder ob sich das ursprüngliche Samaritanisch zum Hebräischen entwickelte.<sup>280</sup> Rhenferd hingegen hielt, wie man an seinen Äußerungen erkennen kann, wenig von jeglicher Relativierung des Status des Hebräischen als erste und älteste Sprache, die durch direkte göttliche Inspiration entstanden war. Im Brief an Cuper schrieb er weiter, dass in allen Schriften, sei es palmyrenisch, syrisch *Estrangulum*, spanisch, italisch, germanisch, polonisch, barbarisch und tatarisch, das Hebräische vorherrsche.<sup>281</sup>

Rhenferd äußerte sich nach Cupers Rüge vom 29. Juni 1709 auch zur Inschrift aus Persepolis. Er entschuldigte sich dafür, dass er das Blatt, auf dem Cuper ihm diese Inschrift geschickt hatte, verloren habe.<sup>282</sup> Das erklärt auch die Tatsache, dass das besagte Blatt mit der Inschrift nicht dem Brief beigelegt war.<sup>283</sup> Er schicke ihm jedoch bei dieser

279 „Si verum fateri liceat, rideo illorum Criticorum ineptias, qui de antiquitate characteris Hebraeis Biblici disputant et Samaritanum genuinum esse, sibi aliisque persuasum volunt. Unus idemque character est Assyriacus, quo Biblia hodie a Judaeis scribuntur et imprimuntur.“ Rhenferd – Cuper Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

280 Miller, Peter: *An Antiquary between Philology and History: Peiresc and the Samaritans* in: Miller (Ed.): *Antiquarianism and intellectual life in Europe and China, 1500-1800*, Michigan 2012.

281 „Palmyrenus, Syriacus, Estrangulus, Indaicus, Hispanicus, Italicus, Germanicus, Polonicus, Barbaricus, Tartaricus. In omnibus idem character Hebraeus regnat.“ Rhenferd – Cuper Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

282 „Quod inscriptiones reliquas persepoliticas attinet, quas ad me cum superioribus literis misisti, est cur infortunium meum doleum, quae remittere non possem; sive enim saeculo injectae amiserim sive aliis chartis miscuerim, quas nunc excutere non vacat, certe tantis per tibi mihique perierunt.“ Rhenferd – Cuper Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

283 Dass Kopien, Abdrücke, Abzeichnungen, die den Briefen beigelegt waren, von den Briefen getrennt auf

Gelegenheit, so Rhenferd, den Thomas Hyde – Rhenferd meinte damit natürlich dessen Buch –, einen Professor aus Oxford, der, obwohl kein *Magus*<sup>284</sup>, sehr erfahren sei in persischen Dingen. Dieser drucke auf S. 527 seines Werkes<sup>285</sup> die persepolitische Inschrift ab und er, Rhenferd, schicke Cuper dieses Buch gerne, damit dieser sehen könne, wie sich die palmyrenischen Buchstaben, die freilich dort gezeigt, aber kaum erklärt würden, von allen Schriften unterschieden.<sup>286</sup>

Beim Blick in Thomas Hydes Geschichte der alten Perser erfährt man, dass die dort abgedruckten Inschriften aus einem Reisebericht des englischen, in Aleppo ansässigen, Kaufmannes Samuel Flower stammten, der bereits 1693, wie die Inschrift aus Palmyra, nur früher, in den *Philosophical Transactions* abgedruckt worden war.<sup>287</sup> Darin ist die Inschrift, die von Cuper beschrieben wurde, in palmyrenisch-aramäischen und griechischen Buchstaben zu sehen. Daneben befindet sich ein Kommentar, der besagt, dass diese Charaktere auf der Brust zweier Pferde eingeschrieben seien, die wiederum in schwarzen Marmor in Naksh-i-Rustam, nur wenig entfernt von der alten Stadt Persepolis, geschlagen seien. (Vgl. Abb. 11)<sup>288</sup>

---

einzelnen Blättern kommuniziert wurden, diente dem Zweck, die Narrative des Briefes nicht zu stark zu unterbrechen. Es hat jedoch für den Forscher den Nachteil, dass diese Blätter durch den Empfänger oft getrennt verwahrt und so der Überlieferung entzogen wurden. Vgl. Van Miert(Ed.): *Communicating Observations in Early Modern Letters (1500-1675)* (Warburg Institute Colloquia 23), London 2013. pp. 1-7.

284 Das Rhenferd Hyde hier als *Magus* bezeichnet, hat wohl mit dessen Expertise für die zoroastrische Religion zu tun.

285 Rhenferd bezieht sich hier auf das Buch Thomas Hyde's *Historia Religionis veterum Persorum eorumque Magorum*. Oxford 1700. Thomas Hyde (1636-1703). Orientalist und Sprachwissenschaftler, Professor in Oxford. Sein Hauptwerk hieß: *Veterum Persarum et Parthorum et Medorum religionis historia*, Oxford 1665.

286 „Mitto hic enim hac occasione Thomam Hydium Professorem Oxoniensem rerum Persicarum peritissimum et tantum non Magum, qui ad paginam 527 inscriptiones illas Persepoliticas quodam exhibet, unde easdem repetere licebit. Quem librum eo libentius ad te mitto, quo melius ex illo perspicere possis quam desperate omnibus fuerint literae Palmyrenae, quas ille quidem exhibet, sed tamen minime explicat.“ Rhenferd – Cuper Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

287 *A Letter from Mr. F.A. Esq; R.S.S to the Publisher, with a Paper Containing the Exact Draughts of Several Unknown Characters Taken from the Ruines at Persepolis* in: *Philosophical Transactions* (201), 1693.

288 *A Letter from Mr. F.A. Esq; R.S.S to the Publisher, with a Paper Containing the Exact Draughts of Several Unknown Characters Taken from the Ruines at Persepolis* in: *Philosophical Transactions* (201), 1693.





1709 an Cuper ging Cornelis de Bruijn auf die von ihm gezeichneten, keilförmigen, Schriftzeichen ein, als er schrieb, er sei hoch erfreut darüber, dass Cuper die gesammelten Kuriositäten seiner Reisen gefallen hätten. Er habe diese Anstrengung aufgebracht, um einen derartig hohen Intellekt wie den Cupers zu befriedigen und um das, was er in seiner Jugend getan habe,<sup>291</sup> ein wenig zu verbessern. Um den Wünschen Cupers zu entsprechen, schrieb er, habe er drei verschiedene Proben von Inschriften aus den alten persischen Charakteren von einem Fenster in Persepolis mitgebracht. (Vgl. Abb. 12)<sup>292</sup>

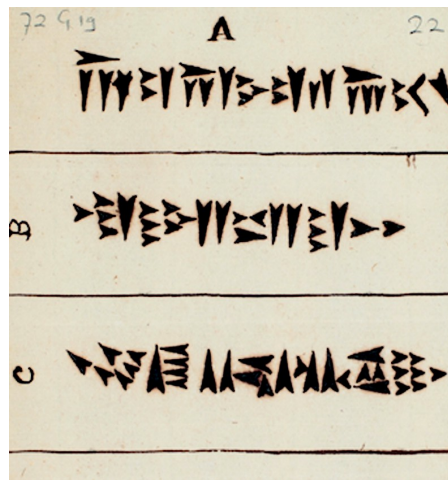


Abbildung 12: Abzeichnung der Inschrift aus Persepolis in keilförmigen Buchstaben aus dem Brief von de Bruijn an Cuper, 14. Juni 1709

Dabei sei mit dem Buchstaben A der Anfang der oberen Reihe – über dem Fenster – markiert, mit B der Anfang der linken Reihe und mit C der der rechten Reihe. De Bruijn schloss seinen Brief mit der Aussage, es wäre sehr wünschenswert, Erklärungen oder Interpretationen dieser Inschriften zu bekommen, er aber glaube, dass alle Anstrengungen zu diesem Zweck sinnlos wären.<sup>293</sup>

291 Damit meinte er seine erste Reise. de Bruijn, Cornelis: *Reizen van Cornelis de Bruijn, door de vermaardste Deelen van Klein Asia*. Delft 1698.

292 „Uijt Uw Ed. bijzondere aengename van Primo junij, hebbe mit groot genoegen gesie, het contentement van uw Ed. int beschou mijner versamelde curieusheden op de reijse. Den vlijt daer toe aengenwend is geschiet met hoog sodanige verstanden, als uw Ed. bij de weereld bekend staet enigsinste mogen voldoen, en om het gedaene in de jongelingschap te verbeterere. Volgens uw Ed. begeren, sende hier nevens drie deferente poortijen van weijnig inscriptien der oude Persische Charakteren, sijnde deselve van een der vensteren tot Persepolis.“ De Bruijn – Cuper 14. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 19). Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übersetzung aus dem Niederländischen.

293 „En die met letter A is aangewesen het begin van de bovenste rij, met B neemt sijn aavank de linker reij, C de regter. Het waer te wenschen daer eenige uijtlegging van te becomen, dok ik gelove dat alle moeijten daer toe sal vrugtloos uijtvalen; Midlerwijl mij recomanderende in uw Ed. gunst, blijve ik altoos. Mijn Heer, uw ed. onderdanigste dienaer.“ De Bruijn – Cuper 14. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G

Cuper hatte auch Rhenferd bereits im Brief vom 29. Juni 1709 über die keilförmigen Schriftzeichen von de Bruijn informiert. Er solle nun auch die einfachen unbekannten Buchstaben erhalten, die Cornelis de Bruijn aus den persepolitischen Ruinen abgezeichnet habe, in denen es zahlreiche Inschriften dieser Art gebe. Die Abbildungen, die Cuper schicke, befänden sich um ein Fenster herum. Der Buchstabe A markiere dabei die Linie, auf der die Hauptinschrift oberhalb des Fensters war, B würde auf der linken Seite des Fensters, C auf der rechten stehen.<sup>294</sup>

Er schrieb weiter, die Charaktere seien alle sehr einfach und untereinander ähnlich und Leibniz glaube daher, dass sie aus einer sehr alten Sprache seien. Er stimme mit dieser Einschätzung überein und glaube, dass der Unterschied zwischen den Zeichen nur in ihrer Anzahl, ihrer Position und ihrer Kombination liege.<sup>295</sup>

Am 9. Juli 1709 schrieb Cuper einen langen Brief an La Croze. Er begann auch diesen Brief mit den Informationen über de Bruijns Inschrift. Wie gegenüber Rhenferd erwähnte er, dass Leibniz das Alter der Zeichen als sehr hoch einschätze. Er selber sei davon überzeugt, so Cuper, es handle sich um echte Buchstaben, nicht um magische Zeichen, wie das ein anderer, sehr gelehrter, Mann – hier meinte er wohl Thomas Hyde – auf den ersten Blick gedacht habe.<sup>296</sup> Wie Leibniz hielt Cuper also die keilförmigen Schriftzeichen für eine alphabetische Schrift, die irgendwo im Dunstkreis der hebräischen, samaritanischen und phönizischen Alphabete zu verorten sei. Vielleicht erhoffte sich Cuper auch, dass die Entschlüsselung der Inschrift in palmyrenisch-aramäischen Schriftzeichen zur Entschlüsselung der Keilschrift beitragen könnte.

Cuper kam im Folgenden wieder auf die Inschrift von Witsen zu sprechen. Jedoch hatte

---

19). Es bleibt zu erwähnen, dass im Vergleich zu den anderen Briefen derjenige de Bruijns sehr kurz und knapp und offensichtlich nur auf die Übergabe der Information beschränkt war, was durch das Patron-Klient Verhältnis zwischen Cuper und de Bruijn zu erklären wäre. Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übersetzung aus dem Niederländischen.

294 „Accipe nunc etiam literas plane incognitas quas Cornelis de Bruijn excepit ex ruinis Persepolitanis in quibus exstant variae inscriptiones tales. Illam, quam mitto, fuit circum finestram. Litera A notat lineam, quae prima erat majoris inscriptionis supra finestram. B legitur in lato sinistro, C vero in latere finestra dextra.“ Cuper – Rhenferd 29. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25). Im Übrigen konnte de Bruijn wohl anhand der Fenster-Inschrift nachweisen, dass die Inschrift waagrecht, nicht wie manche vermuteten, senkrecht, zu lesen sei. Vgl. Doblhofer, Ernst: Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen, Wien 1957, S.108.

295 „Characteres sunt simplicissimi et sibi omnes similes, unde Leibnitzius putabat esse linguam vetustissimam. Ego illud facile complector et statuo diversitatem literarum consistere in numero, in variazione vel collocatione [...]“ Cuper – Rhenferd 29. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

296 „Mr. Leibnitz qui en a vu de semblables chez un scavant et curieux Voyageur, qui demeure à Lipstad, croit que cette conformité est une marque d'une langue très ancienne; mais je crains fort que personne ne nous developera ces Mystères, quoique je suis persuadé que ce sont effectivement des Lettres, et non pas des Caractères Magiques, comme un très scavant homme jugeoit à leur première vue.“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755. Wahrscheinlich bezog er sich dabei auf Thomas Hyde.

er zu diesem Zeitpunkt noch nicht Rhenferds Antwort auf seinen Brief vom 29. Juni 1709 erhalten. La Croze, schrieb Cuper, wisse aus seinem früheren Brief vom 1. Juni, dass die Inschrift in Griechisch und in unbekannten Buchstaben – den palmyrenisch-aramäischen – zu sehen sei, die denen von de Bruijn abgezeichneten in nichts ähnelten. Deshalb glaube er, Cuper, dass diese nicht aus Persepolis stamme, sondern aus den nahe gelegenen Ruinen von Naksh-i-Rustam, an denen es gleichfalls schöne Antiken zu sehen gebe, von denen Mr. Thévenot in seiner Reise spreche.<sup>297</sup>

Cuper bemerkte, er habe entdeckt, dass dort über eine Statue berichtet werde, die – dazu zitierte Cuper Thévenot – über und über mit einer Schrift bedeckt gewesen sei, die ihm griechisch zu sein schien, die aber dermaßen ruiniert gewesen sei, dass er sie nicht mehr lesen konnte. Wenn man davon nur einige Buchstaben erkennen könnte, so Cuper, könnte man feststellen, ob sie griechisch seien, was wiederum mit der Tatsache übereinstimme, dass diese Sprache dort nach der Eroberung Alexanders des Großen in Gebrauch gewesen sei. Dann könnte auch die Statue aus der Zeit der Arsakiden stammen, schloss Cuper und der Name Arsakes sei auch auf Witsens Inschrift zu lesen, die sich ebenfalls unter einer Statue befinde.<sup>298</sup>

Weiter hinten im Brief an La Croze vom 9. Juli 1709 kam Cuper nochmal auf Witsens Inschrift zu sprechen, nachdem er in der Zwischenzeit die erwartete Antwort von Rhenferd erhalten hatte.<sup>299</sup> Rhenferd habe ihm, so Cuper, geschrieben, dass er die Inschrift von Witsen zwischen seinen Papieren verloren habe, ihm dafür aber die Stelle bei Hyde genannt. Rhenferd habe ihm gesagt, so Cuper, dass er die Zeichen – gemeint sind wiederum die palmyrenisch-aramäischen – nicht verstehe und sie ihm komplett

297 „Vous avez appris par ma lettre du 1. du mois passé, que celle que l'illustre Mr. Witsen m'a communiquée est moitié Grecque, moitié conçue en des caractères inconnus, qui ne ressemblent point du tout à ceux, dont vous recevez la copie, et je crois pour cela qu'elle ne s'est pas trouvée dans les ruines der Persepolis, mais selon toutes les apparences dans le lieu que les Persans appellent Naksh-i-Rustam, où l'on voit aussi de belles antiquités, dont parle Mr. de Thévenot dans son voyage;“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

298 „Il m'a fait naître cette pensée, parce qu'il dit dans un endroit ; *cette figure est toute couverte d'écriture, qui sembla Grecque, mais elle est tellement ruinée, qu'on ne la scauroit lire: s'il en a connu seulement quelques Lettres, il en a peu conclurre qu'elles étoient Grecques, et il est constant que cette langue y a été en usage, après Alexandre le Grand, d'ou je juge que cet ouvrage pourroit être des Arsacides, dont le nom se trouve dans l'inscription de Mr. Witsen.*“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755. Insgesamt hinterließ Thévenot drei Bücher seiner östlichen Reisen, von denen nur eines noch zu seinen Lebzeiten erschienen war. Im zweiten Teil der *Suite de voyage du Levant* berichtete er auch über die Schönheiten von Persepolis und Naksh-i-Rustam. Vgl. Thévenot, Jean. *Suite de voyage du Levant*. Paris 1674. Chap. VII. *De Chehelminar a Naksh-i-Rustam*. pp. 277-290. Zu Thévenots Reisen auch Harrigan, Michael: *Veiled Encounters. Representing the Orient in 17<sup>th</sup> Century French Travel Literature*, Amsterdam 2008.

299 Das zeigt auch, dass Briefe manchmal absichtlich, wie in diesem Fall, als Cuper offensichtlich auf die Antwort Rhenferds antwortete, bevor er weiterschrieb, manchmal vielleicht auch unabsichtlich, wenn andere, dringendere Pflichten, dazwischenkamen, einige Zeit liegenbleiben konnten, bevor sie fertig geschrieben wurden.

unbekannt seien. Außerdem glaube Rhenferd, dass das Griechisch erst später hinzugefügt worden sei. Der griechische Teil der Inschrift, schrieb Cuper – und verwies dabei auf die von ihm mitgeschickte Abbildung der Inschrift – sehe ungefähr so aus. (Vgl. Abb. 13)<sup>300</sup>

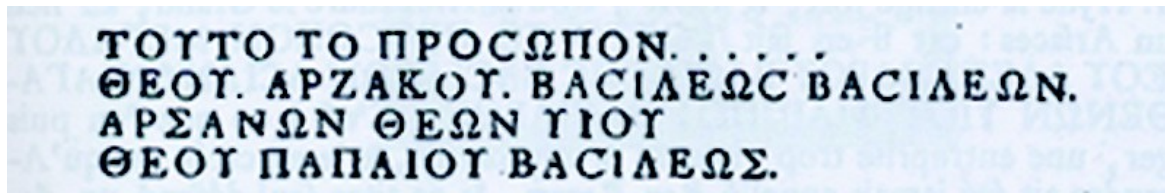


Abbildung 13: Griechischer Teil der Inschrift aus Naksh-i-Rustam aus dem Brief von Cuper an La Croze, 9. Juli 1709

Weiterhin kritisierte Cuper Thomas Hydes Interpretation der Inschrift, weil dieser „Alexander der Große“ gelesen habe anstatt „Arsakes“. Er glaube nicht an diese Interpretation, schrieb Cuper, da Alexander der Große sich niemals mit dem Titel *rex regum* – Basileios Basileion – ,wie er in der Inschrift zu finden sei, bezeichnet habe. Solch ein Titel, so Cuper, rechtfertige nur, dass Arsakes auf der Inschrift zu finden wäre.<sup>301</sup> Cupers Kritik war wohl hauptsächlich, wie gleich noch klarer wird, durch sein Wissen darum begründet, dass sich die Inschrift in Naksh-i-Rustam befand und nicht in Persepolis selbst.

Er glaube, so Cuper weiter an La Croze, dass die Ruinen von Persepolis von den Persern – dem Achämenidenreich – stammten, während diejenigen von Naksh-i-Rustam zu den Parthern oder Arsakiden gehörten. Daher könne man dort auch griechische Inschriften antreffen, da dort diese Sprache sehr weit verbreitet gewesen sei und es viele Menschen

300 „Je viens de recevoir dans ce moment une Lettre de Mr. Rhenferd, où il me mande que l'inscription, que Mr. Wizen m'a communiqué, s'est égarée parmi ses autres papiers, qu'il la retrouvera certainement, et qu'on n'y perdrait pas beaucoup, si cela n'arrivoit pas, parce qu'elle a été publiée par Thomas Hyde dans son Histoire de la Religion des anciens Perses. Et en vérité je la trouve sur un table à la page 516 et Mr. Rhenferd me mande, qu'il n'y voit goutte et que les caractères lui sont tout à fait inconnus; il croit avec cela qu'on y ajouté depuis le Grec, dont le commencement a été, à ce que j'en puis juger, de cette manière.“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

301 „Mais pour revenir a l'inscription de Mr. Wizen, j'ai remarqué que Mr. Hyde la change fort et qu'il y trouve Alexandre le Grand, au lieu d'un Arsaces [...]. C'est à ce que j'en puis juger, une entreprise trop violente et trop hardie, et je ne crois pas qu' Alexandre ait été jamais appelé *Rex Regum*, et ce titre seul défend un Arsaces, qui me plait plus que l'Alexandre de Mr. Hyde.“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755. Interessanterweise gibt es auch eine Interpretation derselben Inschrift durch Thomas Smith, der wohl denselben griechischen Namen als Artaxerxes interpretierte. Smith kritisierte Hydes Interpretation auch weitgehender, das war Cuper offensichtlich nicht bekannt. Vgl. dazu *Conjecturae et observationes in duas graecas inscriptiones in marmoribus prope Persepolim hodie exstantibus incisas*. Für den Hinweis auf diese Quelle danke ich Prof. Dr. Cornel Zwierlein. Das Grab von Artaxerxes befand sich ja tatsächlich auch in Nakch-i-Rustam, aber an anderer Stelle als das Relief mit der Inschrift.

dieser Nation gegeben habe, wie man auch an den Medaillen aus dieser Zeit sehen könne.<sup>302</sup>

Aus heutiger Sicht ist klar, dass es sich um die Inschrift vom Relief des Sassanidenkönigs Ardaschir I<sup>303</sup> aus Naksh-i-Rustam handelte. In der Darstellung wird gezeigt, wie diesem von der zoroastrischen Gottheit Ahuramazda der Ring der Herrschaft überreicht wird. (Vgl. Abb. 14)



Abbildung 14: Relief aus Naksh-i-Rustam, Kupferstich aus de Bruijn's *Reizen over Moszkovie*, 1711

De Bruijn hatte selber eine Abbildung dieses Reliefs aus Persepolis gemacht, auch die oben erwähnte Beschreibung von Thomas Hyde passt zu diesem Relief.

An dieser Stelle lassen sich die von Cuper aufgeworfenen Sachfragen noch einmal kurz im Sinne einer konstellatorischen Untersuchung von „unfertigem“ Wissen mit aktuellen

302 „Et il faut bien considerer que cette inscription ne s'est pas trouvé à Persepolis, mais a Naksh-i-Rustam, qui sont des ruines à trois lièves de Chelminar; et c'est par là, et par le moyen d' Arsaces, que je suis confirmé dans ma conjecture, que les ruines de Persepolis, ou plutôt ce Palais, doit son origine aux Perses, et celui de Rustan aux Parthes, ou aux Arsacides et que c'est de là, qu'on y trouve le Grec, cette Langue étant commune par toute l' Asie, où il y avoit quantité des gens de cette Nation[...].“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

303 Ardaschir I. Sassanidischer Herrscher von ca. 224-239 n. Chr. Erster Herrscher nach dem Sturz der Arsakiden.



Forschungsergebnissen abgleichen. Aus heutiger Sicht hatte Cuper sich also mit der Interpretation der Inschrift getäuscht. Zu sehen ist darauf Ardaschir, der erste Herrscher der Sassaniden-Dynastie, der von 224 bis ca. 240 n. Chr. auf dem persischen Thron saß, den er vom Partherkönig Artabanos IV erobert hatte. Die Inschrift auf dem Relief ist in mittelpersischer Schrift in aramäischen Buchstaben und griechischer Schrift abgebildet, was zu der Beschreibung von Cuper passt. Auch die vorher erwähnte Beschreibung von Thomas Hyde, nach der die Inschrift nicht auf der Brust des Pferdes, sondern auf dem Schleppkleid des Reiters, der auf dem Pferd saß, eingraviert war, passt dazu.<sup>304</sup> Cuper lag also falsch mit der Datierung der Inschrift auf die Herrschaft von Arsakes I, der ca. 250 bis 211 v. Chr. auf dem persischen Thron saß.

Im Folgenden äußerte sich Cuper wieder zu den Inschriften aus keilförmigen Schriftzeichen aus Persepolis, die wohl auch schon bei Hyde und Flowers diskutiert worden waren. Dabei, so Cuper, glaube er, Hyde habe sich getäuscht als er schrieb, die Inschriften seien nicht von den Persern selbst gemacht worden, sondern von anderen Stämmen. Schließlich zitierte Cuper Hydes Augenzeugenbericht aus den Ruinen von Persepolis. Man erlebe es täglich, schrieb Hyde dort, wie die Neugier der Pilger und Einheimischen dazu führe, dass diese, um der Erinnerung Willen, etwas an diesen berühmten Orten, die sie bald wieder verließen, einritzten. Daher möge es erlaubt sein zu prophezeien, schrieb er weiter, dass dies alles – gemeint waren die Inschriften aus keilförmigen Schriftzeichen – von irgendwelchen Schreibern verfasst worden sei, die um sich an den Mauern jenes Palastes zu verewigen, danach strebten, ihre Schreib- und Ziselierkunst auszuführen und zu zeigen.<sup>305</sup> Hyde war also der Meinung, dass die keilförmigen Schriftzeichen lediglich Graffiti von durchreisenden Pilgern seien, die sich dort verewigt hatten. Durch diese Interpretation wurden die Schriftzeichen auch völlig entkoppelt von einer Schriftchronologie, welche mit der alttestamentarischen Narrative abgestimmt werden musste.

Cuper kommentierte dazu, er halte es für völlig unmöglich, dass es sich so verhalten habe, da er überzeugt davon sei, dass die Könige, welche diese Anlagen erbaut hatten, auch die Autoren der Inschriften seien. Die Inschrift – von de Bruijn – die um ein Fenster

304 Zu dieser Inschrift vgl. Koch, Heidemarie: Persepolis, 2001; Wiesehöfer, Josef: Die „dunklen Jahrhunderte“ der Persis, München 1994.

305 „Je crois que Mr. Hyde se trompe aussi quand il avance, *hasce inscriptiones non esse tam Persarum, quam alienigenarum ibi divertentium, cum quotidiana experientia videmus peregrinorum potius, quam indigenarum curiositatem eos inducere memoriae causa as scriptandum aliquid in loco celebri, quem brevi relicturi sint. Unde hariolari liceat haec omnia fuisse quorundam scripturientium, qui ut memoriale quoddam in illius Palatii muris, suam scriptitationis et caelaturae facultatem exercere et ostendere gestiebant.*“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

herum angeordnet war (Vgl. Abb. 11), bestätige das für ihn, so Cuper. Außerdem weise die Härte des Steins darauf hin, dass nicht einfach Passanten, die mit keinem Eisen ausgestattet waren, dort arbeiten hätten können.<sup>306</sup> Cuper bezog sich darauf, dass die Inschriften besonders tief in den Stein gemeißelt waren, was ihn auf ihre professionelle Ausführung schließen ließ. Weiter schrieb er, in Anbetracht der Tatsache, dass alle Schriftzeichen in Tschelminar – Persepolis – aus der gleichen – keilschriftartigen – Schrift bestünden, müsste man, wenn verschiedene Leute diese Zeichen in die Mauern eingraviert hätten, Unterschiede – in der Schreibweise – sehen. Dies sei schließlich, schloß er, bei denen, die heute ihre Spuren hinterließen, genauso.<sup>307</sup>

Cuper fasste zusammen, er glaube, die keilförmigen Inschriften seien dort – in Persepolis – mit Absicht angebracht worden und zwar durch den Befehl des Fürsten, der persische Großkönig, der auch den Palast bauen ließ. Außerdem seien die Zeichen echte Buchstaben gewesen in der Zeit ihrer Entstehung, dasselbe gelte auch für die andere Inschrift – diejenige in palmyrenisch-aramäischer Schrift in Naksh-i-Rustam – die auch in Griechisch vorhanden war.<sup>308</sup>

Im Folgenden bezog Cuper sich wieder auf die Ruinen von Naksh-i-Rustam als er schrieb, er nenne diese Monumente Paläste aufgrund ihrer Pracht, obwohl sie vielleicht nur Mausoleen waren, weil weiter oben im Felsen Königsgräber zu finden seien, wovon auch Diodor gesprochen habe.<sup>309</sup> In der östlich vor den Stadttoren gelegenen Ebene, zitierte Cuper Hyde, sei ein Berg, ca. 4 Plethra<sup>310</sup> davon – also von Persepolis – entfernt, welcher der „königliche Berg“ genannt werde, da in diesem sich die königlichen Gräber befänden. Sie seien dort in den Stein hineingeschnitten und beinhalteten in ihrer Mitte

306 „Car il est tout à fait incroyable, que cela se soit fait, et je suis persuadé que les Rois, qui ont fait faire ces Ouvrages, sont les Auteurs de ces Inscriptions. Celle qui est à l'entour d'une fenêtre, confirme cela absolument, et la dureté du roc ou du marbre exclut sans doute les Passans, qui n'étoient pas munis de fers, pour y travailler.“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

307 „Joignez à cela que tous les Caractères de Chelminar sont égaux, et si les particuliers les avoient mis sur les murailles de ce batiment superbe, je suis bien persuadé qu'on trouveroit quelque diversité dans l'écriture, comme cela arrive aujourd'hui, [...]“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

308 „Je crois donc que ces inscriptions y ont été mises à dessein, par commandement du Prince , qui a fait batir ce palais, et que ces Caractères ont été des vrayes lettres au tems qu'ils y ont été gravées; et qu'on doit faire le meme jugement de l'autre où il y aussi du Grec. Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

309 „J'appelle ces monumens Palatia, à cause de leur magnificence , car peut-être que ce ne sont que des Mausolea, à cause qu'on trouve en haut du roc des sepulchres des rois; dont parle aussi Diodore de Sicile, Livre 17.“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

310 Eine Plethrum oder hundert Fuß entsprach wohl ca. 500 Ellen, vgl. Lexikon Mythologicum. Leipzig 1741. S. 172



mehrere Wohnstätten. In diesen seien die „Septa“ oder Grabkammern, welche freilich keinen handgemachten Zugang gehabt hätten, aber die erhabenen Kisten der Toten – Särge – durch handgemachte Instrumente aufnehmen konnten, wie Thomas Hyde in seiner Beschreibung von Persepolis vermerke.<sup>311</sup>

Cuper wollte daraufhin noch einmal die Annahmen Hydes über die keilförmigen Schriftzeichen in Persepolis als Zeichnungen zufällig vorbeigekommener Pilger oder „Spiele der Architekten“ widerlegen. Er schrieb weiter, es sei bemerkenswert, dass ein englischer Kaufmann – er meinte Samuel Flowers Bericht aus den *Philosophical Transactions*, den Thomas Hyde in seiner *Historia* zitierte –, über die Inschriften von Persepolis geschrieben habe, dass diese Charaktere, die ihm entweder phönizisch oder aber telesmatisch – also magisch – erscheinen würden, nirgendwo außer in Persepolis zu finden seien und dass sie Teil der Linien seien, welche man in weißen Marmor gehauen erkenne. Er, Cuper, glaube jedoch nicht, dass es sich dabei um eine telesmatische Schrift handle, sondern um Buchstaben, die schon bei den Persern in Benutzung waren und er glaube auch nicht, dass es sich dabei, wie Hyde dies angenommen habe, lediglich um Spiele der Architekten, welche den Palast erbaut hatten, handle.<sup>312</sup>

311 „In orientali plaga est mons, IV inde plethris distans, quem REGIUM vocant: in hoc enim Regum sepulchra inerant. Nam excisa illic petra erat, complura in medio domicilia complectens: in quibus Septa seu conditoria defunctorum, quae nullum quidem aditum manufactum praebebant, sed instrumentis quibusdam manufactis sublatis mortuorum oculos excipiebant; uti notat Thomas Hyde ruinas Persepoleos describens.“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

312 „Il est outre cela remarquable qu'un Marchand Anglois parle ainsi des Inscriptions de Persepolis à la page 518 du livre de Thomas Hyde num.5. *Hos characteres (sive sint antiqua Gaurarum scriptura, sive telesmatica quaedam) nullibi nisi apud Persepolim reperiri: hosque esse partem earum linearum, quae in albo quodam marmore sculptae cernuntur.* Mais je crois que Telesmatica doivent etre relegués d'ici, et que le plus sûr est d'en faire des Lettres, qui étoient alors en usage chez les Perses. Car je n'approuve pas le sentiment de Mr. Hyde, qui en parle ainsi à la page 527 *Me autem judice, non sunt literae nec pro literis intendebantur: sed fuerunt solius ornatus causa, in prima Palatii extruptione merus lusus primi Architecti, qui ludendo tentavit[...].*“ Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.



Abbildung 15: Ansicht von den Gräbern in Naksh-i-Rustam aus de Bruijns *Reizen over Mozkovie*, 1711

Am 14. August 1709 antwortete La Croze auf Cupers Brief vom 9. Juli 1709. Er schrieb, die Inschrift aus Persepolis – damit meinte er jene aus Naksh-i-Rustam – sei ihm bereits bekannt, da Hyde und Thévenot sie veröffentlicht hätten. La Croze betonte jedoch, dass Cupers Kopie davon ihm sehr viel exakter scheine,<sup>313</sup> wodurch er natürlich andeutete, dass Cupers Bilder – diejenigen, die er von de Bruijn bekommen hatte – die besseren Erkenntnisse zuließen und ihr epistemischer Status deshalb von ihm hoch eingeschätzt würde. La Croze fuhr fort zu schreiben, dass das Ganze – damit meinte er die keilförmigen Schriftzeichen – eine Beziehung zu den alten chinesischen Charakteren zu haben scheine, bei denen auch das Arrangement der Linien auf bestimmte Art und Weise den Schlüssel bildete. Er, La Croze, halte diese Zeichen weder für Buchstaben noch für magische Zeichen, sondern für alte Hieroglyphen, ähnlich den chinesischen.

Mit dieser Meinung stand La Croze im Gegensatz zu Leibniz, der wiederholt seine Überzeugung geäußert hatte, es handele sich bei den keilförmigen Schriftzeichen um alphabetische – und auch zu Cuper, der sich in dieser Sache Leibniz ja angeschlossen hatte. La Croze beschloss den Absatz mit der Aussage, er habe vor, sich dieser Sache in seiner Freizeit zu widmen. Obwohl er sich nicht damit brüsten wolle, das – er meinte damit wohl eine Entzifferung der keilförmigen Schriftzeichen – zu schaffen, schade es doch nicht, es zu versuchen.<sup>314</sup>

313 „Je passe maintenant à votre dernière lettre. L' inscription de Persepolis ne m'étoit pas inconnue. Mr. Thévenot et Mr. Hyde l'ont déjà donnée au public, mais votre copie paroît plus exacte que la leur;“ La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

314 Cela a beaucoup de rapport aux anciens caractères Chinoises, dont l'arrangement des lignes est en quelque manière le clef. Ce ne sont, à ce que je crois ni lettres, ni caractères Magiques, mais des Hieroglyphes anciens approchans de ce de la Chine. J'ai resolu d'examiner un peu cela et à loisir;

La Croze interessierte sich im Folgenden dann noch für die andere Inschrift, die Cuper von Witsen bekommen hatte und in diesem Zusammenhang auch für das palmyrenisch-aramäische Alphabet. Er schrieb, er könne der Interpretation Rhenferds der palmyrenischen Inschrift nichts hinzufügen und er hoffe, dass Rhenferd sie bald publizieren und auch so gravieren lassen möge, wie es sein solle. Er glaube, so La Croze, wenn man die Großbuchstaben des Alphabets der Mandäer finden könnte, würde auch mehr Licht auf die palmyrenischen Buchstaben fallen. Thévenot habe eine Probe dieses Alphabets der Mandäer, welche Überreste der persischen Manichäer seien, in seinen Reisen abgedruckt.<sup>315</sup>

La Croze schrieb dazu weiter, die syrischen und palmyrenischen Buchstaben seien sehr hart – er verwies damit wohl auf fehlende Ligaturen – gewesen und daher wenig geeignet zum Schreiben, weshalb man sie einem langsamen Wechsel unterzogen habe. Der erste Typ, der diesem Wechsel entsprang, sei die sogenannten *Estrangelo* Schrift gewesen, die einfacher und bequemer zu schreiben gewesen sei, weil die Buchstaben stärker verbunden gewesen seien. La Croze verwies auf die Wortbedeutung von *Estrangelo*, welche aus dem Griechischen abgeleitet sei und für „Verbindung“ stehe. Dabei sei es nicht erstaunlich, dass, seit den Eroberungszügen Alexanders des Großen, im Syrischen Wörter griechischen Ursprungs vorkämen.<sup>316</sup> Im Gegensatz zu La Crozes' Theorie wurde die *Estrangelo* Schrift

---

quoique je ne me flatte pas d'y reussir, *nihil tentasse nocebit*. La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

315 „Je ne saurois rien dire de l'explication, que Mr. Rhenferd donne à l'Inscription Palmyrienne. J'espère qu'il donnera le tout au public et qu'il fera graver l'inscription telle, qu'elle doit être. Si on pouvoit trouver les Majuscules de l'ancien Alphabet des Mendaïtes, je suis comme persuadé qu'elles donneroient beaucoup de lumière pour la lecture des lettres Palmyreniennes. Mr. Thévenot a donné dans le recueil de ses voïages l'alphabet de ces Mendaïtes, qui sont des restes des anciens Persans.“ La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

La Croze war der Meinung, dass diese Buchstaben – er meinte die mandäischen – die ältesten syrischen seien, da alle persischen Kirchen ihre Liturgie auf syrisch durchgeführt hätten. La Croze deutete in dem Brief darauf hin, dass die Mandäer Überreste der persischen Manichäer gewesen seien, was aus heutiger Sicht anders zu beurteilen ist. Der Manichäismus war, ähnlich wie der Mandäismus ein stark vom Gedankengut der Gnosis beeinflusster Offenbarungsglaube, dessen Gründungsfigur der im 3. Jh. n. Chr. lebende Perser Mani war. Mani lebte unter dem zoroastrisch geprägten Sassanidenherrscher Schapur I, der ihn seine Lehre im Perserreich verbreiten ließ. Der Kölner Mani-Kodex, eine griechische Pergamenthandschrift aus Ägypten, die in den 1960'er Jahren in der Kölner Papyrussammlung entdeckt wurde, enthielt eine spätantike Biographie dieses Religionsstifters. Aus ihr ging hervor, dass Mani früher – wie auch sein Vater – den *Elkesaiten*, einer frühchristlichen Täufergemeinschaft angehört hatte. Vor der Entdeckung des besagten Papyrus dachte man, und das spiegelt sich wohl auch in der Äußerung von La Croze, dass der Vater Manis und er selbst Teil einer urmandäischen Gemeinde gewesen waren und dadurch enge Verknüpfungen zwischen manichäischen und mandäischen Riten bestanden hatten. Mani galt auch als der Erschaffer einer eigens für das Mittelpersisch erfundenen Schrift auf der Basis der palmyrenisch-aramäischen Schriftzeichen. Vgl. Rudolph, Kurt: Die Mandäer, Göttingen 1960.

316 „Comme ces lettres Syriaques ou Palmyreniennes étoient fort dures, et peu propres pour la Tachygraphie, il y a de l'apparence qu'on les changea, et que le premier changement fut en ces lettres qu'on appelle Estrangules, c'est à dire, si je ne me trompe plus commodés et plus expeditives, parce qu'elles sont plus liées. Car je crois que vient du Grec [...], qui a comme vous savez ce sens-là dans les auteurs Grecs: ce qui ne doit pas vous surprendre. Puis que vous n'ignorez pas qu'il s'est mêlé un grand nombre de mots Grecs dans la langue Syriaque, depuis les conquêtes d'Alexander et de ses successeurs.“ La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

später als älteste Variante der syrischen Schrift erkannt, aus der sich ab dem 5. Jh. v. Chr. der östliche nestorianische und der westliche jakobitische Schreibstil entwickelten.<sup>317</sup>

Es gebe, so La Croze, weiterhin keinerlei Zweifel daran, dass die syrischen Buchstaben sich mehrere Male verändert hätten. Er zitiere dazu die syrische Grammatik von André Masius<sup>318</sup>, der geschrieben habe, dass früher sich die Buchstaben der Syrer von jenen, in denen die Sprache der Hebräer geschrieben wurde, in nichts unterschieden. Die eleganteren Charaktere jener Form, wie sie im Jahrhundert des Esra benutzt wurden, hätten sich leicht erhalten. Das Volk aber, welche diese Charaktere ständig zum Schreiben benutzt habe, habe diese allmählich verändert, um in größerer Geschwindigkeit schreiben zu können und das Volk glich sie – die Buchstaben – auch einem angenehmeren Duktus an.<sup>319</sup>

La Croze fasste schlussfolgernd zusammen, die syrischen Buchstaben hätten folgende Veränderungen durchgemacht: Erst glichen sie den hebräischen, dann den palmyrenisch-aramäischen, dann den *Estrangelos* und schließlich der Schreibschrift – syrisch-aramäisch – von heute.<sup>320</sup> La Croze argumentierte damit, wie auch schon Rhenferd vor ihm, dafür, dass die palmyrenisch-aramäischen Buchstaben keinesfalls älter als die hebräischen sein konnten. Auch er schien also der These einer göttlich inspirierten Entstehung der alphabetischen Schrift anzuhängen, die für ihn mit der Annahme einherging, dass hebräisch die älteste – alphabetische – Schrift war. Dass La Croze dabei die persepolitische Keilschrift als hieroglyphische Schriftzeichen einschätzte und sie mit den chinesischen in Verbindung brachte, erweiterte den Denkraum zur Entstehung von Schrift und Wissenschaft im Rahmen der alttestamentarischen Narrative um einen entscheidenden Faktor, wie im nächsten Themenkomplex noch klarer ausgeführt wird. La Croze schloss den Brief mit der Wertschätzung der reichen Entdeckungen aus den persischen Monumenten und der Hoffnung, dass Cuper diese auch an de Bruijn weitergeben möge, damit jener sie in seiner Arbeit drucken könne.<sup>321</sup>

317 Vgl. Lazar, Elias. *Syrischer Wegweiser zur Beförderung des syrischen Sprachstudiums* (Erster Teil), Lemberg 1851.

318 Masius, Andreas. *Grammatica linguae syriacae, inventore atque auctore Andrea Masio*, Antwerpen 1571.

319 „Il n'y a point bien de douter que les lettres Syriaques n'aient changé plusieurs fois. André Masius un des plus savants hommes de son tems le soutient comme une chose certaine au commencement de sa Grammaire Syriaque. Voici ses propres paroles: *Fuit ergo aliquando tempus cum...literae Syrorum ab illis quibus nunc Hebraeorum lingua scribitur nihil differrent: et enim elegantiores illi formae characteres quibus Ezdrae saeculum utebatur...facile conservati sunt. Sed vulgus eos assiduo scribendi usu, ut sit in praecipiti celeritate paulatim demutavit nonnihil; atque ad faciliores ductus accomodavit.*“ La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

320 „Il s'ensuit de la que les lettres ont passé par ces changemens-ci. Premièrement elles ont été semblables aux Ebraïques, ensuite aux Palmyreniennes, apres cela aux Estrangules, enfin auy lettres courantes d'aujourd'hui.“ La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

321 „Je ne m'arrêterai point, Monsieur, à ce que vous me mandez sur les riches découvertes que vous avez faites sur les monumens Persans. Je ne saurois que les approuver et les admirer. Je souhaiterois bien que

## 2.7 Die Entstehung der alphabetischen Schrift im biblischen Kontext

In der nun folgenden Episode geht es um die Frage nach der Entstehung der alphabetischen Schrift innerhalb einer biblisch geprägten Narrative. Dieses Teilkapitel ist dabei einerseits Teil des hier beschriebenen antiquarischen Themenkomplexes. Gleichzeitig steht es aber in einer besonderen Verbindung zum geschilderten Denkraum von sprachwissenschaftlichen Überlegungen im Rahmen einer alttestamentarisch geprägten Narrative.

Im Brief vom 7. August 1710 berichtete Cuper an Leibniz, er habe von zahlreichen herausragend gelehrten Männern Briefe empfangen, die mit ihm über ihre intensiven Studien gestritten hätten. Cuper schrieb weiter, es seien Einige unter den Gelehrten, die entweder Mose oder Gott selbst für den Erfinder des Alphabets, das auf den heiligen Gesetzestafeln geschrieben stünde, hielten. Cuper referierte hier auf die Meinung, die von vielen seiner Zeitgenossen vertreten wurde und nach der die Entstehung der – alphabetischen – Schrift nur durch unmittelbares göttliches Eingreifen, wie es in der Verkündung Mose geschah, möglich war.<sup>322</sup> Cuper fuhr fort, er könne diesem Urteil nicht zustimmen und er habe über diese Frage sehr viel mit den Gelehrten Ottius, Sperling, Meyer und anderen diskutiert. Letzterer, also Meyer, habe seinem (Cupers) Urteil am Ende zugestimmt. Dieses Urteil sehe er, wenn er sich nicht vollends täusche, sowohl aus verschiedenen neuen Argumenten – damit bezog er sich wohl auf solche, die aus einer historischen Kontextualisierung der Bibel, wie sie Grotius und Simon während des 17. Jahrhunderts betrieben hatten, her stammten – als auch durch solche aus der Heiligen Schrift bestärkt. Cuper fuhr fort, er wolle alles, was in den verschiedenen Briefen verteilt sei und was ihm nur mal hier und mal da in den Sinn gekommen sei, zu Einem verbinden, wenn ihm nur seine Beschäftigungen in der Republik<sup>323</sup>, von denen viele zu diesem Zeitpunkt sehr dringend seien, dies erlauben würden.<sup>324</sup>

---

vous les donnassiez à Mr. de Bruyn afin qu'il les imprimât dans son nouvel ouvrage, et que tout le monde en pût profiter." La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

322 Dieser Meinung hing auch Louis Bourguet an. Vgl. Teilkapitel 2.1: Die keilförmigen Schriftzeichen von Persepolis.

323 Er bezieht sich dabei wohl auf seine Tätigkeiten für die holländischen Generalstaaten, also die politische Republik, nicht die Gelehrtenrepublik.

324 „Et certe a variis eruditione praestanti viris literas accepi, qui de interioribus studiis mecum agunt; inter eos sunt qui Mosen faciunt alphabeti inventorem, vel ipsum Deum, scriptis in tabulis lapideis decem sanctissimis praeceptis; sed ego illi sententiae manus dare non possum; disputavi quae multis ea in re cum viris doctissimis, Ottio, Sperlingio, Meyero, aliis; quorum tamen ultimus concedit in meam sententiam, quam ego variis, iisque novis atque ex ipsa S.S. petitis argumentis puto me, nisi plane fallor, firmasse. Omnia illa quae in diversis literis sparsa sunt, modo enim illud, modo aliud venit mihi in mentem, in unum colligam, si modo occupationes Reip., quae complures gravissima hac tempestate sunt, istud

Am 15. Oktober 1710 schrieb Cuper seine Meinung über den Ursprung der Schrift auch an La Croze, sogar ausführlicher als er dies im Brief zwei Monate zuvor an Leibniz getan hatte.<sup>325</sup> Er begann den Absatz mit der gleichen Aussage wie zuvor, nämlich dass er mit mehreren Gelehrten über den Erfinder der Buchstaben des Alphabets gesprochen habe und sie alle glaubten, dass es Mose oder Gott selber gewesen sei, der das Alphabet durch das Schreiben der zehn Gebote mit eigener Hand erfunden habe. Er, so Cuper weiter, glaube das jedoch so nicht. Er habe diese These sogar mithilfe der Heiligen Schrift selbst zu widerlegen versucht, wobei auch die samaritanischen und jüdischen – hebräischen – Buchstaben eine Rolle spielen würden, erklärte Cuper. Er schloß sich dabei der weiter oben bereits mehrmals formulierten, u.a. von Bernard vertretenen These an, dass ein phönizisches und ein samaritanisches Alphabet vor dem hebräischen bestanden hätten. Damit wurde freilich nicht die alttestamentarische Narrative an sich in Frage gestellt, sehr wohl aber die theologische Relevanz von Stellen wie der Benennung der Tiere durch Adam und der Verkündung der zehn Gebote – und damit der ersten alphabetischen Schrift – durch Mose.

Es gebe verschiedene Gründe, fuhr Cuper fort, die ihn glauben ließen, erstere – die samaritanischen Buchstaben – seien älter als letztere – die hebräischen Buchstaben – die man als eckige bezeichnet und die die Juden bis heute benutzen würden. Er, Cuper, spreche dabei jedoch nicht von den Argumenten, derer sich die Gelehrten oft mit einer gewissen Hitze bedient hätten, sondern von einem Argument, das ihm sehr schlüssig erscheine und das ihm die Möglichkeit gebe, einen bemerkenswerten Fehler verschiedener Gelehrter aufzudecken, zu denen er auch Grotius zähle.<sup>326</sup>

Mit den Argumenten der Gelehrten meinte Cuper wiederum die u.a. von Edward Bernard und auch dem erwähnten Grotius, dessen Werk im 17. Jahrhundert maßgeblich zu einer historischen Kontextualisierung der Bibel beigetragen hatte, die Anhänger der These, die samaritanische Sprache und Schrift seien älter als die hebräische. In der Bibel wurden die Samaritaner nur wenige Male als Gemeinde, die sich von den orthodoxen

---

permittunt.“ Cuper – Leibniz 7. August 1710 in: Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe (Reihe 1, allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel), Transkriptionen 1710.

325 Vgl. Cuper – Leibniz 7. August 1710 in: Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe (Reihe 1, allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel), Transkriptionen 1710.

326 „J'ai disputé avec quelques scavans sur le premier Inventeur des Lettres de l'Alphabet; ils croient que Moyse, ou Dieu même en écrivant de son doigt les dix commandemens, en est l'Auteur; je ne puis croire cela, et j'ai taché de refuter cette opinion par la Sainte Écriture même: les Lettres Samaritaines et Juives y ont aussi leur part; car il y a diverses raisons, qui m'obligent presque de croire que les premières sont plus anciennes, que les dernières, qu'on nomme quarrées, et dont se servent les Juifs d'aujourd'hui. Je ne parlerai pas des argumens, dont les Scavans se sont servis, même avec chaleur, mais d'un qui me semble fort concluant et qui me donnera occasion, de découvrir une faute remarquable de divers scavans, et entre autres du fameux Grotius.“ Cuper – La Croze 15. Oktober 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Juden unterschied, erwähnt. Deshalb musste man sich, wenn man sich für ihre Tradition interessierte, auf andere, außerbiblische Quellen stützen. Im Hintergrund dieses Interesses stand die historische Überlieferung der Samaritaner, die seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem im 6. Jh. v. Chr. als eigenständige Gemeinde in Erscheinung getreten waren. Sie sahen sich als abstammend von *Abisha*, dem Sohn des *Pinchasus*, dem Sohn des *Eleazar*, der nach dieser Lesart wiederum in direkter Linie von Mose abstammte. Die englischen Kapläne Bernard, Marshall und Halifax fertigten nach ihren Begegnungen mit lebenden Samaritanern eine lateinische Übersetzung des samaritanischen Pentateuchs an, den sie für die älteste Version der Bücher Mose hielten. Deshalb sahen sie auch die samaritanische – und damit im Zusammenhang auch die phönizische, die der samaritanischen sehr ähnlich war – Sprache und Schrift als eine Art proto-Hebräisch.<sup>327</sup>

Cuper schien dieser Lesart zuzustimmen, wollte sie jedoch – er hatte ja erwähnt, dass er nicht mit der Hitze mancher Gelehrter argumentieren wolle, womit er wohl auf die erwähnte theologische Brisanz der Frage hindeutete, ob die samaritanische Schrift und Kultur älter als die hebräische sei und somit nicht Mose oder Gott selber die Erfinder des Alphabets seien – direkt mithilfe des biblischen Textes untermauern, wie er das auch schon bei der Episode über die Erbauung von Persepolis getan hatte. Dabei schloss er sich jedoch nicht einer orthodox - theologisch geprägten Bibelinterpretation an, nach der die Erfindung der Buchstaben durch Mose Verkündung der 10 Gebote stattgefunden habe. Das war auch der Grund, warum er angekündigt hatte, dass seine eigene Argumentation sich aus neuer – also der historischen Bibelkritik – und solcher, die direkt aus der biblischen Schrift stammten, zusammensetzte und sich so von derjenigen anderer Gelehrter unterschied.

Cuper schrieb, La Croze wisse wohl ohne Zweifel, dass die Gelehrten der orientalischen Sprachen einhellig den Namen der Stadt *Dabir* oder *Cariath Sepher*, von der in Josua I, 15 und Richter I, 2 die Rede sei, mit der Stadt der Buchstaben verbinden würden. So könne man auch in der Vulgata von *Dabir*, die früher *Cariath Sepher* genannt wurde, als Stadt der Buchstaben lesen, schrieb Cuper weiter. Er fuhr fort, dass wirklich alle Kommentatoren darin übereinstimmten und geschrieben hätten, dass die Stadt auch *Kirjath-Sanna* oder Stadt der Lehre oder des Gesetzes genannt werde.<sup>328</sup> Wenn diese Stadt, so Cuper weiter,

327 Vgl. Zwierlein, Cornel: *Imperial Unknowns. The French and the British in the Mediterranean 1650-1750*, Cambridge 2016. pp. 118-163.

328 „Vous savez sans aucun doute, Monsieur, que les Scavans en Langues Orientales expliquent unanimement le nom de la Ville Dabir ou Cariath Sepher, dont est fait mention Jos. I, 15 et Jud. I, 11 une Ville de Lettres. [...]. La Vulgate nous donne *Dabir quae prius vocabatur Cariath Sepher, id est Civitas Literarum*. Tous les commentateurs en tombent d'accord et disent, qu'elle a été aussi nommée Kirjath-Sanna, urbs doctrinae seu legis;“ Cuper – La Croze 15. Oktober 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper*

schon vor der Zeit Josuas als Stadt der Buchstaben, der Gelehrsamkeit, der Archive, als ein Gymnasium also, gegolten habe, dann folge notwendigerweise daraus, dass Mose nicht der Erfinder des Alphabets sein könne. Der Grund dafür sei, so Cuper, dass die Kanaanäer es von den Juden gelernt haben müssten, die jedoch zu dieser Zeit in der Wüste umherirrten und außerdem ihre – gemeint sind die Kanaanäer – eingeschworenen Feinde waren.<sup>329</sup>

Cuper behauptete also, dass, nachdem in der biblischen Geschichte, als von der Eroberung der heidnischen Stätten Kanaans durch das Geschlecht Juda in den Büchern Josua und Richter die Rede war, besagte Stadt der Wissenschaften erwähnt worden war, dort bereits damals, und damit vor der Verkündung der zehn Gebote von Mose, ein Alphabet – eben ein kanaanäisches aus phönizischen Buchstaben – existiert haben müsse. Cuper wollte darauf hinweisen, dass in Kanaan bereits vor der Ankunft des Volkes Israel nach dessen 40-jährigem Umherirren in der Wüste eine alphabetische Schrift existiert hatte, von der er annahm, dass es die phönizische war. Darin stimmte er mit Gelehrten wie Bernard überein. Kanaan galt neben Sidon und Tyros als Teil von Phönizien und die kanaanäische Schrift war für Zeitgenossen gleichzusetzen mit der phönizischen. In diesem Gebiet trugen viele Orte die Vorsilbe *Cariath*, welches einfach *Stadt* bedeutete, was den Namen der Stadt *Cariath Sepher* erklärte.<sup>330</sup> Die kanaanäische Schrift war für Zeitgenossen gleichzusetzen mit der phönizischen.

Cuper fuhr fort zu schreiben, dass Kadmos die phönizischen Buchstaben zu dieser Zeit – also während der Ankunft des Volkes Israel in Kanaan – nach Griechenland gebracht habe und dass sie – gemeint sind wohl die Buchstaben – beinahe dieselben Namen gehabt hätten wie die hebräischen. Außerdem hätten die alten griechischen Buchstaben sehr viel Ähnlichkeit mit den samaritanischen, woraus er, Cuper, schließe, dass diese – die samaritanischen Buchstaben – über die hebräischen gesiegt hätten.<sup>331</sup> Cuper nahm also an, dass die samaritanischen Buchstaben die ersten seien, die aus den phönizischen hervorgegangen waren und daher älter als die hebräischen und dass aus ihnen schließlich

(deuxième Édition), Amsterdam 1755.

329 „Or si cette ville avant le temps de Josue a été nommée une Ville de Lettres, d'érudition, d'archives, un Gymnasium, ou comme vous voudrez, il s'ensuit nécessairement, que Moyse ne peut pas avoir été Auteur et de l'Alphabet, étant impossible que les Cananéens les aient pu apprendre des Juifs, errants dans les desertes, et leurs ennemis jurez. Ils ont donc eu des Lettres;“ Cuper – La Croze 15. Oktober 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

330 Vgl. Baumgarten, Siegmund Jacob. *Übersetzung der Allgemeinen Welthistorie, die in Engeland durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden* (Fünfte Teil). Halle 1755, S. 195.

331 „Cadmus les a apportées dans ce temps-là dans la Grèce ; elles ont les mêmes noms presque que celles des Hebreux, et les anciennes Lettres des Grecs ont beaucoup de rapport aux Lettres Samaritaines, d'où j'ose conclurre, qu'elles l'emportent sur les Hebraïques;“ Cuper – La Croze 15. Oktober 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.



auch die griechischen Buchstaben hervorgegangen seien.

Das wäre auch mit der aktuellen Forschung gut vereinbar, welche die phönizischen und althebräischen Alphabete sowohl als Grundlage der aramäischen – aus der sich dann wiederum die hebräische „Quadratschrift“ ableitete – als auch der griechischen Schrift betrachtet.<sup>332</sup> Zu Cupers Zeit hatte eine solche Annahme jedoch sehr viel weitreichendere Konsequenzen. Denn mit einem hohen Alter der griechischen Schrift war auch die Annahme verbunden, dass die griechische Philosophie der hebräischen gleichwertig, oder, so meinten viele, überlegen sei.<sup>333</sup> Dies war ja aufgrund der Quellenüberlieferung der maßgeblichen und einflußreichen griechischen philosophischen Werke, denen eigentlich nur die hebräische Kabbalah gegenüberstand<sup>334</sup>, nicht weiter verwunderlich.

Daraus folge, so schrieb Cuper weiter im Brief, dass Abraham und seine Nachfolger dieselben – phönizischen – Buchstabennamen – also das phönizische Alphabet – angenommen hätten, zumindest wenn man davon ausgehe, dass ähnliche Buchstaben auch bei den Chaldäern benutzt wurden. Cuper ging also davon aus, dass bereits vor Mose die phönizische Schrift vom biblischen Stammvater Abraham benutzt worden war. Es sei schließlich außer Zweifel, so beschloß Cuper den Absatz, dass Kadmos die Namen der Buchstaben nicht von den Hebräern oder Juden genommen habe, sondern sie ihm zuvor bekannt gewesen seien.<sup>335</sup>

Kadmos, bekannt als Ahnherr der Spartaner und Begründer von Theben, galt als Überbringer des ersten Alphabets von seiner ursprünglichen Heimat Phönizien nach Griechenland.<sup>336</sup> Cuper brachte diese Geschichte, die, wie erwähnt, auch eng mit der Entstehung der griechischen Philosophie zusammenhing, zusammen mit der alttestamentarischen Narrative und mit der Theorie Bernards, nach der das samaritanische und dann auch hebräische Alphabet ebenfalls aus der phönizischen Schrift abgeleitet war.

Cuper brachte also diesen von Herodot aufgegriffenen Überlieferungsmythos in

332 Vgl. Finkelstein, Israel; Sass, Benjamin: *The West Semitic Alphabetic Inscriptions. Late Bronze II to Iron IIA. Archeological Context, Distribution and Chronology in: Hebrew Bible and Ancient Israel* 2, (2013), pp.149-220.

333 Vgl. Zedelmaier, Helmut: *Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2003. S. 96-131.

334 Zur Rolle der jüdischen Kabbalah in der Frühen Neuzeit vgl. Schmidt-Biggemann, Wilhelm: *Philosophia perennis – Historische Umrisse abendländischer Spiritualität in Antike, Mittelalter und Früher Neuzeit*, Frankfurt a. Main 1998. S. 93-129.

335 „et il s'ensuit aussi qu'Abraham et ses descendants ont adopté ces mêmes noms et caractères, à moins qu'on veuille soutenir que de semblables noms ont aussi été en usage chez les Chaldéens; car il me semble que c'est une chose incontestable, que Cadmus n'a pu prendre les noms des lettres des Hebreux ou Juifs; mais ils y ont été connus auparavant.“ Cuper – La Croze 15. Oktober 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

336 Vgl. Wissowa, Georg: Kadmos in: Wissowa; Kroll (Hg.): *Paulys Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft* (Bd. 20), Stuttgart 1919. Herodot, *Buch* 5, 58-63.

Übereinstimmung mit der in der Bibel erwähnten Gelehrtenstadt *Cariath-Sepher*. Die erwähnten Ereignisse werden dabei chronologisch vor der Verkündung der zehn Gebote um ca. 1500 v. Chr. verortet. Es handelt sich dabei also um die Zeit, für die es lediglich die fünf Bücher Mose als Quellen gab, die im Übrigen kaum Möglichkeiten boten, die dort geschilderten Ereignisse chronologisch zu verorten – und deren historischer Status dadurch – v.a. im Zusammenhang mit den geschilderten antiquarischen Problemlagen um 1700 – ein epistemisch unklarer war. Umso mehr Bedeutung hatte es für Zeitgenossen um 1700, wie die in dieser Arbeit geschilderte Konstellation, den Status der hebräischen Schrift und damit im Zusammenhang, der hebräischen Philosophie, im Vergleich zu den anderen Kulturen der Zeit zu definieren.

Als Antwort schrieb La Croze am 12. November 1710 an Cuper, er habe bis jetzt geglaubt, Gott habe dem Menschen das Schreiben beigebracht. Er fuhr fort, wenn er über die wunderbare Kunst nachdenke, die sich so fleißig damit beschäftige, die Töne der Stimme in ihre nicht wahrnehmbaren Elemente, aus der sie zusammengesetzt sind, zu zerlegen, dann scheine es ihm, dass es doch eher das Vermögen des menschlichen Geistes übersteige, solch eine Entdeckung zu machen. La Croze verwehrte sich an dieser Stelle also offensichtlich einer durch die historische Untersuchung der alttestamentarischen Narrative hergeleiteten Argumentation, wie sie Cuper betrieb und glaubte, wie weiter oben bereits klar wurde, an ein göttliches Eingreifen bei der Erfindung der Schrift. Das Wort *Sepher*, so La Croze weiter, sei im Hebräischen doppeldeutig, da es nicht nur für Buchstaben stehe, sondern auch für Zahlen oder Erklärungen.<sup>337</sup> Damit wollte La Croze wohl darauf hinweisen, dass *Cariath Sepher* nicht unbedingt *Stadt der Buchstaben* bedeuten müsse und deshalb nicht unbedingt mit der Erfindung der – alphabetischen – Schrift in Verbindung stand.

Im Folgenden ging La Croze auf die Natur der Buchstaben ein, wobei seine Argumentation sich deutlich von der Cupers unterschied. Er schrieb, wenn man es zulassen wolle, dass in den Passagen, die Cuper zitierte, tatsächlich von wirklichen Buchstaben gesprochen wurde, könne es durchaus sein, dass damit Hieroglyphen ähnlich den ägyptischen gemeint seien, die offensichtlich älter seien als die Erfindung des Alphabets.<sup>338</sup> Wie bereits erwähnt, brachte La Croze hier ein Argument ins Spiel, das den

<sup>337</sup> „J'ai toujours cru jusqu'à présent que Dieu qui a enseigné l'homme à parler, lui a aussi enseigné l'Ecriture. Quand je considere l'art merveilleux qui divise si industrieusement les sons de la voix dans les élemens imperceptibles dont ils sont composez il me paroît qu'il est au dessus de la portée de l'esprit humain d'avoir fait une telle découverte. Le mot *sepher* est équivoque en hebreu, il signifie non seulement des lettres, mais encore des nombres, des explications etc.“ La Croze – Cuper 12. November 1710 (KB Den Haag 72 G 18-19).

<sup>338</sup> „Mais quand on voudra admettre qu'il signifie dans les passages que vous citez des lettres veritables, il se pourra faire que ces lettres aiant été des Hieroglyphes semblables à ceux des Égyptiens, qui

Denkraum zu Sprachfragen im Rahmen der biblischen Frühgeschichte um einen zentralen Aspekt erweiterte. Er war der Meinung, dass es zwar vor Mose schon Buchstaben wie z.B. ägyptische, altchinesische oder keilförmige Schriftzeichen gegeben habe, diese aber ihrer Natur nach nichts mit einer Lautschrift zu tun gehabt hätten, sondern Hieroglyphen – also Zeichenschriften – gewesen seien.<sup>339</sup>

La Croze zitierte dazu Lukan, ließ aber bezeichnenderweise die ersten beiden Zeilen des Verses weg, in denen es heißt, dass die Phönizier die Ersten gewesen seien, die aus groben Formen permanente Klänge – also eine alphabetische Lautschrift – produzieren konnten.<sup>340</sup> La Croze hielt es womöglich für unwahr, dass die Phönizier die Ersten gewesen seien, die ein Alphabet im Sinne einer Lautschrift benutzten. Vielleicht zitierte er deshalb Lukan, wo es heißt, dass man bereits lange bevor man in Memphis überhaupt wusste, wie man aus Schilf Papyrus herstellte, darauf zurückgeworfen war, durch das in Stein Meißeln von Vögeln und wilden Tieren die Rede der Weisen zu bewahren.<sup>341</sup> (Vgl. Abb. 16)

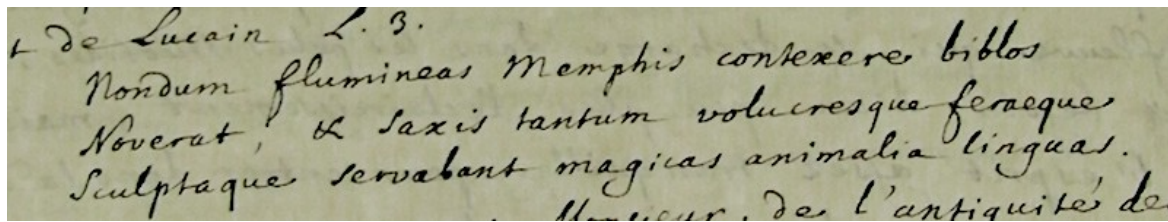


Abbildung 16: Zitat aus Lukans *De bello civili*, abgedruckt im Brief von Cuper an La Croze, 12. November 1710.

Durch das Weglassen der ersten beiden Zeilen lenkte La Croze die Bedeutung des Zitates weg von den Phöniziern, hin zu einer alten ägyptischen Weisheit. Diese hatte bereits vor Mose existiert und sich in der hieroglyphischen Schrift dadurch gezeigt, dass sie besonders genau die Formen der Natur in geschriebene Symbole umsetzen konnte. Der Unterschied zu der von Mose verkündeten, alphabetischen, Schrift bestand dabei für La Croze darin, dass die alten ägyptischen Schriftzeichen nicht vom gemeinen Volk benutzt oder verstanden wurden, sondern nur von einer kleinen Priesterkaste.<sup>342</sup> La Croze

apparemment sont plus anciens que l'invention de l' Alphabet." La Croze – Cuper 12. November 1710 (KB Den Haag 72 G 18-19).

339 Vgl. Teilkapitel 2.1: Die keilförmigen Schriftzeichen von Persepolis.

340 Lukan, *de bello civili* 3.220-4.

341 „Nondum flumineas Memphis contexere biblos noverat, et saxis tantum volucresque feraeque sculptaque servabant magicas animalia linguas.“ La Croze – Cuper 12. November 1710 (KB Den Haag 72 G 18-19).

342 Zum Konzept der doppelten Religion vgl. Assmann, Jan: Das Geheimnis der Wahrheit – Das Konzept der „doppelten Religion“ und die Erfindung der Religionsgeschichte in: Archiv für Religionsgeschichte 3 (2000), S. 104-138. App, Urs: The Birth of Orientalism, Philadelphia 2010. pp. 1-15.

fuhr fort, er stimme mit Cuper überein, was das Alter der samaritanischen Buchstaben betreffe<sup>343</sup>, wobei er sich auf Cupers Aussage bezog, dass das samaritanische Alphabet älter sei als das hebräische. Dies nahm er jedoch unabhängig von den anderen Argumenten, die Cuper zur historischen Kontextualisierung der Bibel eingebracht hatte, an, denn La Croze ging nicht weiter auf die historische Rolle des Phönizischen als Ursprung des samaritanischen und hebräischen Alphabets ein.

Es scheine ihm außerdem, so La Croze, dass es eine auffällige Beharrlichkeit gebe, sich den zahlreichen Beweisen zu widersetzen, auf denen die Gedanken Cupers beruhten, obwohl doch sogar der Talmud, Origines und Hieronymus diese bestätigten.<sup>344</sup> Es ist anzunehmen, dass La Croze an dieser Stelle die von Cuper angeführten Bibelstellen meinte. Dabei schloss sich La Croze jedoch nicht den von Cuper daraus gezogenen Schlüssen an und wollte wohl, wie viele andere, nicht an einer Erfindung der Buchstaben durch Gott oder Mose rütteln.

Offenbar hatte Cuper den letzten Brief von La Croze, den dieser am 12. November 1710 geschrieben hatte, eine Woche später noch nicht erhalten, als er diesem im Brief vom 19. November 1710 vorwarf, er vergesse ihn völlig. Da es, so schrieb Cuper, offensichtlich gegen La Croze's – sonst sehr lobenswerten Sitten verstoße, so lange nicht zu antworten, müsse er glauben, dieser sei erkrankt oder unpässlich durch irgendeinen Unfall. Er wisse, dass La Croze immer sehr viel zu tun habe, man könne jedoch immer einen kleinen Moment der Ruhe finden, um einem guten Freund zumindest Ciceros Worte zu schreiben, nämlich, dass es einem selber gut gehe und man daher hoffe, dass das auch bei dem Anderen so sei. Gerade das, beendete Cuper den Absatz, lasse ihn umso mehr glauben, La Croze sei durch etwas stark davon abgehalten, zu schreiben.<sup>345</sup>

Cuper hätte sich also von La Croze zumindest ein Lebenszeichen gewünscht und Gründe dafür, dass es ihm noch nicht möglich war, die letzten Briefe zu beantworten. Und La Croze, mit den Regeln der vertrauensvollen Kommunikation innerhalb des gelehrten Austauschs vertraut, war genau darauf in seinem Brief vom 12. November 1710 schon

343 „Au reste je conviens avec vous, Monsieur, de l' antiquité des lettres samaritaines.“ La Croze – Cuper 12. November 1710 (KB Den Haag 72 G 18-19).

344 „Il y a ce me semble de l'opiniâtreté à ne vouloir pas se rendre a la multitude des preuves sur lesquelles vôtre sentiment est établi. Tous les critiques sont pour vous: le Talmud même, Origene et St. Jérôme ont été de la même opinion.“ La Croze – Cuper 12. November 1710 (KB Den Haag 72 G 18-19).

345 „Vous m'oubliez entièrement, mon cher Monsieur, et puisque c'est contre votre louable coûtume de tarder si long-temps à repondre, je crains fort, que vous ne soyez malade, ou fort incommodé de quelque accident. Vous avez certainement beaucoup d'occupation, mais l'on peut toujours trouver un moment de repos, pour envoyer à un bon ami, ces mots de Cicéron, *si vales bene est, ego valeo*; c'est de là que ma crainte se redouble, que vous ne soyez fort incommodé.“ Cuper – La Croze 19. November 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Edition), Amsterdam 1755.

eingegangen, als er Cuper über seine zahlreichen Verpflichtungen in der königlichen Bibliothek informierte und sich somit zumindest indirekt entschuldigte.<sup>346</sup> Einmal mehr kann man hier beobachten, dass Cuper, wenn er Nachrichten und Informationen zu einem bestimmten Thema verbreitete, dafür auch Gegenleistungen erwartete und diese einforderte, wenn sie nicht schnell genug erfolgten.<sup>347</sup>

Im nächsten Brief vom 6. Dezember 1710 war Cuper, nachdem er offensichtlich La Crozes Brief vom 12. November 1710 erhalten hatte, wieder versöhnlicher gestimmt. Er dankte La Croze dafür, dass dieser seine Gedanken bezüglich des Alters der samaritanischen Buchstaben gutgeheißen habe, was offenbar in dieser Frage der kleinste gemeinsame Nenner der beiden war. Cuper fuhr fort, es sei richtig, dass das Wort *Sepher* auch Nummern bezeichne. Der gelehrte Sperling, so Cuper, habe ihm das auch mitgeteilt und dieser könne sich nicht von seiner Meinung losmachen, dass Gott dadurch, dass er Mose das Gesetz gegeben habe, zum ersten Erfinder der alphabetischen Buchstaben wurde und dass sich daraus alle anderen abgeleitet hätten. Diese Sache, so Cuper weiter, könne er keinesfalls gutheißen. Cuper betonte gegenüber La Croze nochmal seine abweichende Meinung, als er schrieb, er habe die Schwäche, zu glauben, besagte Stadt sei berühmt durch ihre Wissenschaftler, die Bücher und die Archive, welche die Phönizier bewahrten, und dass sie ihre Buchstaben nicht Mose und den Juden schuldeten.<sup>348</sup>

346 La Croze hatte diese Entschuldigung aufgrund seiner zahlreichen Verpflichtungen als königlicher Bibliothekar in Berlin noch ergänzt, um die Bemerkung, er würde von dort – gemeint ist Berlin – gerne weiter weg flüchten als die Sauromaten – also die Sarmaten in Sibirien – wohnten. „Ultra Sauromates fugere hinc libet“, genommen aus Juvenal, Satire 2. 1-3, wo der Satz zu Ende geführt wird...„quotiens aliquid de moribus audent qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt.“ La Croze erklärt hier seinen Fluchttrieb dadurch, dass dort diejenigen über Moral sprechen, welche die Curii (eine besonders dekadente und korrupte römische Adelsfamilie) imitierten und Bacchanalien feierten, womit er wohl auf den ihn betreffenden, vorhergehenden Streit an der Berliner Akademie abzielte.

347 Nora Gädeke hat dieses Einfordern am Beispiel von Leibniz und dessen Briefwechseln mit Residenten in verschiedenen Städten, aus denen er Informationen erwartete, aufgezeigt. Im Gegensatz zu der von mir betrachteten Briefkonstellation jedoch geschah dies bei Leibniz ohne nennenswerte Gegenleistung, da es sich im Sinne eines Patron-Klient Verhältnisses um niedriger gestellte Korrespondenzpartner handelte. Vgl. Gädeke, Nora: Leibniz lässt sich informieren. Asymmetrien in seinen Korrespondenzbeziehungen in: Herbst; Kratochwil (Hgg.): Kommunikation in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. Main, 2009. S. 25-47 Für die hier betrachtete Briefkonstellation ist aber auffällig, dass Cuper besonders oft und schnell Gegenleistungen im Sinne einer vertrauensbasierten Kommunikation einforderte. Es wurde bereits an anderer Stelle erwähnt, dass das auch mit seinem Status als besonders gut vernetzter „Broker“ innerhalb der untersuchten Konstellation für antiquarische Informationen aus außereuropäischen Gebieten zu tun hatte. Vgl. Chen, Bianca: Digging for Antiquities with Diplomats. Gisbert Cuper (1644-1716) and his social capital in: in: Republics of Letters 1,1 (2009)

348 „Votre Lettre m'a causé une si grand joye, que je suis incapable de l'exprimer et je vous en suis infiniment obligé; [...]. Il est vrai que le mot Sepher marque des nombres. Le scavant Mr. Sperling me l'a mandé aussi, et il ne se peut défaire de son opinion, que Dieu en donnant la Loi à Moyse, a été le premier inventeur des Lettres de l'Alphabet et que tous les autres Alphabets en sont venus, ce que je n'approuverai jamais, et j'ai la foiblesse de croire que la dite ville a été célébré par les Scavans, par les Livres ou les Archives, que les Pheniciens y gardoient et qu'ils ne doivent pas leur Lettres à Moyse ou aux Juifs;“ Cuper – La Croze 6. Dezember 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper argumentierte weiter, er sehe überhaupt keinen Grund dafür, dass sie – die Kanaaniter – ihre Buchstaben von jenen – den Juden – nehmen hätten wollen oder sollen. Diese waren schließlich ihre ausgesprochenen Feinde und die benannte Stadt – *Cariath Sepher* – sei bereits vorher – vor der Verkündung der zehn Gebote durch Mose und vor der Einwanderung der 12 Stämme Israels nach Kanaan – berühmt gewesen. Er glaube auch nicht, so Cuper weiter, dass diese Buchstaben Hieroglyphen gewesen seien, und er sei im Übrigen fest überzeugt davon, dass die Ägypter auch andere Buchstaben benutzt hätten und dass die Hieroglyphen nur unter den Priestern verwendet worden seien, wovon auch einige Väter berichten würden und so auch Diodorus von Sizilien. Er könne jedoch diese – damit meinte er Diodor und die Kirchenväter – im Moment nicht konsultieren, da er sich in seinem Landhaus befinde.<sup>349</sup>

Im Folgenden flaute das Thema des Ursprunges der alphabetischen Buchstaben ab, da La Croze in seinem nächsten Brief an Cuper vom 17. Januar 1711 dazu nichts mehr erwiderte. Es könnte, abgesehen davon, dass beide Briefeschreiber zu diesem Thema diametral gegensätzliche Meinungen vertraten, die sich nicht leicht zusammenbringen ließen, die große Fülle an Themen gewesen sein, die dazu führte, dass die Kommunikation dazu abrupt abbrach.

An dieser Stelle war der antiquarische Themenkomplex um die Ruinen von Persepolis persepolitische Keilschrift, zumindest fürs erste, beendet. Dies liegt zum Einen daran, dass wohl zu diesem Zeitpunkt alle aktuell abrufbaren Argumente, sei es durch das Heranziehen von Reiseberichten und Büchern, darunter auch dem biblischen Text selbst, sei es durch neue Bilder der Ruinen von de Bruijn, oder – im Zusammenhang damit – durch den Vergleich von Inschriften aus Palmyra und Persepolis.

Anhand des hier geschilderten Themenkomplexes zeigt sich, dass in den Briefwechseln gerne Argumente ausprobiert und in einer Kleingruppe zur Debatte gestellt wurden, eben im Gegensatz zu fertigen Werken. Durch die Nebeneinanderstellung von verschiedenen Werken und materiellen Funden entstand dabei neues Wissen.

Das Thema Persepolis wurde dabei im Kontext eines dahinter stehenden Denkraums zur Entstehung der Buchstaben im alttestamentarischen Kontext aufgebracht wie durch die Erwähnung von Bourguets geplantem Werk zum Ursprung der Buchstaben am Anfang

---

<sup>349</sup> „de plus je ne vois aucune raison qu'ils ayent pu ou voulu prendre d'eux, qui étoient leurs ennemis jurez, et avant qui la Ville nommée étoit déjà célébré. Je ne crois pas aussi que ces Lettres ayant été des Hieroglyphes, et je suis avec cela presque persuadé, que le commun des Égyptiens avoit aussi d' autres lettres, et que les Hieroglyphes étoient en usage parmi les prêtres, et il me semble que quelques pères ont avancé la même chose et que Diodore de Sicile en parle aussi; je ne les puis consulter, à cause que je suis à mon Tusculanum.“ Cuper – La Croze 6. Dezember 1710 (KB Den Haag 72 G 18-19).

der Debatte, was v.a. durch die letzte hier im Rahmen des Themenkomplexes beschriebene Episode klar wird.

### 3. Antiquarischer Themenkomplex 2 von 1708-1710: Sibirische Grabfunde und altchinesische Schriftzeichen

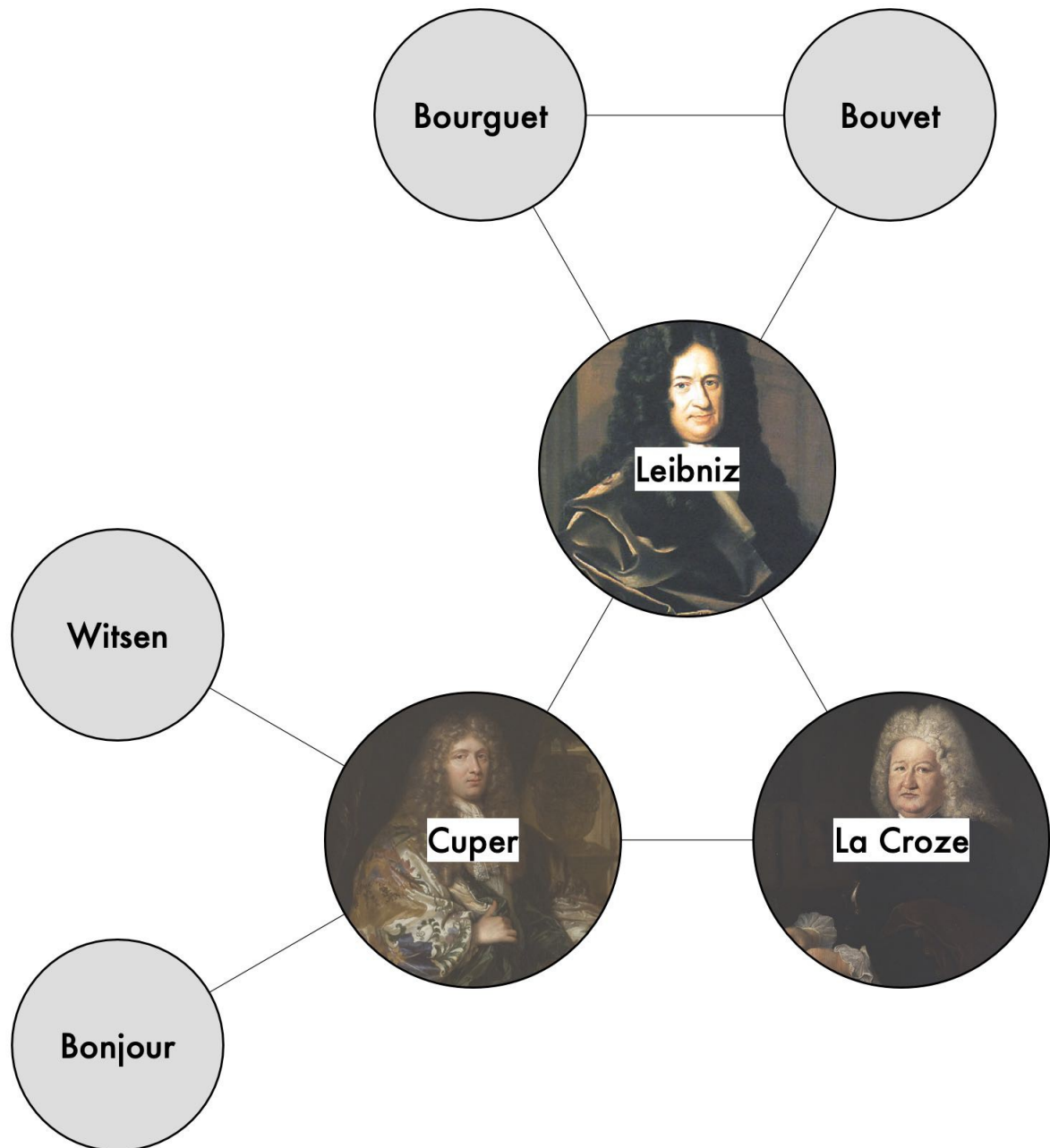


Abbildung 17: Konstellation zum Themenkomplex 2

Im zweiten antiquarischen Themenkomplex aus den Briefen von Leibniz, Cuper und La Croze geht es nun um Funde aus einem sibirischen Grab, darunter ein chinesischer



Handspiegel. Diese Funde lösten antiquarische Debatten zur antiken sibirischen Kultur aus, die zum Teil – über die auf einem ausgegrabenen Spiegel gefundenen chinesischen Schriftzeichen – sehr eng mit der chinesischen Geschichte verbunden waren. Zum Teil waren sie aber auch – über andere sibirische Funde wie Elefantenknochen – in einem anderen Kontext zu sehen, nämlich der Naturgeschichte Sibiriens. Auch hinter diesem Themenkomplex stehen Fragen zur Geschichte der Schrift und Sprache im alttestamentarischen Kontext, wie Bourguet sie im Index seines Werkes formuliert hatte, im Hintergrund der Debatten. In diesem Fall betreffen diese Fragen die Beschaffenheit von hieroglyphischen Zeichen, insbesondere der chinesischen Schrift, wie sie auf dem Handspiegel aus dem chinesischen Grab zu sehen war, die bereits vor der alphabetischen Schrift existierten. Im Rahmen der Grabfunde waren es darüber hinaus Funde von Elefantenknochen, welche Überlegungen zur sibirischen Naturgeschichte, ebenfalls vor der Folie der alttestamentarischen Narrative, auslösten. Gerade für Leibniz war dabei Sibirien und dessen Geschichte auch mit der Existenz einer kelto-skythischen Ursprache, die sich aus der Region Sibirien über ganz Europa verbreitet hatte, verbunden.

Gegen Ende des vorherigen Themenkomplexes war bereits geschildert worden, dass La Croze die keilförmigen Schriftzeichen von Persepolis mit den altchinesischen Schriftzeichen, deren Charakter er für hieroglyphisch hielt, in Verbindung brachte. Am Brief von La Croze an Cuper vom 14. August 1709 lässt sich erkennen, dass die im Themenkomplex 2 untersuchte Debatte sich teils parallel zur Diskussion um Persepolis, teils chronologisch darüber hinausreichend innerhalb der Konstellation um Leibniz, Cuper und La Croze abspielte. Dabei entwickelte sich die Debatte um die altchinesische Schrift, ähnlich dem vorhergehenden antiquarischen Themenkomplex, anhand von konkreten historischen Funden, die jedoch schon einige Zeit zurücklagen.

### **3.1 Der hieroglyphische Charakter altchinesischer Schriftzeichen**

Auch am Anfang dieses Themenkomplexes steht also der Brief von Leibniz an Cuper vom 29. Dezember 1707, in dem er die Pläne für Bourguets neues Werk erwähnte. Leibniz hatte darin ja erwähnt, dass Bourguet glaube, es habe vor Mose kein Alphabet gegeben, welches auf hörbare Töne Bezug nahm. Es habe aber Schriften gegeben wie die der Chinesen und Ägypter, welche sich auf nicht hörbare Dinge bezogen.<sup>350</sup> Dadurch hatte

<sup>350</sup> „Putat ante Mose nullam existisse Alphabetum quod sonis oris responderet, sed scripturas fuisse, quales Sinensium et Aegyptiorum, qua ad res non sonos referuntur. Mosem autem hoc inventum a Deo

Bourguet, das wurde ja im Themenkomplex 1 bereits aufgegriffen, zu Verstehen gegeben, dass er allein Gott selber für den Erfinder der alphabetischen Schriftzeichen hielt, die Mose in der Form der 10 Gebote verkündet hatte. Andererseits hatte er eingestanden, dass diejenigen Schriften, welche sich auf nicht hörbare Dinge bezogen – also hieroglyphische Schriften – wie die der Chinesen und der Ägypter, schon vorher existiert hätten. Nachdem also im vorherigen Themenkomplex im Zusammenhang mit Persepolis und der dortigen Keilschrift im Hintergrund die Rolle von verschiedenen aramäischen Alphabeten im Zusammenhang mit der Entstehung der hebräischen Schrift nach der Sintflut stand, wird im folgenden Themenkomplex die Rolle von hieroglyphischen Schriften, v.a. der chinesischen, im Rahmen der biblischen Frühgeschichte im Hintergrund der Debatte verortet. Beide Hintergründe waren dabei Teile desselben Denkraums zu sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte. Während die vorhergehende Debatte im nahöstlichen Umfeld der biblischen Narrative angesiedelt war, geht es im Folgenden um fernöstliche asiatische Kulturen, die, wie im Fall der chinesischen, eigene Quellentraditionen hatten, die chronologisch sogar über die biblische Sintflut zurückgingen.

Leibniz schrieb im Brief an Cuper, immer noch Bezug nehmend auf Bourguet, weiter, es scheine ihm jedoch aus den Büchern Mose, dass die Schrift schon damals nicht nur von Mose, sondern auch vom Volk selber empfangen wurde, welches sonst die auf den Steintafeln enthaltenen Vorschriften Gottes nicht verstanden hätte.<sup>351</sup> Leibniz' Kritik an dieser Stelle war durchaus folgeschwer. Die Erfindung des Alphabets durch Mose mithilfe einer göttlichen Inspiration hing, das wurde schon aus Bourguets Statement klar, zusammen mit der Annahme, dass es zuvor lediglich hieroglyphischen Zeichen gegeben habe, also Bilderschriften, welche die Dinge direkt bezeichneten und keinen Zusammenhang mit geäußerten Lauten hatten. Dabei waren aber diese Hieroglyphen – dazu zählte man v.a. die ägyptischen, aber auch, wie gleich noch klarer wird, die chinesischen –, so dachte man, vor Mose nur schriftkundigen Gelehrten, nicht aber dem gemeinen Volk, zugänglich gewesen.<sup>352</sup>

Dieser Befund war wiederum verbunden mit der Annahme, dass in den Hieroglyphen, besonders den ägyptischen, eine besonders alte, göttliche Weisheit gespeichert war, die bereits erwähnte *philosophia perennis*, welche in der Nähe der unmittelbaren biblischen

---

accepisse.“ Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWL B Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

351 „Sed apparet ex ipsis libris mosaïcis scripturam iam tam fuisse receptam in populo, alioqui fabulas illas lapideas praecepta divina complexas non intellexisset.“ Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWL B Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

352 Vgl. Graczyk, Annette: Die Hieroglyphe im 18. Jahrhundert. Theorien zwischen Aufklärung und Esoterik, Halle 2014. S. 2-8.

Zivilisation Abrahams und seiner Nachfolger bei den Ägyptern, deren Hochkultur ja im alttestamentarischen Kontext eine wichtige Rolle spielte, schon vor oder unmittelbar nach der Sintflut die Wahrheit eines monotheistischen Glaubens erkennen ließ, wo sie aber nur einer auserwählten Priesterkaste, nicht dem gemeinen Volk zugänglich war. Diese Priesterkaste hielt das gemeine Volk, das einer falschen, aus Sicht des später entstehenden Christentums idolatrischen, Religion anhing, dabei absichtlich im Unklaren über die in der hieroglyphischen Weisheit gespeicherte wahre, monotheistische, Religion. Solche Ideen über eine zweigeteilte ägyptische Religion waren v.A. seit der Renaissance wieder aufgekommen, im Zusammenhang mit der Wiederentdeckung von Texten aus der Frühantike, welche dem Hermes Trismegistos zugerechnet wurden, und denen im Zusammenhang mit den hieroglyphischen Schriftzeichen, der Status eines besonderen Wissensspeichers, zugeschrieben wurde.<sup>353</sup> Darüber hinaus wurde dieses Konzept einer ägyptischen *duplex religio* Teil eines „Systems“ für die Erforschung von allen möglichen asiatischen, fernöstlichen Religionen wie dem japanischen Buddhismus, der indischen Veden oder eben des chinesischen Konfuzianismus, denen man gerne ägyptische Wurzeln unterstellte, wie weiter hinten noch klarer wird.<sup>354</sup> Durch diese Verbindung konnte man sie nicht zuletzt besser in eine alttestamentarische Narrative integrieren. In diesem Sinne hielten viele eben auch chinesische Hieroglyphen für eine besondere Art von Wissensspeicher und ihre Existenz war damit auch ein Hinweis auf eine, wenn auch exklusive, Form von Philosophie und Wissenschaft in dieser Kultur, welche wiederum in Form einer *philosophia perennis*, eine christliche Inspiration vorwegnahm.

Die von Leibniz erwähnte Interpretation jedoch, dass auch das Volk die zehn Gebote, und damit auch die alphabetischen Buchstaben, bereits zur Zeit ihrer Verkündung durch Mose verstehen konnte, widersprach Theorien, welche die Hieroglyphen als Schrift und Wissenschaft in der vormosaïschen Zeit mit der geheimen Tätigkeit einer Priesterkaste im Sinne einer *philosophia perennis* verband. Es wird noch klarer werden, dass er wohl für die Entstehung der Schriftzeichen kein direktes göttliches Eingreifen für nötig hielt.

Am 2. Januar 1708, nur fünf Tage nachdem er darüber an Cuper geschrieben hatte, berichtete Leibniz auch an La Croze über Bourguets Pläne, eine Geschichte der Schrift zu verfassen. Am Ende des Briefes hatte Leibniz ein P.S. angehängt, in dem er erwähnte, dass ihm Jablonski<sup>355</sup> einige interessante Buchstaben – gemeint im Sinne von Aufzeichnungen/Gedanken – von Louis Bourguet über den Ursprung der Schrift und das,

353 Zum Konzept der Duplex Religio: Assmann, Jan: Das Geheimnis der Wahrheit – Das Konzept der „doppelten Religion“ und die Erfindung der Religionsgeschichte in: Archiv für Religionsgeschichte 3 (2000), S. 104-138.

354 Vgl. App, Urs: The Birth of Orientalism, Philadelphia 2010. p. 2

355 Vgl. Teilkapitel 3.3: Interpretationen der Inschrift auf dem Spiegel.

was er an Bouvet geschrieben habe und was er – Leibniz – nach Paris übermittelt habe, damit es von dort nach China geschickt wird übermittelt habe. Er habe, so Leibniz, Jablonski geraten, Bourguet mit ihm – La Croze – bekannt zu machen.<sup>356</sup>

Leibniz berichtete La Croze in diesem Brief also von seiner Vermittlertätigkeit zwischen dem Jesuitenpater Joachim Bouvet in China und dem jungen Schweizer Bourguet, der sich so sehr für den Ursprung der Buchstaben interessierte und zu diesem Zweck den langen Brief an Bouvet über altchinesische Schriftzeichen verfasst hatte. Darin hatte Bourguet, wie im Folgenden klarer wird, auf Leibniz' eigene, frühere Korrespondenz mit Bouvet Bezug genommen. Nebenbei hatte Leibniz seine Vermittlertätigkeit auch dazu eingesetzt, um La Croze mitzuteilen, dass Bourguet wohl bald auch versuchen werde, mit ihm persönlich Kontakt aufzunehmen.<sup>357</sup>

Leibniz' eigene Korrespondenz mit Bouvet war seit 1707 zum Erliegen gekommen. Im Besonderen ging es dabei um die Hexagramme aus dem Buch *Yi Jing*, übersetzt „Buch der Wandlungen“, einer altchinesischen Sammlung von Sinnsprüchen. Für den Autor dieses Textes hielt man den antiken Kaiser *Fu-Hsi*, der durch das System der Hexagramme auch als der Erfinder der altchinesischen Schrift, die ja, wie bereits erwähnt, als Speicher einer besonderen Weisheit galt, gehandelt wurde. Leibniz war besonders deshalb an der Entschlüsselung dieser Hexagramme interessiert, da er sie im Sinne einer *philosophia perennis* für eine sehr alte Wissenschaftssprache, also eine Art Bildersprache, mit deren Hilfe sich menschliche Gedanken besonders direkt ausdrücken ließen, hielt.<sup>358</sup> (Vgl. Abb. 18)

356 J'ay oublié de vous dire Monsieur, que M. Jablonski m'a communiqué quelques lettres curieuses d'un marchand nommé Bourguet sur l'origine de l'écriture et ce qu'il écrit au P. Bouvet, que j'ay envoyé à Paris pour estre envoyé à la Chine. J'ay conseillé à M. Jablonski de luy donner l'honneur de vostre connoissance. Leibniz – La Croze 2. Januar 1708. (BBAW Berlin, 3, 2a, Bl. 67-68).

357 Es war eine gängige Praxis im Zusammenhang mit Patron-Klient Verhältnissen, dass ein jüngerer Gelehrter über einen hochrangigen Gelehrten, den er kannte, versuchte mit einem Dritten Kontakt aufzunehmen. Vgl. Jost, Erdmut: Eintrittskarte ins Netzwerk. Prolog zu einer Erforschung des Empfehlungsbriefes in: Jost (Hg): Briefwechsel. Zur Netzwerkbildung in der Aufklärung (IZEA – Kleine Schriften 4/2012), Halle 2012. S. 103-143.

358 Leibniz – Bouvet 15. Februar 1701 in: Widmeier (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

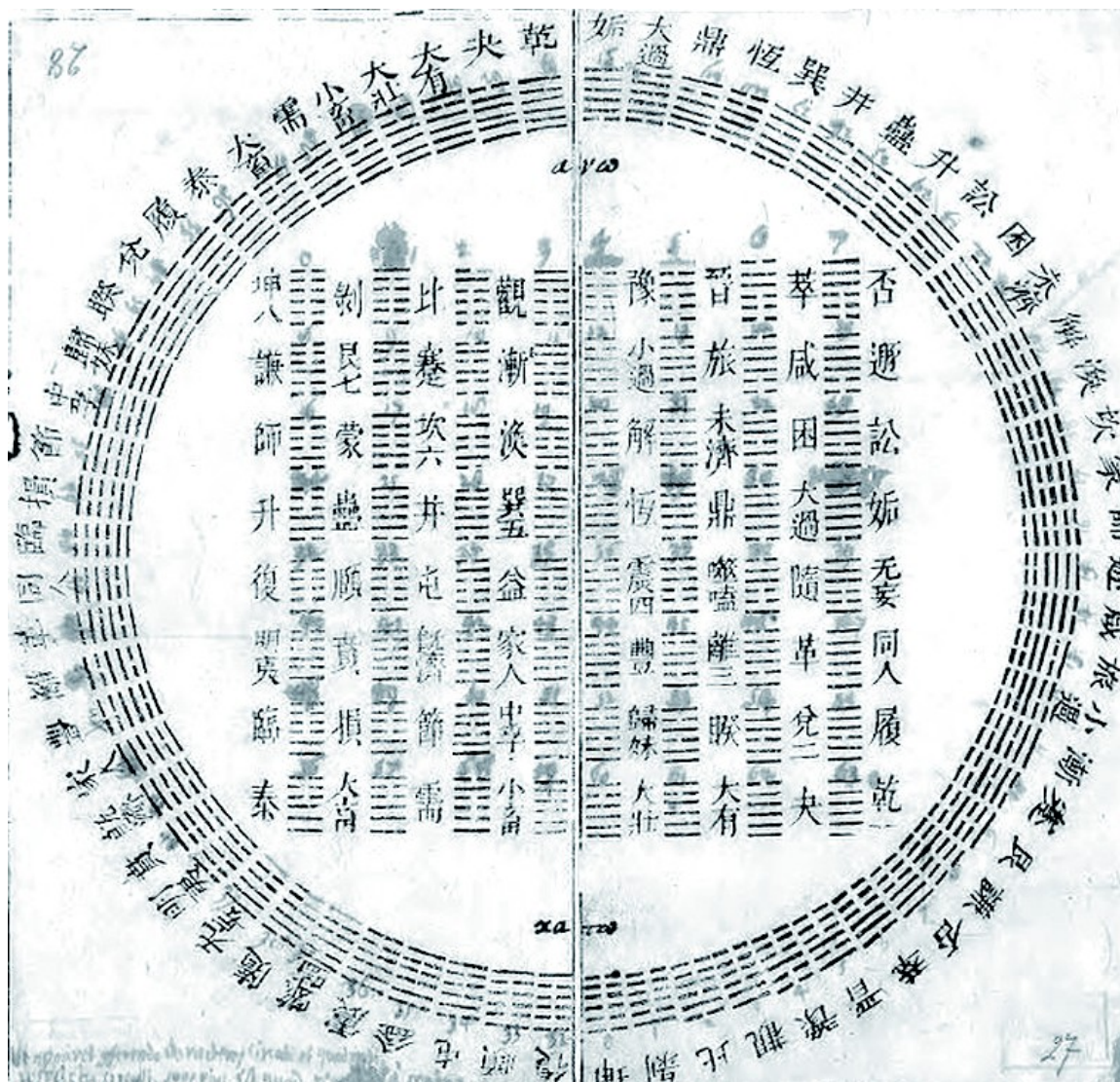


Abbildung 18: Chinesisches Yi-Jing Hexagramm

Im Antwortbrief an Leibniz vom 19. Januar 1708 ging La Croze genauer auf den langen Brief von Bourguet an Bouvet ein, den Leibniz ihm offensichtlich mitgeschickt hatte. La Croze schrieb, er glaube nicht, dass Bouvet alle diese Fragen beantworten wolle und dass Bourguet im Voraus seine Fragen besser auswählen hätte sollen, gerade deshalb, weil einige dabei seien, für deren Lösung man nicht unbedingt nach Peking fahren müsse.<sup>359</sup>

La Croze schien also erst einmal nicht besonders begeistert gewesen zu sein von

<sup>359</sup> „Je vous remercie très humblement de la bonté, que vous avez eue de m' informer du bel ouvrage, que Dom Bernard de Montfaucon va mettre au jour. [...] J'ai vu la longue lettre de Mr. Bourguet: Il y bat bien du pais. Je ne crois pas que le P. Bouvet vueille repondre a tout cela. Il auroit fallu faire un choix des questions: il y en a trop, et mêmes quelques unes dont on peut avoir la solution sans aller à Peking.“ La Croze – Leibniz 19. Januar 1708 (GWLH Hannover, LBr.517, Bl. 17-18).

Bourguets Thesen und Fragen zum Ursprung der Buchstaben. Leibniz hingegen hatte Bourguets Brief an Bouvet gegenüber La Croze nur lapidar als „interessant“ bezeichnet. Im Folgenden soll in einem chronologischen Rückblick der Brief, den Bourguet über Jablonski und Leibniz an den Pater Bouvet in China sandte und der vom 6. März 1707 datiert ist, etwas genauer betrachtet werden. Offensichtlich war dieser schon längere Zeit bei Jablonski in Berlin gelegen, bevor er Leibniz zur Weitergabe an Charles le Gobien in Paris gegeben worden war, der ihn wiederum nach Peking überbringen sollte. In diesem Brief bezog sich Bourguet auf den unglaublichen Verdienst, den der Pater Bouvet in einem früheren Brief an Leibniz vom 4. November 1701 erbracht habe und von dem Bourguet im Jahre 1704 in der Gelehrtenzeitschrift „Memoires de Trevoux“ gelesen habe.<sup>360</sup>

Bourguet schrieb weiter, er habe noch nie etwas Schöneres oder Durchdachteres gelesen als das, was Bouvet über das System des Kaisers *Fu-Hsi* und die Linien aus denen es besteht, sage. Europa und China, so Bourguet, würden ihm in gleichem Maße Dank dafür schulden, dass er dieses vorher unbekannte Geheimnis gelöst habe.<sup>361</sup>

Die Jesuiten in China befanden sich in der Zeit um 1700 im Ritenstreit. Dieser drehte sich um die Frage, ob zum Zwecke der Konversion des chinesischen Volkes die Beibehaltung gewisser konfuzianischer Riten als akzeptabel für die christliche Religion gesehen werden konnten, da es sich bei diesen lediglich um zivile, nicht um religiöse, handelte. Umgekehrt servierten Ricci und seine humanistisch gebildeten Mitbrüder den konfuzianischen Chinesen eine recht abgespeckte und rationalistische, auf die konfuzianische Moralphilosophie abgestimmte, Form des Christentums, ohne mit der Trinitätslehre oder der Erbsünde zu schnell ins Haus zu fallen.<sup>362</sup> Sie gingen davon aus, dass die chinesischen Riten im Sinne einer *philosophia perennis* einer göttlich verliehenen Vernunft unterlägen und somit in die Heilsgeschichte integriert werden könnten. Was die chinesische Kultur

360 „La vaste erudition, le profond savoir et les caractères d'un merite extraordinaire, qui paroissent dans la lettre que vous ecrivites à Mr. Leibniz du 4e Novembre 1701, dont j'ai lu depuis peu un extrait dans le journal de votre societé, imprimé à Trevoux en 1704.“ Bourguet – Bouvet 6. März 1707 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

361 „Il n'est rien de plus beau, ni de mieux pensé, que ce que vous dites du système de *Fohi* et des lignes, qui le composent. L'Europe et la Chine vous auront une égale obligation de leur avoir découvert ce mystère qui étoit demeure caché et inconnu jusq' à présent.“ Bourguet – Bouvet 6. März 1707 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006. Die *Mémoires de Trevoux* war ein von den Jesuiten herausgegebenes Periodikum. Zum Zeitschriftenwesen im 18. Jahrhundert. allgemeiner Gantet; Schock (Hgg.): Zeitschriften, Journalismus und gelehrte Kommunikation im 18. Jahrhundert, Bremen 2014.

362 Dies traf freilich nur auf den Kontakt mit hochrangigen Beamten in der kaiserlichen Verwaltung zu, welche die Jesuiten mit solch einer Form des Christentums genauso wie mit wissenschaftlichen Instrumenten zu ködern versuchten, um so direkte Kontakte zum Kaiser herzustellen. Bei der Mission der einfachen Landbevölkerung ergab sich, ähnlich wie bei den Volksmissionen Europas, ein ganz anderes Bild. Hier waren rituelle, oft auch magische Handlungen, darunter Wunderheilungen und Prozessionen, von größerer Bedeutung. Vgl. dazu: Friedrich, Markus: Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn, München 2016. S. 489-506



und Geschichte betrifft wurde vermutet, dass alte chinesische, konfuzianische Texte, ähnlich wie die esoterische Religion der ägyptischen Priester, verschlüsselte Botschaften der christlichen Offenbarung enthielten.<sup>363</sup> Neben den moralischen Botschaften aus den konfuzianischen Texten spielten dabei für eine alte chinesische Weisheit auch die altchinesischen, hieroglyphischen, Schriftzeichen eine bedeutende Rolle. Man schrieb ihnen den Status einer Art philosophischen Gedankenschrift, ganz ähnlich dem der hebräischen Ursprache, zu. Die Figuristen um Bouvet gingen dabei aber noch einen Schritt weiter und wollten in den altchinesischen Schriftzeichen verschlüsselte Botschaften des Christentums erblicken.<sup>364</sup>

Wie oben erwähnt bezog Bourguet sich im Brief von 1707 auf den Brief, den Bouvet im November 1701 aus China an Leibniz geschrieben hatte. Darin hatte Bouvet die Beziehung zwischen Leibniz' binärem Zahlensystem, also seinem Versuch, die göttliche Schöpfung mathematisch, durch eine Art binären Code, auszudrücken, und den 64 Hexagrammen, also verschlüsselte Linien, welche die Grundlage für eine Art Universalsprache bildeten, im Buch *Yi-Jing* des Kaisers *Fu-Hsi* beschrieben.<sup>365</sup> Im Zusammenhang damit sah Bouvet auch die Lebenszeit von *Fu-Hsi* als den Ursprung einer alten chinesischen Wissenschaft, die den Chinesen zwar in jüngerer Zeit abhanden gekommen sei, die man aber durch das Studium der Geheimnisse einer alten Weisheit wiederfinden konnte.<sup>366</sup>

Bouvets figuristische Annahmen schlossen sich dabei einem berühmten Vordenker, Martino Martini, an. Denn figuristische Argumentationen waren für diesen auch ein Weg gewesen, die alttestamentliche Chronologie mit einer alten chinesischen Überlieferung in Einklang zu bringen, welche die biblischen Chronologie ungewollt bis vor die Zeit der Sintflut ausgedehnt hatte. Dies war vor ihm bereits Athanasius Kircher im Zusammenhang mit der ägyptischen Chronologie so gegangen, wobei die Liste von Manetho, welche eine Reihe von ägyptischen Dynastien erwähnte, die weit bis vor die Flut und vor die Schöpfung, wie sie nach der biblischen Chronologie festgelegt war,

363 Vgl. Widmeier (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz . Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006. S.XIII-CVI.

364 Vgl. Friedrich, Markus: Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn, München 2016. S.489-506.

365 Bouvet – Leibniz 4. November 1701 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

366 Zu Bouvets Figurismus vgl. Widmeier (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006. S.XIII-CVI. Diese lediglich auf historischen Argumenten basierende Sicht eines alten Wissens im Gegensatz zu einer korruptierten Moderne wurde später von Lafitau u.a. widerlegt, welcher die Debatte vom alttestamentarischen auf den anthropologischen Kontext lenkte und im Besonderen auf den Vergleich der Riten und Gebräuche von amerikanischen Naturvölkern mit den Sitten der Antike. Vgl. dazu, Lafitau, Joseph-Francois. *Moeurs des Sauvage américaines comparées aux mœurs des premiers temps*, Paris 1724. Dadurch wurde die historische Dimension eher zu einer anthropologischen Konstante, welche die gleichbleibenden menschlichen Eigenschaften in der Antike und der eigenen Zeit betonte. Vgl. Zedelmaier, Helmut. Der Ursprung der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003. S. 187-191.

zurückreichten, eine wichtige Rolle spielte. Kircher hatte dabei als guter Antiquar den Wert dieser ägyptischen Quellen betont und ihnen auch mithilfe anderer arabischer Autoren Glaubwürdigkeit zugewiesen. Gleichzeitig benutzte er jedoch, und dies nicht zuletzt nach dem Erscheinen der Werke La Peyrères und Spinozas, welche den theologischen Wert, aber auch die Chronologie der Bibel recht grundsätzlich in Frage gestellt hatten, und einer um sich greifenden skeptizistischen Krise<sup>367</sup>, immer wieder figuristische Argumentationen, um die geschilderten chronologischen Ungleichheiten auszumerzen und damit die alttestamentliche Überlieferung zu retten.<sup>368</sup>

Diese Ambivalenz in seinen eigenen Werken zu Ägypten, die maßgeblich durch die antiquarischen Problemlagen um 1700 bedingt waren, hatte Kircher eben an seinen Schüler Martino Martini weitergegeben, der sich dann v.a. mit der chinesischen Chronologie befasste. Auch chinesische Annalen reichten bis vor die Sintflut zurück zu dem bereits erwähnten, legendären Kaiser *Fu-Hsi*. Martini hatte genauso wie sein Lehrer Kircher mit den Widersprüchen zu kämpfen, die sich aus einem wissenschaftlichem Quellenstudium ergaben, welche den Wert der chinesischen Annalen – nicht zuletzt deshalb, weil die Chinesen auch besonders gute Astronomen gewesen waren – betonten. Denn sie passten schwer mit einem biblisch geprägten Weltbild zusammen, das außereuropäische Chronologien um den Preis der eigenen Aufrechterhaltung integrieren musste.<sup>369</sup>

In seinem Brief an Leibniz vom 4. November 1701 fuhr Bouvet fort, dass er nicht im Geringsten erstaunt sei über dessen Plan für derartige Zeichen.<sup>370</sup> Damit meinte er Leibniz' binäres System, dessen Funktion für ihn eine ähnliche war wie die einer universellen Sprache, wie sie aus den Linien des *Yi-Jing* entstehen konnte. Mithilfe dieser Zeichen, so Bouvet weiter, könne man Gedanken porträtieren und dieselben Charaktere für Berechnungen und Beweise durch Vernunft nutzen. Er vermute zudem, so Bouvet weiter, dass diese Art von Zeichen den wahren Charakter der alten Hieroglyphen, der hebräischen Kabbalah und der Hexagramme des Kaisers *Fu-Hsi* darstellten. Bouvet setzte an dieser Stelle die chinesischen Schriftzeichen mit anderen Überträgern einer alten Weisheit vor dem Christentum wie der jüdischen Kaballah und den ägyptischen Hieroglyphen gleich. Letzterer – *Fu-Hsi* – sei in seinem Land China schließlich auch

---

367 Wie Fußnote 38

368 Vgl. Grafton, Anthony: Kirchers Chronology in: Findlen (Ed.): Athanasius Kircher – The last man who knew everything, New York 2004. pp. 173-191.

369 Vgl. Grafton, Anthony: Kirchers Chronology in: Findlen (Ed.): Athanasius Kircher – The last man who knew everything, New York 2004. pp. 173-191.

370 „Estant dans les principes où vous estes, Monsieur, je ne suis nullement etonné du dessein de caractéristique que vous proposez [...]“. Bouvet – Leibniz 4. November 1701 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.



bekannt als der Erschaffer der ersten Schriftzeichen oder Hieroglyphen, schrieb Bouvet. Dabei sei überliefert, dass er selbiges durch die Interpretation der 64 verschiedenen Kombinationen der ganzen und geteilten Linien des *Yi-Ching* Systems oder Hexagramms getan habe.<sup>371</sup> (Vgl. Abb. 18)

Aus der Korrespondenz heraus wird klar, dass Bouvet Leibniz' binäres System dahingehend interpretierte, dass die chinesischen Hexagrammen des *Yi-Ching* eine Art Präformation einer Sprache seien, die, ähnlich einer hebräischen Ursprache und im Gegensatz zu den erratischen natürlichen Sprachen, die durch den Turmbau zu Babel korrumpiert worden waren, möglichst passgenau das vernünftige menschliche Denken abbilden könne.<sup>372</sup>

An dieser Stelle ist es sinnvoll, noch einmal in Bourguets Brief zu schauen, der, am 6. März 1707 datiert, über Jablonski in Berlin und Le Gobien in Paris nach China an Bouvet gehen sollte. Bourguet schrieb darin, dass er es sinnvoll fände, wenn Bouvet die chinesischen Hexagramme mit den Schriftzeichen der Alten und der jüdischen Kabbalah vergleichen würde. Er habe nämlich, so Bourguet weiter, einige kleine Zweifel dieses Thema betreffend und würde diese gerne formulieren. Er gebe zu, dass das System, an dem Bouvet gearbeitet habe, nützlich sein könnte, um die Unterschiede zwischen rein körperlicher Existenz und deren Herkunft aus der Einheit – der Existenz eines Gottes als Erschaffer aller Dinge – zu erklären.<sup>373</sup> Im Folgenden zweifelte Bourguet jedoch eher daran, ob Bouvet gerade diese, für ihn sehr wichtige, Unterscheidung, treffen wollte und das hatte nicht zuletzt mit der erwähnten Ambivalenz der figuristischen Argumentation vor dem Hintergrund der antiquarischen Problemlagen um 1700 zu tun.

371 „[...] pour peindre les pensées de maniere que les mesmes caracteres servissent tout à la fois à calculer et à demontrer en raisonnant etc.: car ce genre d'écriture me paroist renfermer la veritable idée des yeroglyphes anciens et de la cabale des Hebreux, aussi bien que des caractères de Fo-hii, le quel est regardé à la Chine comme le premier auteur des lettres ou yeroglyphes de cette nation pour la formation des quels on dit communément qu'il employa les 64 combinaisons des lignes entières et brisées de son systeme, les quelles sont comme autant d'expressions differentes de nombres.“ Bouvet – Leibniz 4. November 1701 in: Widmeier (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

372 Die Vorstellung von Hieroglyphen als archaische Sprache, durch die sich Gott der Menschheit offenbarte veränderte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts im Zuge der Aufklärung langsam zu einer Kritik der rationalistischen Verengung des eigenen Kultur- und Wissensbegriffes. So standen Hieroglyphen beispielsweise bei Diderot für den unaufschließbaren, nonverbalen Rest der Künste, der sich nicht in das Analytisch-Rationale übersetzen ließ. Vgl. dazu Graczyk, Annette: Die Hieroglyphe im 18. Jahrhundert – Theorien zwischen Aufklärung und Esoterik, Berlin 2015, S. 285-289.

373 „C'est aussi avec beaucoup de raison que vous le comparez à la Cabale et aux Hieroglyphes des Anciens, étant au reste très certain qu'on ne put l'expliquer autrement que vous. Cependant vous me permettez, s'il vous plait, de vous dire les doutes, que j'ai formé sur ce sujet; [...] J'avoue que ce système, à l'explication duquel vous avez travaillé avec tant de succès peut être très utile pour nous exprimer les differences des êtres purement corporels (suivant votre remarque) et leur origine de l'unité, que même on put l'expliquer puis dans un bon sens à la demonstration de l'existence de Dieu créateur de toutes choses.“ Bourguet – Bouvet 6. März 1707 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

Bourguet griff im Folgenden Bouvets figuristisches Argument aus dem Brief an Leibniz von 1701 an, in dem dieser die altchinesische Weisheit, verkörpert durch das *Yi-Jing*, das er mit Leibniz' binärem Zahlensystem gleichsetzen wollte, als Präfiguration der christlichen Offenbarung darzustellen suchte. Bourguet schrieb weiter, er könne sich nicht wirklich davon überzeugen, dass das die Idee hinter der Erfindung dieser – der altchinesischen – Schrift gewesen sei. Und sei diese Idee nicht einfach dasselbe, so Bourguet weiter, was auch die alten Philosophen gewollt hätten, die erfüllt von der Maxime gewesen seien, dass es keinen Unterschied gebe zwischen materieller und immaterieller Substanz und die von der Entstehung der Welt aus einem ersten Prinzip sprachen oder von einer Weltseele, an der alle Seelen der Menschen und Tiere Teil hätten.<sup>374</sup> Offensichtlich vermutete Bourguet, dass Bouvet, mit seiner Interpretation des *Yi-Jing* und der altchinesischen Schriftzeichen nicht die Unterschiede zwischen rein körperlicher Existenz und der Existenz Gottes' erklärte, sondern, genau im Gegenteil, diesen Unterschied, den er für die Offenbarung des Christentums unverzichtbar hielt, einebnete.

Das kann man im Weiteren an Bourguets Brief erkennen, worin er einen Standpunkt vertrat, der die ganze antike heidnische Philosophie als grundsätzlich korrupt aufzeigte.<sup>375</sup> Vielleicht, so schrieb Bourguet weiter, unterscheide sich das – System des *Yi-Jing* – ja auch nicht von der Ausdehnung des *Achar* der Brahmanen, die, um ihre Philosophie zu erklären, gerne das Beispiel von Nummern benutzten, die sich nur als die Wiederholung einer Einheit darstellten. Folgend fuhr Bourguet fort, dass auch die alten Ägypter genauso gut dieselben Ideen gehabt haben könnten. Dies würde durch viele ihrer Zeichen angedeutet, v.A. durch die geflügelte Kugel, welche, von einer Schlange umgeben, die Weltseele darstelle.<sup>376</sup>

Bourguet kritisierte Bouvets Figurismus, indem er die Philosophie des *Yi-Jing* mit anderen antiken Traditionen der Brahmanen und Ägypter verglich, die er wiederum

374 „Je ne saurois pourtant me persuader que ca ait été l'idée de l'inventeur de cette caractéristique. Et ce système ne seroit-il pas le même que celui des anciens philosophes qui étant imbus de cette maxime que de rien il se ne fait rien et qui ne connoissent pas assez distinctement la différence qu'il y a entre une substance materielle et immatérielle, ont parlé de l' éternité du monde et de son émanation du première principe ou du cette âme du monde, dans les nôtres et celles des animaux font partie, [...]“ Bourguet – Bouvet 6. März 1707 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

375 Ähnlich dem Standpunkt von Jakob Thomasius geschildert in Mulsow, Martin: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720 (2 Bände), Göttingen 2018. Band 1: Moderne aus dem Untergrund. S. 339-348.

376 „Peut-être ne differe-t-il point de de l'extraction de l'extension de l' Achar des Brahmanes, qui employent aussi pour expliquer leur philosophie l'exemple des nombres qui ne sont qu'une repetition de l'unité. [...] Enfin les anciens Egyptiens pourroient bien avoir eu les mêmes idées. Plusiers de leurs Hieroglyphes l'insinues et en particulier le Globe ailé avec le Serpent qui le traverse, ne signifie pas mal l'âme du monde dont j'ai parlé.“ Bourguet – Bouvet 6. März 1707 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

direkt in Bezug stellte zum Konzept einer Weltseele. Er hielt den Figurismus für ähnlich einer deistischen Philosophie, wie sie beispielsweise Spinoza formuliert hatte, und welche Gott hauptsächlich in allen möglichen natürlichen Dingen verortete und dessen offenbarte, theologische Dimension, dadurch in den Hintergrund drängte.

Bourguets Argumentation zeigt also noch einmal den Denkraum auf, in den hinein die Fragen zur Entwicklung der menschlichen Schrift und Sprache formuliert wurden. Es war der von Helmut Zedelmaier benannte Problembezirk der biblischen Frühgeschichte, in dem die Nebeneinanderstellung von heidnischer und alttestamentarischer Antike zwar möglich war.<sup>377</sup> Allerdings, dies wurde durch Bourguets Argumentation klar, konnten Argumentationen, die die den Primat der alttestamentarischen, biblischen Tradition explizit in Frage stellten, vor den antiquarischen Problemlagen um 1700 gefährliche Konsequenzen haben, deshalb, weil sie in den Augen mancher auch die Vorreiterrolle des Christentums gegenüber anderen Religionen, wie dem chinesischen Konfuzianismus, in Frage stellten. Es war sicherlich nicht Bouvets Absicht gewesen, freidenkerische und deistische Argumente vorzubringen, denn er war ja in erster Linie an einer pragmatischen Position im Ritenstreit interessiert, die es zum Christentum konvertierten Chinesen weiterhin ermöglichen sollte, an konfuzianischen Zeremonien teilzunehmen.<sup>378</sup> Trotzdem konnte die figuristische Argumentation Bouvets durch ihre Ambivalenz vor den erwähnten antiquarischen Problemlagen um 1700 leicht zur Gefahr für die alttestamentliche Tradition werden.

Am 9. Februar 1708 schrieb La Croze an Leibniz, dass er schon viele verlorene Stunden der Entschlüsselung des Chinesischen gewidmet habe, aber trotzdem weiterhin glaube, dass das eine sehr mächtige Sprache sei. Gabriel Magaillans (1610-1677), der portugiesische Chinamissionar, der von Abbé Bernou ins Französische übersetzt worden war, sei derselben Meinung.<sup>379</sup>

La Croze nahm in dem Brief Bezug auf Magaillans 1668 erschienenenes Werk *Nouvelle relation de la Chine*. Darin befindet sich ein ganzes Kapitel nur über die chinesische Schrift und deren Buchstaben. Magaillans beschäftigte sich auch mit der Frage, ob diese Buchstaben Hieroglyphen seien, was er bejahte und im Folgenden dafür einige wichtige Gründe aufzählte.<sup>380</sup>

377 Vgl. Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003. S. 1.

378 Vgl. Friedrich, Markus: Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn, München 2016. S. 510

379 „Je continue à donner de tems en tems quelques heures perdues au Chinois et je persevere toujours dans mon opinion que cette langue est très aisee. Le P. Magaillans que l' Abbé Bernou a traduit en Francois est du même avis. La Croze – Leibniz 9. Februar 1708 (GWLb Hannover LBr.517, Bl. 20-21).

380 Magaillans sah Hieroglyphen als Ausdrücke von Bildern oder Figuren, was seiner Meinung nach auch noch für die modernen chinesischen Buchstaben galt. Außerdem bezeichnete Magaillans chinesische

In der alltäglichen Praxis der gelehrten Briefwechsel wurden also erst einmal einschlägige Werke zum Thema altchinesische Schriftzeichen bemüht, und La Croze fuhr fort, über den Bestand an China-Literatur zu sprechen, auf den er als Leiter der königlich-preußischen Bibliothek in Berlin Zugriff hatte. Er schrieb, dort seien zum einen noch Leibniz' *Novissima Sinica* und zum Anderen die chinesische Geschichte des Père Rougement zu finden.<sup>381</sup> La Croze schrieb weiter, dass ihm gerade diese beiden Bücher jetzt sehr nötig erschienen, sie jedoch von einem gewissen Mr. Beek aus Hannover entliehen worden seien, der damit verschwunden sei, ohne sie zurückzugeben. Er bedauere dies sehr, da er nicht wisse, an wen er sich wenden solle, um sie wiederzubekommen.<sup>382</sup>

Im nächsten Antwortbrief von Leibniz an La Croze vom 24. Februar 1708 fiel dessen Bezugnahme zum Thema chinesische Sprache und Kultur knapp aus. Er erwähnte lediglich, er applaudiere La Croze, dass dieser sich mit dem Chinesischen beschäftige. Weiterhin, so Leibniz, seien seine *Novissima Sinica* gerade zerstreut, und es sei schwierig, das Buch des Père Magaillans zu finden.<sup>383</sup>

La Croze antwortete Leibniz am 12. März 1708, er werde seine Beschäftigung mit dem Chinesischen für einige Zeit einstellen und – Leibniz werde vielleicht darüber lachen – sich von nun an mit dem Moskovitischen beschäftigen. Dies hänge mit der Tatsache zusammen, so La Croze, dass gerade ein Mann in seiner Nähe weile, der ursprünglich aus Kairo komme. Dieser habe lange Zeit in Moskovien gelebt und wisse viele Dinge, obwohl sein Wissen schlecht verdaut sei. Er habe schon einigen Menschen, die er kenne, Slavisch beigebracht und diese hätten es sehr schnell und innerhalb kurzer Zeit gelernt. La Croze wolle, so beschloss er den Absatz, vom Aufenthalt dieses Mannes profitieren, der im Sommer nach England weiterfahre. Erst danach werde er wieder zum Chinesischen

---

Schriftzeichen auch deshalb als Hieroglyphen, weil sie nicht einfach abbildeten, sondern repräsentierten. Als Beispiel dafür nannte er chinesische Buchstaben, die entweder natürliche Figuren wie Sonne oder Mond, oder aber gestaltlose Dinge wie die Schönheit, die Seele oder Tugenden darstellten. Im Gegensatz zur lateinischen Schrift, betonte Magaillans, habe jeder chinesische Buchstabe außerdem eine Bedeutung, die auch gleich blieb, wenn er mit anderen Buchstaben kombiniert würde. Vgl. Magaillans, Gabriel de. *Nouvelle relation de la Chine. Contenant la description des particularitez les plus considerables de ce grand Empire*. Paris 1668. Chap. IV: Des lettres et de la Langue de la Chine.

381 Nous avons autrefois à la Bibliothèque du roi vos *Novissima Sinica* reliez avec l'histoire chinoise du P. Rougement.“ La Croze – Leibniz 9. Februar 1708 (GWLH Hannover LBr.517, Bl. 20-21).

382 „Ces deux livres me seroient fort necessaires, mais un nommé Mr. Beek de Hanovre les a empruntez et s'en est allé sans les rendre; ce qui est bien malhonnête. Je ne scai à qui m'adresser pour les ravoir.“ La Croze – Leibniz 9. Februar 1708 (GWLH Hannover, LBr.517, Bl. 20-21). Es kann nicht ausgeschlossen werden, muss aber reine Spekulation bleiben, dass es Leibniz selber war, der bei einem seiner Berlinbesuche die Bücher unter falschem Namen entliehen hatte.

383 „J' applaudis fort a vostre application au Chinois. Mes *novissima sinica* sont distraits, peutetre pourtant que j'en trouveray encore, mais il sera difficile de trouver le livre du Père Magaillans.“ Leibniz – La Croze 24. Februar 1708 in: Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe (Reihe 1, allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel), Transkriptionen 1708.

zurückkehren.<sup>384</sup>

### 3.2 Witsens chinesischer Spiegel aus Sibirien

Gesagt, getan, denn im Brief vom 25. September 1708 an Cuper schrieb La Croze, dass dieser – gemeint war Cuper – ihm vor ca. vier Jahren einen Brief an Leibniz gezeigt habe und dass er, La Croze, sich damals eine Kopie davon gemacht habe. La Croze griff also hier ein bereits einige Jahre früher diskutiertes Thema auf. Wie schon weiter vorne mithilfe eines Rückgriffs auf frühere Briefe der Denkraum um den Themenkomplex 2 ausdifferenziert wurde, ist es hier im Sinne der Narrative des antiquarischen Themenkomplexes notwendig, einige Jahre zurückzugreifen und dessen Vorgeschichte zu skizzieren.

In dem erwähnten Brief, schrieb La Croze, habe Cuper an Leibniz auch die Zeichnungen von zwei Sphingen geschickt, die in Sibirien gefunden worden seien. Außerdem, so La Croze weiter, habe Leibniz im Jahr 1704 zu ihm von einigen chinesischen Buchstaben gesprochen, die mit diesen Figuren gefunden worden seien. La Croze schrieb, er habe seit damals gehofft, eine exakte Kopie davon – gemeint waren die Buchstaben – bekommen zu können. Im Folgenden bat er Cuper, wenn möglich, ihm eine solche zukommen zu lassen.<sup>385</sup>

La Croze bezog sich dabei auf einen Brief von Cuper an Leibniz vom 10. September 1704, in dem Cuper auf das, was er Leibniz wohl kurz zuvor zugesandt hatte, einging. Doch worum handelte es sich dabei? Cuper schrieb am 10. September 1704 an Leibniz, er antworte auf das, was Leibniz ihm im Juli des vorigen Jahres geschickt habe und spreche über die beiden hieroglyphischen Bildchen oder Ungeheuer, welche in Sibirien gefunden worden waren.

<sup>384</sup> „J'abandonne le Chinois pour quelque tems. Vous en rirez peut-être, Monsieur. Je commence à apprendre le Moscovite. Voici ce qui m'y a déterminé. Nous avons ici un homme qui au jugement de ceux qui s'y connoissent n'a pas son semblable pour le Slavon. C'est un Turc originaire du Grand Caire. Il a été longtems en Moscovie et sait beaucoup de choses quoique son savoir soit ma digéré. Il a montré le Slavon à quelques gens de ma connoissance qui l'ont très bien appris et en peu de tems. Je veux profiter du séjour de cet homme-là; car il partira cet été pour l'Angleterre. Après cela je reviendrai au Chinois.“ La Croze – Leibniz 12. März 1708 (GWLH Hannover, Lbr. 517, Bl. 22-23).

<sup>385</sup> „Il y a environ quatre ans que Mr. Leibnitz me montra une lettre que vous lui, et j'en ai fait une copie avec sa permission écriviez. Vous lui envoyiez, Monsieur, deux espèces de Sphinx trouvez en Sibirie; j'en ai aussi la figure exactement dessinée. Mais vous parlez de quelques lettres Chinoises trouvées avec ces figures. J'ai toujours depuis souhaité d'en avoir une copie exacte si cela étoit possible. J'ose prendre la liberté de vous la demander, si cela ne vous cause point trop d'embarras.“ La Croze – Cuper 25. September 1708 (KB Den Haag 72 G 18-19).

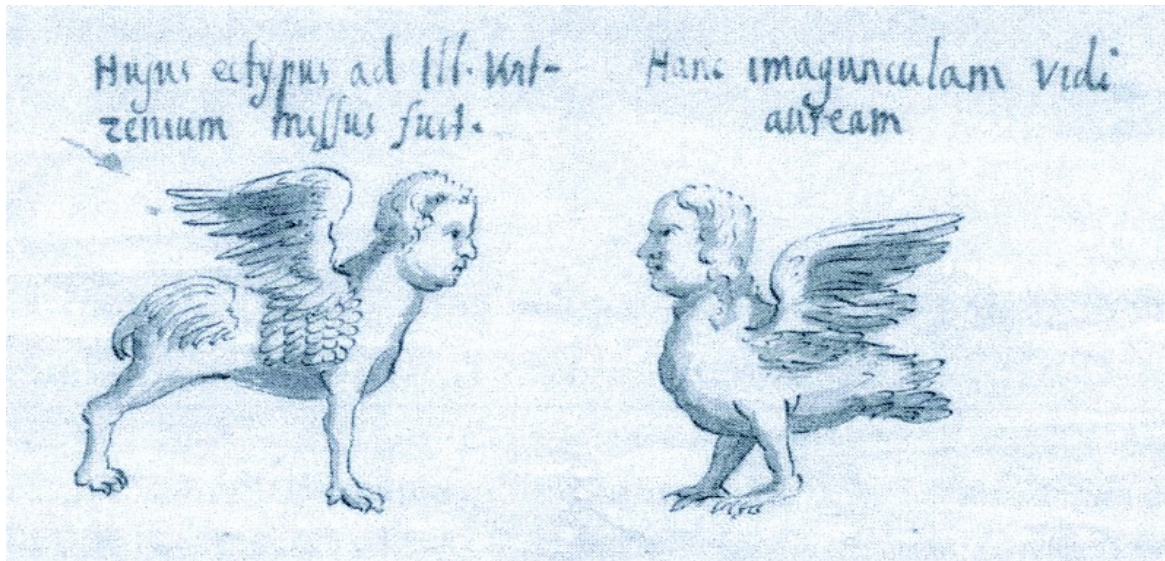


Abbildung 19: *Sphingen* oder Ungeheuer mit Menschenköpfen aus einem sibirischen Grab aus dem Brief von Cuper an Leibniz vom 10. September 1704

Cuper fuhr fort, er habe geirrt, als er die beiden Statuen als hölzern beschrieben habe. Das komme daher, dass er den holländischen Brief von Witsen – durch ihn hatte Cuper wohl die beiden Statuen aus dem sibirischen Grab zu Gesicht bekommen – wohl allzu eilig gelesen und dabei aus *gout* – niederländisch für Gold – *hout* – niederländisch für Holz – gemacht habe.<sup>386</sup> (Vgl. Abb. 19)

Der Irrtum war Cuper dadurch aufgefallen, dass er die beiden Statuen, wie er im Brief weiter schrieb, im April – des Jahres 1704 – selber in Amsterdam gesehen und mit eigenen Händen angefasst habe.<sup>387</sup> Offenbar hatte Cuper Witsen in dessen Kabinett in Amsterdam besucht und dabei ein persönliches Gespräch mit ihm geführt, welches in Form eines Briefwechsels weitergeführt wurde.<sup>388</sup>

Der Brief von Witsen, auf den Cuper sich hier bezog, war der vom 12. August 1703.<sup>389</sup>

<sup>386</sup> „Respondi tunc iis quas 1. Julii eiusdem anni ad me misisti, et pro modulo ingenii mei egi de variis rebus, et quidem de imaginucula hieroglyphica vel monstro potius in Siberia reperto. Ligneam eam esse significavi, sed errari largiter, et properanter nimis legi epistolam amplissimi Wizenii Belgiacam, atque ex *gout* feci *hout*.“ Cuper – Leibniz 10. September 1704 in: Babin, Malte Ludolf; van den Heuvel, Gerd; Stuber, Regina (Hgg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Allgemeiner und politischer Briefwechsel (Band 23, Januar-September 1704), Hannover 2013.

<sup>387</sup> „est enim ex auro, illamque manibus tractavi et oculis meis vidi Aprili proximo Amstelædami.“ Cuper – Leibniz 10. September 1704 in: Babin, Malte Ludolf; van den Heuvel, Gerd; Stuber, Regina (Hgg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Allgemeiner und politischer Briefwechsel (Band 23, Januar-September 1704), Hannover 2013.

<sup>388</sup> Zu Witsens Kabinett, das wohl für Zeitgenossen die berühmteste Sammlung von Asiatica in Nordeuropa darstellte vgl. Peters, Marion: *De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam*, Amsterdam 2010. pp. 456-457.

<sup>389</sup> Witsen – Cuper 12. August 1703 in: Gebhard, J.F.: *Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen* (2 Vols.) Utrecht, 1882.

Witsen beschrieb darin zumindest eine der beiden Statuen. Er berichtete, dass ihm eine Statue mit dem Körper eines Truthahns oder Hahns mit ausgestreckten Flügeln geschickt worden sei, die den Kopf eines Mannes trägt, aus Gold ist und unter einem Grabhügel gefunden worden war, in dem auch viele Knochen lagen. Der Vogel, der ungefähr zwei Daumen groß sei, so Witsen weiter, erinnere ihn an ägyptische Gottheiten, die man dort als Grabbeigabe kenne.<sup>390</sup> (Vgl. Abb. 19)

Mit dem Verweis, diese Statuen erinnerten ihn an ägyptische Gottheiten, griff Witsen eine bereits weiter vorne gemachte Verbindung auf, nämlich die zwischen der ägyptischen Religion und anderen fernöstlichen Religionen. Diese Theorie ging auf Athanasius Kirchers Schüler Martino Martini zurück, der, wie Kircher zuvor schon die ägyptische, die altchinesische Tradition als figuristisch verbunden mit dem Alten Testament dargestellt hatte.<sup>391</sup> Der chinesische Kaiser *Fu-Hsi* war durch diese Erzählweise direkt inspiriert worden von Noahs Sohn Ham, welcher auch als der Gründungsvater der ägyptischen Religion nach der Sintflut galt. Implizit in dieser Theorie war, dass der Philosoph und Priester Hermes Trismegistos, der der Berater von Hams Sohn Nephraim war und als Erfinder der – geheimen – ägyptischen Schreibkunst galt, dieselbe Person wie *Fu-Hsi* war, dessen Regierung dadurch auch mit einer besonderen alten Weisheit in China verbunden wurde.<sup>392</sup> In dieser Interpretation war die chinesische, konfuzianische Kultur und deren Schrift lediglich ein Ableger der ägyptischen Kultur, welche nach Kircher bis vor die Sintflut zurückgereicht hatte.

Doch es waren nicht diese beiden Figuren, die La Croze eigentlich interessierten. Aus dem Briefwechsel von Witsen und Cuper am Ende des Jahres 1704, also relativ kurz nach Cupers Besuch bei Witsen in Amsterdam, gibt es einen weiteren Brief von Witsen, datiert vom 8. Dezember 1704. Darin schrieb dieser, er schicke Cuper zwei Kopien von einer Schüssel, die in Sibirien tief unter der Erde in einer Grabstätte gefunden worden sei. Witsen fuhr fort, er halte die Schüssel für altchinesisch und habe eine Abzeichnung nach Batavia gesandt und eine Übersetzung davon erbeten.<sup>393</sup> Die Schüssel und v.a. die darauf

390 „Ik kan niet nalaeten somtijts onder het krijgswesen te gedenken aan de liefhebberye, men heeft my gesonden uyt Siberien de aftekening van 't lighaem ener kalkoenm haen ofte hen met uytgestrekte vleugels, hebbende een hooft als van een man, dit is van gout in de aerde gevonden onder een welfsel of kelder onder een Heuvel daer veel doodsbeenderen bij lagen. De vogel heeft een grootestaert een het angesigt, hajr als van een man, de pooten sijn als van de vogel int geheel twe duim groot.“ Witsen – Cuper 12. August 1703 in: Gebhard, J.F: Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht, 1882. Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übertragung aus dem Niederländischen.

391 Vgl. dazu: Kircher, Athanasius. *Oedipus Aegyptiacus* (3 Bd.), Rom 1652-1655.

392 Vgl. Weststijn, Theijs: „Signs that signify themselves“: Writing with images in the Seventeenth Century in: Boots; Maat; Weststijn (Eds.): *The Making of the Humanities* (Vol. 1, Early Modern Europe), Amsterdam 2010. pp. 133-160. p.145.

393 „Hiernevens twee dubbelde van het schoteltje dat in Siberien diep onder aerde in een grafstede is gevonden, ik sie het aen voor out Sinees, en heb het reets na batavia om vertaling gesonden.“ Witsen – Cuper 8. Dezember 1704 in: Gebhard, J.F: Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht,



abgebildete Inschrift waren also die von La Croze erwähnten „Buchstaben“. (Vgl. Abb. 20)



Abbildung 20: Witsens chinesischer Spiegel aus einem sibirischen Grab, Abdruck eines Kupferstichs

In einem Brief an Cuper, fast ein Jahr später, datiert am 20. Oktober 1705 – Witsen hatte inzwischen die angeforderte Interpretation der Abzeichnung aus Batavia bekommen – wurde Witsen präziser, was die chinesische Schüssel anging. Er sprach hier von einer Schüssel oder einem Spiegel und davon, dass ein kundiger Chinese diese auf mehr als 1800 Jahre alt geschätzt habe. Die gemeinen Chinesen auf Batavia, so Witsen weiter, konnten die Schrift darauf – damit meinte er die Inschrift auf dem Spiegel – überhaupt nicht lesen.<sup>394</sup>

1882. Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übertragung aus dem Niederländischen. Witsen, der eine hohe Funktion in der holländischen VOC neben seinem Amt als Amsterdamer Bürgermeister bekleidete nutzte die ihm dadurch entstandenen Kontakte, um antiquarische Funde v.A. aus Asien nach Holland zu importieren. Dass solche Lieferungen auch misslingen konnten, zeigt der Rest von Witsens Brief, in dem er von anderen Kostbarkeiten aus einem sibirischen Grab – genauer gesagt von einer kostbaren steinernen Kanne – berichtete, die ihm mit einer Schiffsladung hätte zukommen sollen. Dieses Schiff sei aber von französischen Piraten vor Dünkirchen gekapert worden und so habe er alle darin mit großer Mühe gesammelten Kostbarkeiten verloren.

<sup>394</sup> „De Sinesche Spiegel of Schotel is een groote outheyt en seggen de kundige Sineesen dat over de agtienhondert jaer al gemaekt is geweest. De gemeene Sinesen op batavia konden het niet lesen,[...]“ Witsen – Cuper 20. Oktober 1705 in: Gebhard, J.F. Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht, 1882. Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übertragung aus dem Niederländischen.



Witsen hatte also seine Beziehungen nach Fernost<sup>395</sup> spielen lassen und nicht nur einen Spiegel aus einem sibirischen Grab bekommen, sondern auch eine Übersetzung der sich darauf befindlichen altchinesischen Schriftzeichen aus Batavia. Letzteres weist auch darauf hin, dass er in Europa niemand finden konnte, der fähig gewesen wäre, die Schriftzeichen zu übersetzen. Dies machte sie für den gelehrten Briefwechsel umso interessanter und erklärt auch das hohe Interesse, welches dem Spiegel im Gegensatz zu anderen chinesischen Objekten aus Witsens Sammlung entgegenbracht wurde.<sup>396</sup>

In einem nächsten Brief an Cuper vom 5. November 1705 schickte Witsen weitere Informationen über seine sibirischen Grabfunde. Darin berichtete er, dass man in Sibirien schon seit geraumer Zeit immer wieder bei Tobol, Tumen und Vergaturia Hügel auf dem flachen Land entdeckte, die erst zufällig und dann mit Absicht geöffnet worden seien. Darunter fand man ein Gewölbe, das mit Sand oder mit Holz bedeckt war und dessen Wände mit Salpeter bestäubt waren. Darin seien, so Witsen weiter, Überbleibsel von verstorbenen Menschen, Möbeln aller Art, Ohrringen, Armreifen, Bildern von Abgöttern, Metall-, Silber- und Kupferbecher gefunden worden. Zuerst, so Witsen weiter, hätten Bauern die Dinge einige Male gestohlen, um sie einzuschmelzen und den Wert daraus zu verkaufen.<sup>397</sup>

Die Beispiele – gemeint sind wiederum Objekte aus dem Grab – schrieb Witsen weiter, die ein gewisser Freund<sup>398</sup> ihm von dort mitgebracht habe, seien zusammen mit dem

395 Witsen hatte ein gut funktionierendes östliches Netzwerk, namentlich in Batavia und China den Justizrat Andreas Cleyer und den wiederum mit diesem befreundeten Jesuitenpater Philip Couplet. Vgl. Peters, Marion: *De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717)*, burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam, Amsterdam 2010. Couplet war Mitautor der *Confucius Sinarum Philosophus sive scientia sinensis latine exposita* gewesen. Wahrscheinlich hatte Witsen über diese beiden auch die Übersetzung des chinesischen Gelehrten, von der die Rede ist, besorgt.

396 Vgl. Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: *The Global Trajectory of Nicolaas Witsens Chinese Mirror* in: *The Rijksmuseum Bulletin* 63, 4 (2016), pp. 325-361.

397 „Het is sulx dat men sedert een geruyme tijt in Siberia wel digt bij Tobol, Tumen, Cergoturja en andere plaetsen Heuvels ten platten lande heeft ontdeckt, welke geopent werdende, eerst bij geval, en naderhant met opset, daer onder sie gevonden verwulfsels van ondar bedekt mit sijn sant, en mij dunkt ook met hout, de wante waren bedaekt met salpeter men siet er overblijfselen van vergaene menschen in, met huysraet van allerley aerd, oorhangsels, armringen, afgoden, ketingen, bekens van metal, so silver als coper, de boeren hielden dit int eerst verholten, dog eyndelijk de regenten aldaer dat Moscoviten sy, versamelden hetselve en niet curieus sijnde smolten sulx, om de waerdigtheyt van de stoffe.“ Witsen – Cuper 5. November 1705 in: Gebhard, J.F.: *Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.)* Utrecht, 1882. Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übertragung aus dem Niederländischen. Dass hochwertige antiquarische Funde von Nichtwissenden einfach gestohlen und verkauft wurden, war ein durchaus häufiger auftretendes Phänomen. Vgl. dazu auch: Hofmann, Balthasar M. *Von einem in der Gegend Merseburg neu entdeckten alten heydinischen Grabmahle*. Merseburg 1750.

398 Bei diesem „gewissen Freund“ Witsens handelte es sich wohl um Andrej Winus, den Witsen bereits aus den Tagen seiner ersten Russlandreise kannte, in der er wichtige Verbindungen innerhalb der deutschen Kaufmannschaft in Moskau geknüpft hatte. Winus war zum orthodoxen Christentum konvertiert, völlig assimiliert in den höchsten Kreisen Moskaus und außerdem ein persönlicher Vertreter des Zaren. Damit war er verständlicherweise der optimale Informant für Witsen. Hinzu kam, dass er seit 1703 auch Kanzler im sogenannten „sibirischen Departement“ wurde. In dieser Funktion veranlasste er wohl auch die im Brief erwähnte Ausgrabung, bei der der Spiegel und die Abbilder der Gottheiten ans Tageslicht gelangten. Dies kann man aus Cupers „Iter Amstelaedamense“ erfahren, einer Art Reisebericht von

Spiegel und den Abbildungen – den oben beschriebenen, kleinen Statuen – ans Tageslicht gekommen, als er die Bauern gefragt habe, ob sie mit ihm gemeinsam ein Grab öffnen wollten. Witsen tat kund, er habe den Spiegel nach Rom geschickt, um die Jesuitenpatres zu bitten, die Charaktere darauf auszulegen, aber niemand, auch nicht die, die schon lange in China lebten, könnten dies. Sie sagten nur, dass es sich um ein „gebrochenes“ Chinesisch handle. Auch in Batavia, bemerkte Witsen weiter, konnte es erst keiner erklären, obwohl es dort über 10.000 Chinesen gebe. Der General<sup>399</sup> überbrachte es von dort nach China, um es einem gelehrten Chinesen zu zeigen, der feststellte, dass die Schlüssel 1800 Jahre alt und die Schriftzeichen altchinesisch seien.<sup>400</sup> Witsen knüpfte an, er schicke zwei Kopien des Spiegels mit den darum herum angeordneten Buchstaben (Vgl. Abb. 18) und ein beigelegtes Blatt mit der Erklärung der altchinesischen Schriftzeichen sowohl in modernem Chinesisch, als auch in Niederländisch.<sup>401</sup> Zweiteres ist auch in Witsens 1705er Ausgabe der *Noord een Oost Tartarye* abgedruckt (Vgl. Abb. 21).

---

verschiedenen niederländischen Kabinetten. Dieser Bericht ist außerdem die einzige Quelle, in der Winus namentlich erwähnt wurde, woraus sich die Frage ergibt, warum Witsen ihn nie – wie im zitierten Brief, in dem er von einem „gewissen Freund“ redete – beim Namen nannte. Es ist gut möglich, dass Witsen Winus vor eventuellen Intrigen am Zarenhof schützen wollte, die zu einer Anklage durch seine westlichen Kontakte hätten führen können. Es könnte aber auch gut sein, dass Witsen einfach darauf bedacht war, diese Informationsquelle für Antiquitäten für sich selbst zu behalten und nicht innerhalb der Gelehrtenrepublik Preis zu geben. Vgl. dazu: Peters, Marion: *De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam*, Amsterdam 2010. pp. 103-108.

399 Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich hierbei um den oben erwähnten Andreas Cleyer.

400 „De monsters, die seker vrint van mij van dar gebragt heeft, nadat sij getragt hadde een heuvel in sij bijsijn te openen, als wanneer het gemelde met de spiegel voor den dag quam, sy als de afbeelden hiernevens in mij dit gesonden sijnde, heb ik dien spiegel na Romen en elders gesonden, om de paters Jesuiten te vragen of sij de characteres konden uytleggen, nimant was die hed konde doen, selff die lange jaeren in Sina hadden gewoont, bekenden sulx niet de konnen doen, alleen dagt hen het gebrooken sinees te sy, ik sont het dan na batavia alwaer meer als tiendusent sinesen sinesen sijn, nimant verstaet het, dog de generaer dede het overbringen na Sina om aen geleerde sinesen te vertonen, en die explicatie to versoecken, so als geschiede, de schotel is dan gemaekt vooe agtienhondert jaeen, en het is sekerlijk out Sinees nu mest onbekent.“ Witsen – Cuper 4. November 1705 in Gebhard, J.F.: *Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen* (2 Vols.) Utrecht, 1882. Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übertragung aus dem Niederländischen.

401 „Ik sende hier nevens twe afdruksels van de schotel of spiegel, met de letters rontsom, de verkeerde sijde is vlak. Ik hebbe daerbij gedaen een blat dat ik heb laeten snijden, met de hedendagse sinesche en nederlantse explicatie daer bij, [...]“ maer gelijk ik wel lijden mag, dat dese twe exemplaertjens werden versonden, met de characters, opdat sij heeren geleerden daerop speculeeren en sulx explicereen na haer verstant.“ Witsen – Cuper 4. November 1705 in Gebhard, J.F.: *Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen* (2 Vols.) Utrecht, 1882. Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übertragung aus dem Niederländischen.



Abbildung 21: Erklärung der Inschrift auf dem chinesischen Spiegel aus Witsens *Noord een Oost Tartarye* von 1705

Cuper sei es erlaubt, so Witsen weiter, die beiden Kopien des Spiegels an verschiedene Gelehrte weiterzureichen, damit diese über deren Erklärung weiterhin spekulieren könnten. Das beigelegte Blatt mit der neuchinesischen und niederländischen Übersetzung solle Cuper jedoch für sich behalten und noch nicht öffentlich machen. Er habe es bereits mit seinen Kommentaren versehen, so Witsen, und auch gedruckt, könne es aber erst in mehr als einem Jahr herausgeben, da seine Karten noch nicht fertig seien. Er fürchte nämlich, dass sonst die Gelehrten in Deutschland, London, Paris und anderswo diese Sachen bereits eher in ihren Journalen ans Licht bringen würden.<sup>402</sup>

402 „[...] maer gelijk ik wel lijden mag, dat dese twee exemplaertjens werden versonden, met de characters,

Die Kopien der Kupferstiche des Spiegels waren, genau wie eine Abbildung davon mit der neuchinesischen und niederländischen Übersetzung, 1705 in der zweiten Edition von Witsens Hauptwerk *Noord en Oost Tartarye* abgedruckt, das zum Zeitpunkt als er den Brief an Cuper schrieb, bereits erschienen war. Witsens Geheimhaltungsanstrengungen bezogen sich also offensichtlich auf die Anmerkungen, die er auf dem beigelegten Blatt gemacht hatte. Wahrscheinlich waren sie für die von ihm geplante und auch von Leibniz und La Croze oft angemahnte dritte Edition dieses Werks angedacht, die er aufgrund der schlechten Qualität der Kupferstiche seiner Russlandkarte lange nicht veröffentlichen wollte und konnte.<sup>403</sup> Die Karte, die bereits 1692 zum ersten Mal gedruckt worden war, war das eigentliche Herzstück seines Werkes und den meisten Zeitgenossen war wohl klar, dass der Rest davon hauptsächlich als Kommentar zu dieser Karte, die er in den folgenden Jahren stets in ihrer Qualität zu verbessern suchte, zu sehen war. Dass Witsen ab 1705 immer skeptischer gegenüber seinen Korrespondenzpartnern wurde und sich um den potentiellen Diebstahl seines geistigen Eigentums sorgte, hatte aber auch mit seiner zunehmenden politischen und persönlichen Isolation zu tun.<sup>404</sup> In diesem Sinne ist es auch verständlich, dass Witsen sich Cupers Vorschlag, die Informationen an Dritte, deren Expertenwissen er sich dazu erhoffte weiter zu geben, zu entziehen suchte. Man kann darüber hinaus auch gut erkennen, dass mithilfe der in der Einleitung beschriebenen, vertrauensbasierten Kommunikation innerhalb der gelehrten Briefwechsel es durchaus möglich war, die Weiterleitung von gewissen Informationen zu verhindern, indem man dies explizit ausdrückte.

Erst einige Jahre später also flammte das Interesse an dem Spiegel, und damit auch an der Beschaffenheit der altchinesischen Schriftzeichen, durch La Crozes' Nachfrage, wieder auf. Es ist als nächstes sinnvoll, in den Brief von Cuper an La Croze vom 19. November

---

opdat sij heeren geleerden daerop speculeeren en sulx expliceeren na haer verstant. So versoeke dat het groote blat daer het nieve sinees en hollants bij staet, onder Ued. moge werden bewaert, want ik hebbe reets dese dingen en my commentarien gebracht, en die uytgelegt, na der Sinesen en my manier en kennis, wesende sulx reets gedrukt, dog kan het selve, om recht uyt te spreken, omdat in geen met de kaerten nog kan gereet sijn, nu not niet gemeen maeken, sorgende dat so sulx dede, dat de geleerden in Duijtsland, tot London en Parijs, het selve aenstonts in haere journaelen op hun eygen nam aent licht soudén geven, [...]“ Witsen – Cuper 4. November 1705 in Gebhard, J.F.: *Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen* (2 Vols.) Utrecht, 1882. Ich danke Dr. Dirk Jansen für die Hilfe bei der Übertragung aus dem Niederländischen.

403 Diese dritte Ausgabe erschien schließlich 1785. Zu den Verzögerungen der von Witsen in Auftrag gegebenen Kupferstiche vgl. Peters, Marion: *De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam*, Amsterdam 2010. pp. 169-184.

404 Witsens engster Freund Freund Johann Hudde war 1705 gestorben und Witsen selber war seit dieser Zeit auch nicht mehr amtierender Bürgermeister von Amsterdam, sondern nur noch Schatzmeister am Rechnungshof. Dies wirkte sich auch auf seinen Stand bei der VOC und die damit verbundenen wissenschaftlichen Kontakte aus. Vgl. dazu: Peters, Marion: *De wijze koopman – Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC- bewindhebber van Amsterdam*, Amsterdam 2010. pp. 55-56.

1708 zu sehen. Cuper ging darin auf La Crozes Bitte aus dem Brief vom 25. September 1708 ein. Er, so Cuper, erwarte jeden Tag Antwort von Witsen, den er um eine – weitere – Kopie der chinesischen Buchstaben, über die La Croze gesprochen hatte, gebeten habe. Der „illustre Magistrat“ - Witsen - sei der Besitzer dieses Spiegels, auf dem sich die Zeichen befänden. Zudem habe er diesen in Kupfer stechen lassen. Cuper fuhr fort, er werde La Croze das einzige Exemplar – er meinte damit wohl den Abdruck eines Kupferstichs des Spiegels – davon schicken, das er habe, und er hoffe, er werde bald ein Neues von Witsen bekommen. Jedoch, wenn Witsen es vergessen sollte, könne La Croze seinen – gemeint ist der Abdruck eines Kupferstichs des Spiegels – trotzdem behalten. Schließlich sei er bei ihm ohnehin in besseren Händen, so Cuper, da er selber nichts davon verstehe, was er – in sicherlich falscher Bescheidenheit – mit dem lateinischen Zitat „Davus plane sum et spero in te inventurum Oedipum“ untermauerte.<sup>405</sup>

Cuper wusste im Übrigen zu diesem Zeitpunkt, dass der Originalspiegel nicht mehr existierte, da Witsen ihn wohl gegen Ende des Jahres 1705 auf den Boden fallen gelassen hatte, auf dem er zersplittert war.<sup>406</sup> Jedoch verschwieg er diesen Vorfall gegenüber La Croze. Cuper fuhr fort, er habe von der Inschrift auch eine Erklärung, die von Chinesen aus Batavia gemacht worden war und Père Bonjour<sup>407</sup> habe auch etwas dazu gesagt. Der Bischof von Rosalie<sup>408</sup>, der lange in China war, habe nichts zur Entschlüsselung beigetragen, obwohl Cuper ihm Kopien sowohl nach Rom als auch nach Paris geschickt habe. Er werde, schrieb Cuper – damit meinte er die Interpretation der Inschrift durch den Chinesen aus Batavia – die Erklärungen der Inschrift des Spiegels dieses Mal nicht mitschicken, sondern das nächste Mal, da er sie erst noch aus dem Niederländischen ins

405 [...]; j'attendois outre cela tous les jours réponse de Mr. Witsen, à qui j'avois écrit pour avoir une copie des Lettres Chinoises dont vous me parlez. Cet illustre Magistrat est possesseur du miroir, où ces caractères se trouvent, il l'a fait graver en cuivre, et je vous envoie le seul exemplaire qui me reste. J'espère qu'il m'en fera tenir un autre, et s'il oublie, le mien est à votre service, et vous pouvez le retenir; il fera ainsi en de meilleures mains que les miennes, car je n'a vois goutte, oui *Davus plane sum et spero in te inventurum Oedipum*." Cuper – La Croze 19. November 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755. Das Zitat stammte aus der Komödie *Andria* von Terenz. Darin tat der Sklave Davus diesen Ausspruch, um sich selber als schwache Persönlichkeit darzustellen – nicht fähig dazu, schwierigere Aufgaben zu übernehmen – im Gegensatz zu Ödipus, dem König von Theben, der das Rätsel der Sphinx zu lösen vermochte. Innerhalb von gelehrten Briefwechseln aber hatte so eine Äußerung sicherlich auch die Funktion, den Informationsfluss zu einem Thema zu stimulieren und Cuper verwendete das Zitat hier wohl in diesem Sinne. Im Zusammenhang mit der Abbildung des Spiegels, von der – wie Cuper behauptete – er La Croze seine einzige Version zukommen ließ, hieß das auch, dass er ihn durch die Zuweisung der größeren Expertise in Zugzwang brachte, ihm neue Ergebnisse zu der Inschrift zu liefern.

406 Vgl. Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: *The Rijksmuseum Bulletin* 63, 4 (2016) pp. 325-361.

407 Hier bezog sich Cuper noch einmal auf den Besuch Bonjours im Dezember 1707.

408 Artus de Lionne, Bischof von Rosalie (1655-1713): Französischer Abt, der erst in Siam, dann in China als Missionar tätig war. Im Ritenstreit hatte er einen den Jesuiten entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. Er war 1702 nach Europa zurückgekehrt zusammen mit dem zum Christentum konvertierten Chinesen Arcadio Huang.

Lateinische oder Französische bringen müsse.<sup>409</sup>

Schon bald, am 4. Dezember 1708, schrieb Cuper den nächsten Brief an La Croze. Darin befanden sich auch die Interpretationen der Schriftzeichen auf dem Spiegel. Die Abdrücke der Kupferstiche hatte er La Croze bereits mit dem Brief am 19. November zugesandt, so hatte er es zumindest mitgeteilt.<sup>410</sup> Die Öffentlichkeit – damit meinte er wohl hauptsächlich sein eigenes, weit ausgreifendes Netzwerk in der Gelehrtenrepublik – so Cuper, wäre La Croze zweifellos zu großem Dank verpflichtet, wenn er neues Licht auf die Sache werfen könnte. Zudem würde er ihm, Cuper, selber eine große Freude machen, wenn er ihm sein Urteil darüber mitteilen würde.<sup>411</sup>

Cuper schrieb weiter, es sei von Bedeutung, darüber nachzudenken, welche Gründe es gegeben habe, dass die Menschen, die dort begraben lägen, China verlassen und sich in so ein unpraktisches Gebiet transferiert hätten. Woher die Chinesen diese Kenntnis hatten, solche Ungeheuer zu schaffen, um sie anzubeten, könne er sich nicht erklären, so Cuper.<sup>412</sup> Er bezog sich dabei auf die beiden Statuen, die neben dem Spiegel in dem Grab gefunden worden waren (Vgl. Abb. 19).

Ähnlich wie schon in der Debatte um Persepolis war Cuper auch hier im Gegensatz zu Leibniz und La Croze wieder sehr stark an großflächigen, zivilisatorischen Prozessen interessiert, die er in den Rahmen einer alttestamentarischen Narrative einordnen wollte. Cuper forderte La Croze dazu auf, er solle mithilfe der chinesischen Bücher aus der königlichen Bibliothek erfahren, ob diese Nation – die Chinesen – mithilfe einer Armee so weit – nach Westen – vorgestoßen sei in der Herstellungszeit des Spiegels – also um ca. 100 v. Chr. Ihm scheine es, so Cuper weiter, dass es sich dabei nicht um einen Krieg gehandelt habe, sondern vielmehr um eine Gesandtschaft oder eine Gruppe von Exilanten.

409 „J'en ai pourtant une explication, faite par les Chinois, qui sont établis à Batavia, et le Père Bonjour m'en a écrit aussi quelque chose; mais l'Évêque de Rosalie, qui a été longtems à la Chine, n'a pas pu réussir, quoique je lui en aye fait tenir des copies tant à Rome qu'à Paris. Je ne vous envoie pas à cette heure ces explications, je le ferai néanmoins dans la suite, n'ayant pas le tems de mettre en Latin ou en Francois, ce que Mr. Witzen a reçu des Indes en Flamand.“ Cuper – La Croze 19. November 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

410 Vgl. Cuper – La Croze 19. November 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

411 „Le Public vous seroit sans doute fort obligé, si vous y pouviez donner plus de lumière, et vous me ferez un grand plaisir en me communiquant von judicieuses Réflexions.“ Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

412 „Il y a principalement, à ce qu'il me me semble à considerer, quelle peut être la raison qui a obligé les gens, qui y sont ensevelis, de sortir de la Chine, et de se transferer dans un Pays presque impraticable; et d'ou les Chinois ont appris à faire de tels monstres pour les adorer.“ Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Als Grund führte er an, dass all das, was ihm Witsen von den Grabfunden überliefert habe – Schmuck, Hausrat, die Statuen der Idole, die La Croze, so Cuper, sicher bei Leibniz schon gesehen habe – nicht den Anschein gemacht habe, als hätten sie Soldaten gehört. Diesen hätte man doch sicher Waffen als Grabbeigaben beigelegt.<sup>413</sup>

Cuper fuhr fort mit seinen Spekulationen über die Grabfunde und kam auf den Spiegel zurück. Er schrieb, man brauche keine Rücksicht zu nehmen auf die ursprünglichen Einwohner des Landes – womit er wohl Tataren, Mandschuren, Samojeden und andere lokale Stämme meinte – die niemals Kenntnis von so einem Gerät – dem Spiegel – gehabt hätten. Ferner seien sie – als Hersteller des Spiegels – ausgeschlossen wegen der chinesischen Schriftzeichen, die sich darauf befänden.<sup>414</sup>

Im Folgenden bezog sich Cuper noch einmal auf die beiden Statuen aus dem Grab. Nachdem diese Nation – gemeint sind die Chinesen – sich heute nicht mehr mit solchen Idolen schmücken würden, zumindest soweit er, Cuper, wisse, wäre es eine großartige Sache, wenn man deren Herkunft bestimmen könnte. Er hoffe dabei auf La Crozes' Wissen in dieser Sache. Er fuhr fort, dass er es – bezüglich der beiden Statuen – nicht wage, von jüdischen Cherubim oder ägyptischen Idolen zu reden. Er glaube nämlich, weder die Ägypter noch die Juden seien so weit nach China vorgedrungen, wobei laut Herodot Sesostri bis nach Tanais gekommen sei.<sup>415</sup> Darüber hinaus habe er irgendwo auch gelesen, dass es in einer bestimmten chinesischen Provinz viele Juden gegeben habe.<sup>416</sup>

#### Im Hinblick auf die bereits angesprochene Verbindung zwischen der ägyptischen und

413 „La bibliothèque du Roi est sans doute fournie des Livres Chinois, et vous y pourriez apprendre si cette nation a pénétré si avant avec une armée, au tems qu'on conjecture que ce miroir a été fait. Je ne suis pas pourtant pour la guerre, mais plutôt pour une ambassade, ou pour des exilés. [...] qu'on y a trouvé des os des morts, des meubles de toute sorte, des pendants d'oreille, des brasselets, des chains, des pots faits d'argent et de cuivre, et des Idoles, entre lesquelles étoient les deux dont je vous envoie les Copies, quoique vous les ayez vues sans doute autrefois chez Mr. de Leibnitz. Car il me semble que cet appareil ne convient pas aux soldats, avec qui on mettoit presque partout les armes dans les tombeaux.“ Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

414 „L'on ne peut faire aucune attention sur les naturels du Pays, qui ne savent rien d'un tel appareil, et qui en sont exclus, par les caractères Chinois, qui sont écrits sur le miroir.“ Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

415 Gemeint ist hier wohl der vom ägyptischen Herrscher Sesostri durchgeführte Feldzug gegen Skythen und Thraker, der in Herodot II 103,1 geschildert ist. Dieser Feldzug, bei dem Sesostri eben weit genug nördlich kam um den Fluß Tanais zu überschreiten, fand laut Herodots Chronologie ca. 900 Jahre vor dessen eigener Zeit, also ca. 1400 v. Chr. statt. Vgl. Bichler, Reinhold: *Herodots Welt – Der Aufbau der Historie am Bild der fremden Länder und Völker*, Berlin 2001.

416 Damit bezog sich Cuper auf die Debatte um chinesische Juden in der Stadt Kaifeng. Matteo Ricci hatte 1605 die aufsehenerregende Entdeckung gemacht, dass dort eine kleine jüdische Gemeinde existierte, die einen eigenen Pentateuch besaß, sich selber aber als Israeliten, nicht als Juden bezeichnete. Dies führte im Laufe des 17. Jh., ähnlich wie bei den Samaritanern, zu zahlreichen Spekulationen darüber, woher und wann diese Juden nach China eingewandert waren und ob man ihnen ein besonders hohes Alter zuweisen konnte, wie der Polyhistor Athanasius Kircher glaubte, der in ihnen unmittelbare Nachkommen von Noah sah. Vgl. Widmeier, Rita: *Zur Frage der Juden in der Korrespondenz von G.W. Leibniz* in: Malek (Ed): *From Kaifeng to Shanghai. Jews in China*, Nettetal 2000. S.559-588

der chinesischen Sprache war Cuper offenbar anderer Meinung und er hielt wohl die chinesische für eine eigenständige, die nicht abhängig von der ägyptischen war. In dieser Annahme folgte Cuper wohl wie viele Niederländer seiner Zeit – auch Witsen hatte lediglich von einer Ähnlichkeit zu ägyptischen Gottheiten gesprochen – der Interpretation des Isaac Vossius, der die chinesische Sprache als eigenständig und unabhängig von der ägyptischen wahrgenommen hatte. Im Zusammenhang damit wurde auch von Vossius das besonders hohe Alter der chinesischen Quellen als Hinweis dafür anerkannt, dass chinesisch die älteste Sprache der Menschheit war. Dass die altchinesischen Hieroglyphen, obwohl sie, wie Zeitgenossen um 1700 glaubten, beinahe 5000 Jahre alt waren, immer noch verstanden werden konnten, wurde von Vossius als starkes Argument für die Wahrheit des Alters der chinesischen Zivilisation genommen.<sup>417</sup>

Es wurde bereits gezeigt, dass figuristische Argumentationen, welche die chinesischen Annalen in die biblische Chronologie der *Vulgata* integrieren wollten, ambivalente Konsequenzen hatten, nicht nur, weil die chinesische Sprache dadurch als älteste der Welt gelten musste, sondern nach dieser Chronologie bereits vor der Sintflut existiert haben musste, woraus auch der Status der in ihr gespeicherten besonderen Weisheit resultierte, der eigentlich der hebräischen Ursprache vorbehalten war. Vossius hatte im Gegensatz dazu seine eigene biblische Chronologie durch historische Kontextualisierung, unabhängig von den genannten figuristischen Argumentationsweisen, entwickelt. Darin hatte er aber allein die Chronologie der *Septuaginta* als gültig anerkannt, nach der die Sintflut ca. 650 Jahre früher als nach der *Vulgata* stattgefunden hatte und somit die chinesischen Quellen nach der Sintflut integriert werden konnten. So oder so war der Status des chinesischen als besonders alte Sprache, die unabhängig von den ägyptischen Hieroglyphen war, dadurch festgeschrieben worden. Das hatte aber nicht zwangsläufig brisante Konsequenzen vor der Folie der antiquarischen Problemlagen um 1700, denn die Schriftzeichen galten ja als hieroglyphische, deren Existenz vor dem hebräischen Alphabet allgemein anerkannt war. Die chinesische ersetzte jedoch dadurch die – unbekannte – hebräische Ursprache.

Cuper schrieb weiter, er glaube, dass diese beiden Idole ihren Ursprung den Chinesen selber zu verdanken hätten und dass sie vielleicht Talismane seien, da man auf dem Spiegel auch von einem Gott spreche. Witsen habe ihn informiert, dass chinesische Damen sich gar bis zum jetzigen Zeitpunkt solcher Spiegel bedienten.<sup>418</sup>

417 Vgl. Weststijn, Theijs: „Signs that signify themselves“: Writing with images in the Seventeenth Century in: Boots; Maat; Weststijn (Eds.): *The Making of the Humanities* (Vol. 1, Early Modern Europe), Amsterdam 2010. pp. 133-160.

418 „Mais puisque cette Nation ne se sert pas aujourd'hui de telles Idoles, au moins que je scache, ce seroit une belle entreprise que d'en découvrir l'origine, au moins probablement. Je confesse mon ignorance et



Cuper unterschied also deutlich zwischen der chinesischen Kultur als einer hoch entwickelten, deren Altertum, so wurde ja bereits ausgeführt, entweder in die alttestamentarische Narrative integriert oder zumindest zu ihr in Bezug gesetzt werden konnte und den sibirischen Völkern, bei denen dies eben nicht möglich war und die wohl nicht zuletzt deshalb, wie später noch klarer wird, eher dem Bereich der Naturgeschichte zugeordnet wurden.

Cuper jedenfalls verortete den Spiegel als unabhängig von einer eigenständigen, zwischen Russland und China angesiedelten, sibirischen Kultur und stellte die Frage nach der Ausbreitung der chinesischen Kultur nach Sibirien um ca. 100 v. Chr. in den Mittelpunkt, um den historischen Kontext des Spiegels als Grabfund – nicht den der Inschrift selber, die im nächsten Teilkapitel besprochen wird – zu erschließen.

Es ist an dieser Stelle noch einmal sinnvoll, im Rahmen einer konstellatorischen Untersuchung von „unfertigem“ Wissen einige Erkenntnisse der modernen Archäologie über den Spiegel einfließen lassen. Zuerst muss erwähnt werden, dass Witsen, Cuper und Leibniz keinesfalls antiquarisches Neuland betraten. Es gab eine chinesische antiquarische Tradition, die der europäischen durchaus ähnlich war. Diese lässt sich schon für die Han Dynastie (ca. 200 v. Chr. - ca. 200 n. Chr.) – aus der der Spiegel wohl stammte – festhalten, erlebte aber v.A. ab der mittelalterlichen Song-Dynastie (960 – 1279 n. Chr.) eine Hochzeit.<sup>419</sup> Dabei gab es sogar in einem der großen antiquarischen Projekte dieser Zeit, dem Bogutu Katalog,<sup>420</sup> ein eigenes antiquarisches Unterfeld nur für Spiegel.<sup>421</sup> Bezeichnenderweise wurde in der Song-Dynastie das Erbe des Han-Imperiums deshalb besonders hochgehalten, weil es in enger Verbindung zu den konfuzianischen Klassikern stand.<sup>422</sup> Auch Kopien der Spiegel aus der Han-Zeit wurden während dieser Zeit

---

j'ai recours à vous; je vous prie de vouloir vous y appliquer, et de nous apprendre des choses qui sont si extraordinaires. Je n'ose pas parler des Cherubims des Juifs, ou des Idoles des Egyptiens, et je croi que ni les uns ni les autres n'ont jamais pénétré jusques dans la Chine, ou dans la Siberie, quoique Sesostris se soit avancé jusques au Tanais selon le témoignage de Hérodote II.103 et que j'aye lu quelque part, qu'on avoit trouvé beaucoup de Juifs dans quelque Province de la Chine. Mais je crois que ces Idoles doivent leur origine aux Chinois même, et que ce sont peut-être des Talismans, parce qu'on parle d'un Dieu sur le miroir. Je l'appelle ainsi après Mr. Witsen, qui m'a informé, que les dames Chinoises se servent encore aujourd'hui de semblables miroirs.“ Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

419 Vgl. Miller (Ed.): *Antiquarianism and Intellectual Life in Europe and China 1500-1800*, Michigan 2012. pp. 1-25.

420 Zu dem Bogutu-Katalogisierungen siehe: Schnapp, Alain: *Die Entdeckung der Vergangenheit – Ursprung und Abenteuer der Archäologie*, Stuttgart 2009.

421 Vgl. Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: *The Global Trajectory of Nicolaas Witsens Chinese Mirror* in: *The Rijksmuseum Bulletin* 63, 4 (2016), pp. 325-361.

422 Es war wohl der Kaiser Wu-Ti, der als Erster eine gerechtere Herrschaft in einem reformierten Reich mit der konfuzianischen Philosophie zusammenbrachte. Konfuzianische Auffassungen von Pflicht und Treue dienten dabei auch zur Festigung eines Berufsbeamtentums und einer zentralistischen Bürokratie, die den Aufstieg bestimmter politischer und militärischer Klassen der Bevölkerung begünstigte. Der Konfuzianismus nahm in diesem Prozess auch Funktionen eines religiösen Kultes an, wozu auch der

produziert.<sup>423</sup> Es hätte also durchaus sein können, dass es sich bei Witsens Spiegel um eine mittelalterliche Kopie handelte. Die weiße und rostfreie Bronze jedoch wies eindeutig darauf hin, dass der Spiegel ein Original war. Durch archäologische Vergleiche mit ähnlichen Spiegeln kann man heute annehmen, dass der Spiegel auf die Zeit zwischen dem 1. Jh. v. Chr. und dem 1. Jh. n. Chr. zu datieren ist. Darüber hinaus haben Archäologen erst kürzlich herausgefunden, dass es in der Nähe der Stadt Linzi in der Provinz Shandong eine Spiegelschmiede gab, von der man annehmen kann, dass sie der Ausgangspunkt für Witsens Spiegel gewesen ist.<sup>424</sup>

Es bleibt die Frage, wie der Spiegel, wenn er in der Provinz Shandong im Süden Chinas gefertigt worden war, so weit nördlich und westlich bis nach Sibirien kommen konnte. Schließlich war er dort in einem Grab zusammen mit den Statuen der Tiere mit Menschenkopf (vgl. Abb. 19) und anderen von Witsen und Cuper als „tatarisch“ bezeichneten Juwelen sowie Knochen gefunden worden.<sup>425</sup>

Zu dem Fund des Spiegels in dem sibirischen Hügelgrab lässt sich noch hinzufügen, dass es weder um 1700 noch heute ungewöhnlich war, chinesische Artefakte in sibirischen Gräbern zu finden. Solche Funde wurden seitdem überall in der eurasischen Steppe gemacht und sie deuten auf kulturellen Austausch hin, der entlang von verschiedenen Seidenstrassen seit dem 2. Jh. v. Chr. stattfand.<sup>426</sup> Ein wichtiges Ereignis dabei war zu Beginn der Konsolidierung des chinesischen Han-Reiches im 2. Jh. v. Chr. die sogenannte *Xiongnu* Gefahr, ein Zusammenschluss von verschiedenen nomadischen Reitervölkern, die in dieser Zeit immer wieder Chinas Grenze von Norden her angriffen.<sup>427</sup> Es wäre eine Möglichkeit, dass der Spiegel ursprünglich durch einen Han-Chinesen im Krieg gegen die *Xiongnu* (Nomaden) nach Westen gekommen war und von dort entlang der nördlichen Seidenstrasse als Luxusgut gehandelt wurde.<sup>428</sup>

An der Stelle, an der das Grab entdeckt wurde, finden heutige Archäologen Überreste

---

Spiegelfund und dessen Einordnung durch Witsen und Cuper gut passt. Auch wurde während der Han-Dynastie nicht zufällig die chinesische Geschichte neu geschrieben und dabei auch alte Fabeln und Mythen neu geordnet. Parallelen zur europäischen Renaissance sind nicht zu übersehen.

423 Vgl. dazu: Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: The Rijksmuseum Bulletin 63, 4 (2016), pp. 325-361.

424 Vgl. dazu: Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: The Rijksmuseum Bulletin 63, 4 (2016), pp. 325-361.

425 Vgl. dazu: Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: The Rijksmuseum Bulletin 63, 4 (2016), pp. 325-361.

426 Vgl. von Falkenhausen, Lothar: Notes on the History of the „Silk Routes“. From the Rise of the Xiongnu to the Mongol Conquest (250 BC-783 AD) in: Mair, V.H. (Ed.): Secrets of the Silk Road, Anaheim 2010., S. 56-68.

427 Vgl. Pirazzioli-t Serstevens, Michèle: China zur Zeit der Han-Dynastie. Kultur und Geschichte, Fribourg 1982. Kapitel IV: Ein Zeitalter der Machtkonsolidierung (206-141 v. Chr.).

428 Vgl. Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: The Rijksmuseum Bulletin 63, 4, pp. 325-361.

verschiedener eurasischer Zivilisationen, was auf eine Region mit transkontinentaler Migration hindeutet. Die Objekte, die neben dem Spiegel in dem Grab gefunden wurden, konnten als sarmatisch identifiziert werden.<sup>429</sup> Das Volk der Sarmaten, welches bereits von Herodot als Nachbar der Skythen beschrieben wurde, bildete eine Kultur von Steppen-Nomaden, die sich vom Schwarzen Meer bis östlich der Wolga erstreckte.<sup>430</sup> Bis heute wurden in unmittelbarer Umgebung des Grabes, aus dem der Spiegel stammte, viele sarmatische Funde entdeckt. Darunter waren oft Objekte, die aus einer anderen Region importiert worden waren, was wohl auch im Fall der beiden Sphingen zutrifft, die jedoch im Kontext der chinesischen Kunst sehr viel schwerer einzuordnen und zu heutigen Forschungsergebnissen in Bezug gesetzt werden können. Leider lässt sich aus heutiger Sicht nicht feststellen, ob die Objekte aus dem Grab auch wirklich alle dort zusammen vergraben worden waren.<sup>431</sup> Witsens Aussage darüber, dass chinesische Damen bis in seine Lebenszeit solche Spiegel verwendet hätten lässt sich jedoch mit einer Erkenntnis aus der modernen Forschung zusammenbringen. Es war nämlich ein wichtiger Teil der Politik der aufsteigenden Han-Dynastie, außerhalb der gefestigten Grenzen in nomadisch besiedelten Gebieten tätigen Beamten luxuriöse Geschenke aus der Heimat zukommen zu lassen.<sup>432</sup>

### 3.3 Interpretationen der Inschrift auf dem Spiegel

Es ließe sich also spekulieren, dass der Spiegel, dessen Datierung der von Witsen engagierte gelehrte Chinese auch durchaus realistisch auf das 1. Jh. v. Chr. angesetzt hatte, eventuell durch einen chinesischen Provinzbeamten der Han-Dynastie nach Nordwesten gekommen ist. Die Herstellung von Bronzespiegeln war während der Herrschaftszeit des großen Han-Kaisers Wu besonders ausgeprägt und hing eng mit der Münzprägung in den verschiedenen Regionen des Reichs zusammen – wobei beide Aktivitäten wiederum auf zentralistische Anstrengungen zurückgeführt werden konnten. So weit zu den eher profanen Umständen des im Hügelgrab gefundenen Spiegels. Im Folgenden weitete sich die Debatte auf die darauf eingravierten chinesischen Schriftzeichen und damit auch auf

<sup>429</sup> Vgl. dazu: Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: *The Rijksmuseum Bulletin* 63, 4 (2016), pp. 325-361.

<sup>430</sup> Eggers, Martin; Ion, Ionitã: Sarmaten in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (RGA)*, (Band 26), Berlin 2005.

<sup>431</sup> Vgl. dazu: Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: *The Rijksmuseum Bulletin* 63, 4 (2016), pp. 325-361.

<sup>432</sup> Mazenid, Lucien: *China – Kunst und Kultur*, Freiburg 1980. Diese Narrative würde auch gut in den Zusammenhang mit den zentralisierenden Tendenzen der Han-Dynastie und der Sicherung der Seidenstrasse passen.

die Rolle der altchinesischen Schriftzeichen und der konfuzianischen Philosophie im Zusammenhang mit der alttestamentarischen Narrative aus.<sup>433</sup>

Im Anhang des Briefes vom 4. Dezember 1708 schickte Cuper an La Croze schließlich, wie am 19. November 1708 bereits angekündigt, die französische Übersetzung und Interpretation der Inschrift, die der gelehrte Chinese aus Batavia für Witsen gemacht hatte. Witsen hatte diese Übersetzung bereits am 20. Oktober 1705 an Cuper geschickt.

„Gott ist rein, er verweilt nicht und ist unbefleckt, er ist schön wie klares und leuchtendes Wasser. Wer von einem König oder Prinzen geliebt wird und – von diesem – mit vielen Sachen beschäftigt wird, muss ihn – den Prinzen – als einen Gott ansehen, er darf ihn nicht verletzen, denn sonst wird er wie Wasser sein, das steigt und wieder sinkt. Aber wenn der König jemanden zu großen Ehren erhebt und wenn er sieht, dass dieser jemand sich gut führt und zuverlässig ist, dann wird sein Herz sich mit Freude füllen, die so groß sein wird wie ein ganzes Meer. Man fürchtet seinen Meister, wenn man man Schlechtes tut, aber wenn man gut und gerade wandert, dann ist das Herz immer voll Freude und gut wie die Strahlen der Sonne. So wird man also von den Menschen wie ein Gott auf Erden angesehen, weil niemand Gott mehr ähnelt.“<sup>434</sup>

Witsen hatte dieser Interpretation hinzugefügt, Cuper müsse wissen, dass jeder einzelne Buchstabe der Chinesen ein ganzer Satz sei und dass es eine eigene Kunst unter den Chinesen sei, diese – Schriftzeichen – zu verstehen. Der Übersetzer aus Batavia, so Witsen weiter, habe sich darauf nicht in Perfektion verstanden, weshalb man überzeugt sei, dass die Schriftzeichen noch andere moralische Regeln enthielten.<sup>435</sup>

Witsen rezipierte also die Meinung des Übersetzers aus Batavia dahin gehend, dass die altchinesischen Schriftzeichen neben der offensichtlichen Bedeutung noch eine weitere,

433 Vgl. Pirazzioli-t Serstevens, Michèle: China zur Zeit der Han-Dynastie. Kultur und Geschichte, Fribourg 1982. Ebd. S.76.

434 „Dieu est pur, non fouillé et sans tache en tout; Dieu est beau, comme de l'eau claire et luisante. Qui est aimé d'un Roi, ou d'un Prince, et qui est employé dans beaucoup d'affaires, doit le regarder comme son Dieu, et il doit prendre garde de l'offenser, car s'il fait cela, il sera comme de l'eau qui monte et qui descend. Mais quand le roi élève quelqu'un à grand honneur, et quand il voit que sa conduite est bonne et louable; il se rejouit dans son coeur, autant que la grandeur de la Mer toute entière. L'on craint son maitre quand on fait du mal; mais quand on chemine bien et droitement, alors le coeur est toujours réjoui, et beau comme la splendeur du Soleil.“ Copie d'une Lettre écrite par Mr. Witsen, Bourguemaitre de la Ville de Amsterdam, à Mr. Cuper, Bourguemaitre de la Ville de Deventer. Traduite du Flamand en Francois in: Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

435 „Vous devez scavoir, Monsieur, que chaque Lettre des Chinois est une sentence et que c'est une étude parmi cette nation de les entendre et de les expliquer; l'Interprète Chinois à Batavia ne s'y connoissoit pas en perfection et c'est pour cela qu'on est persuadé que ces caractères contiennent encore d'autres règles de morale.“ Copie d'une Lettre écrite par Mr. Witsen, Bourguemaitre de la Ville de Amsterdam, à Mr. Cuper, Bourguemaitre de la Ville de Deventer. Traduite du Flamand en Francois in: Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

mysteriöse Bedeutung hätten. Dies war also ein Hinweis auf eine versteckte, alte, Weisheit, die sich hinter den Schriftzeichen verbarg. Witsen stimmte damit zumindest soweit überein, dass einen hieroglyphischen Charakter der altchinesischen Schriftzeichen annahm, als er erklärte, dass jeder einzelne Buchstabe einen ganzen Satz beinhalten würde. Aber auch Witsen hielt die chinesischen Buchstaben scheinbar für verbunden mit einer alten Weisheit, welche die Chinesen in seiner Zeit vergessen hätten, als er schrieb, dass diese – die altchinesischen Schriftzeichen – seit über 1000 Jahren ungenutzt seien und dass die Gemeinschaft der Chinesen sie nicht kenne. Er fuhr fort, das zu Lesende sei eine Devise eines alten chinesischen Kaisers, der kurz nach dem gebildeten und tugendhaften Konfuzius gelebt habe, den man mit Fug und Recht – vielmehr als Platon oder Seneca – einen Heiligen nennen könne. Man habe ihm bereits, so beschloss Witsen den Brief, zwanzig oder dreißig solcher oder ähnlicher Devisen von Königen und Weisen zukommen lassen, deren man sich auch heute noch bediene. Er habe noch nicht Zeit gehabt, diese zu untersuchen.<sup>436</sup>

Cuper schickte in dem Brief an La Croze vom 4. Dezember 1708 aber auch noch eine andere, alternative Übersetzung mit, die aus einem Brief des Abbé Bonjour stammte. Diesen Brief hatte Bonjour im Februar 1706 an Cuper geschickt, nachdem er von einem Missionar aus China, Artus de Lionne, dem von Cuper bereits weiter oben erwähnten Bischof von Rosalie, besucht worden war. Der Bischof war von der Inschrift auf dem Spiegel begeistert gewesen,<sup>437</sup> denn er reiste zu diesem Zeitpunkt gerade in der Begleitung zweier Chinesen durch Frankreich, wovon einer Arcade Hoang war, der sich auch mit dem chinesische Ritenstreit beschäftigte und das zentrale Problem von Witsens Übersetzung auf den Punkt brachte: Die Bedeutung des chinesischen Charakters *Ti'an*, der in der Inschrift auf dem Spiegel vorkam, entsprach eigentlich dem Himmel, war aber von den Jesuiten im Zuge der Ritendebatte, wie auch in der von Witsen beigebrachten Übersetzung, als Gott interpretiert worden.

---

436 „Et il est fort remarquable que ces Lettres sont hors d'usage il y a mille ans, et que le commun des Chinois n'y voit goutte. C'est une dévise d'un ancien Empereur Chinois, qui a vécu à peu près dans le tems du scavant et du vertueux Confucius, de qui on pouvoit dire avec plus de raison, O sanctus Confucius, que de Platon et de Seneque, qui ont été ainsi qualifiés par un autre.“ Copie d'une Lettre écrite par Mr. Witzen, Bourge maitre de la Ville de Amsterdam, à Mr. Cuper, Bourguemaitre de la Ville de Deventer. Traduite du Flamand en Francois in: Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

437 „Mensis est quum istac transiit Episcopus Rosaliensis habens iter in Galliam, ibi per annum moraturus. Impense oblectasset eum, quam mihi misisti, Sinicae Inscriptionis Interpretatio.“ Excerpta ex literis, quas Guilielmus Bonjour, Monachus Augustinianus misit xv. Kal. Feb. 1706 ad Gisbertum Cuperum in: Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

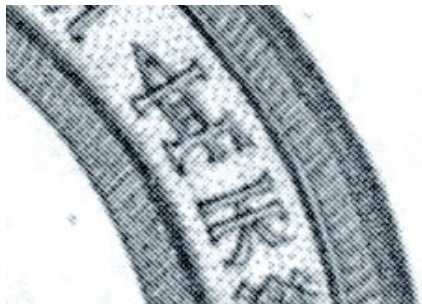


Abbildung 22: Altchinesisches Schriftzeichen auf dem Spiegel, das von der Konstellation als *Ti'an* interpretiert wurde

Bonjour gab in seinem Brief an Cuper die Interpretation des Bischofs von Rosalie und der zwei mit ihm reisenden Chinesen wider. Darin hieß es, dass man verwundert darüber sei, dass in Witsens Übersetzung der Inschrift häufig die Bezeichnung Gott vorkomme, wo es doch im Chinesischen kein Zeichen gebe, das einfach nur dieses Wort ausdrücke. Weiter hinten fuhr Bonjour fort, dass es jedoch das Zeichen *Ti'an* gebe, das den sichtbaren Himmel bedeute, welchen die Chinesen auch heute verehrten. Da der Bischof und die beiden Chinesen festgestellt hätten, dass die Inschrift auf dem Spiegel diesem Zeichen für Himmel gewidmet sei, dachte Bonjour, man könne Himmel mit Gott gleichsetzen.<sup>438</sup> Das altchinesischen Zeichen der Inschrift für *Ti'an* (Vgl. Abb. 22) – oder zumindest das, was die Interpreten der Inschrift dafür hielten – war also von Bonjour, dem Bischof von Rosalie folgend, als Himmel übersetzt worden, der wiederum mit Gott gleichgesetzt wurde.

Bonjour bezog sich im Folgenden dann auf die erste Zeile aus Witsens Übersetzung, in der der als Gott übersetzte Himmel mit Wasser gleichgesetzt wurde und zog daraufhin Vergleiche mit den Hebräern und den Kirchenvätern. Diese, und sogar Heiden wie Nonnus Panopolis, würden ebenfalls den Himmel und das Wasser oft gleichsetzen. Man kann an dieser Stelle durch Bonjours Argumentation erkennen, dass es neben der alten chinesischen Tradition auch andere gab, in der eine besondere, alte Weisheit im Sinne einer *philosophia perennis* vermutet wurde, welche die christliche Offenbarung gewissermaßen vorwegnahm. Daher sei es wohl zu rechtfertigen, dass die Chinesen mit dem Himmel, den sie als klar und schön wie Wasser bezeichneten, Gott meinten. Bonjour

<sup>438</sup> „Deum iterum ac saepius nominat monumentum hoc, quod maxime miror. Nam Sinae nullum norunt vocabulum, quo simpliciter et absolute Deum nominent [...]: vel adhibent nomen Thien proprium coeli materialis, quod hodie colunt. Cum Episcopus Rosaliensis, eisque duo Sinae, observaverint laudato in monumento Characterem, qui Coelum denotat, putarem Interpretem posuisse Deum pro Coelo.“ Excerpta ex literis, quas Guilielmus Bonjour, Monachus Augustinianus misit xv. Kal. Feb. 1706 ad Gisbertum Cuperum in: Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

schloss seinen Bericht mit einem stärkeren Plädoyer dafür, dass die Chinesen damals und heute dem sichtbaren Himmel Göttlichkeit zuschrieben. In diesem Sinne würden sie auch der Schönheit ihres Gottes die Schönheit von Wasser zuschreiben, genauso wie auch viele andere Heiden, die dem Wasser Göttlichkeit zugerechnet hatten.<sup>439</sup>

Der Begriff des Himmels hatte im chinesischen Ritenstreit eine besondere Bedeutung. Er wurde bereits zur Zeit Matteo Riccis von jesuitischen Missionaren benutzt, um im Sinne einer *philosophia perennis* Parallelen zwischen Christentum und Konfuzianismus zu finden. So wurde der Himmel, der offensichtlich in der konfuzianischen Tradition ein zentrales religiöses Prinzip darstellte, beispielsweise vom jesuitischen Gelehrten Giulio Aleni aufgegriffen und zu einem Prinzip einer christlich geprägten, rationalistischen Philosophie umgedeutet. Aleni redete beispielsweise vom Himmel als einem Vernunftsprinzip, das die Natur durchwallte. Im Übrigen wäre es laut Aleni sinnvoller vom „Herrn des Himmels“ zu sprechen und Konfuzius habe das auch in diesem Sinne gemeint. Dieser „Herr des Himmels“ sei aber natürlich Gott, der in seiner unendlichen Güte alle guten Dinge geschaffen habe, nicht zuletzt den Menschen, dem der „Herr des Himmels“ wiederum das himmlische Gesetz der Natur in die Seele gepflanzt hätte.<sup>440</sup>

Die Prinzipien der christlichen Moralphilosophie, die hier gleichsam in den Konfuzianismus hineingelesen wurden, trafen bei zahlreichen chinesischen Zuhörern, gerade bei hohen kaiserlichen Beamten, auf offene Ohren, denn diese neuartige Interpretation des Konfuzius schien für viele von ihnen als Lösung eines brennenden Problems, der Aufweichung der geistigen Grundlagen des Landes, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts zu einer allgemeinen Krisendiagnose gehörten und der man mit verschiedenen gearteten Reformen begegnen wollte.<sup>441</sup> Moralphilosophische Neuinterpretationen des Konfuzianismus konnten dabei ein Beitrag zur sozialen und politischen Erneuerung sein.<sup>442</sup> Dieser Bedarf wurde also von Jesuiten wie Aleni erkannt und geschickt genutzt, um ein als konfuzianische Moralphilosophie getarntes Christentum als Reform anzubieten. Im Zusammenhang damit wurde auch Europa als positives Beispiel bemüht,

439 „Juvant conjecturam haec verba: *Deus est tam pulcher, uti clara et liquida aqua*. Hebraei vocant Coelos Shamaïm, hoc est illic aquae. Caelestes aquas celebrant passim sacrae paginae, agnoscunt liberaliter Sancti Patres, admiserunt Gentiles ipsi, e quorum fabulis in Sexto Dionysiacorum vers. 331[...]. Deus ergo Inscriptionis Sinicae est meo iudicio Sinarum *Thien tam pulcher uti clara et liquida aqua*, utpote Coelum materiale.[...]. Mihi persuasissimum est Sinas aequae olim ac hodie, tribuisse divinitatem Coelo materiali.“ Excerpta ex literis quas Guilielmus Bonjour, Monachus Augustinianus misit xv. Kal. Feb. 1706 ad Gisbertum Cuperum in: Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755. Vgl. Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsens Chinese Mirror in: The Rijksmuseum Bulletin 63, 4 (2016), pp. 325-361.

440 Vgl. Friedrich, Markus: Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn, München 2016. S. 489.

441 Hier sind natürlich Parallelen zur großen skeptizistischen Krise Europas um 1700 zu sehen, wie sie Paul Hazard geschildert hat. Vgl. Hazard, Paul: Die Krise des europäischen Geistes 1680-1715, Hamburg 1939.

442 Vgl. Friedrich, Markus: Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn, München 2016. S. 490.

da dort die Verehrung des Himmels angeblich zu idealen Zuständen führte.<sup>443</sup>

Natürlich wurden die Jesuiten für so eine offensive Akkomodationsstrategie von vielen Seiten harsch kritisiert, ein Beispiel dafür war ja die bereits geschilderte Argumentation Bourguets entgegen Bouvets Figurismus. Man könnte die Kritik auch so zusammenfassen, dass die Jesuiten mit ihrer Strategie eher aus Christen Heiden denn aus Heiden Christen machen würden. Im Zusammenhang damit stand auch die Auffassung, dass es gerade aus religiösen Gründen unverzichtbar sei, eine möglichst vollständige Version des Christentums zu implementieren.<sup>444</sup>

Dabei war es mitnichten so, dass nur konfessionelle Gegner entsprechend scharf gegen die Jesuiten vorgingen. Die ganze Praxis der Akkomodation der chinesischen Riten wurde auch innerhalb der katholischen Kirche, v.a. auch von päpstlicher Seite her, kritisch gesehen und schließlich 1704 durch den Erlass einer päpstlichen Bulle erschwert.<sup>445</sup>

Die weiter oben geschilderte Übersetzung der chinesischen Vokabel *Ti'an* mit dem europäischen Wort für „Gott“ stand also in engem Zusammenhang mit einer figuristischen Interpretation der chinesischen Religion und mit der ganzen jesuitischen Praxis im Ritenstreit. Vor diesem Hintergrund ist auch die Interpretation der weiter oben erwähnten Inschrift, v.a. der des Schriftzeichens *Ti'an*, zu sehen.

An dieser Stelle können im Sinne einer konstellatorischen Untersuchung von „unfertigem“ Wissen zusätzlich zu der Verbindung des Themenkomplexes mit dem im Hintergrund stehenden Denkraum zu sprachwissenschaftlichen Fragen innerhalb der biblischen Frühgeschichte noch einige aktuelle Forschungsergebnisse zur Inschrift aus dem Spiegel hinzugezogen werden. Heutige archäologische Erkenntnisse können aufzeigen, dass der Spiegel gar nicht in dem vermuteten, religiösen Kontext zu sehen war. Vielmehr handelte es sich bei der Inschrift um eine von zahlreichen Varianten einer sogenannten *qingbai* Inschrift, die einem bestimmtem Reimschema unterlag. Die Bedeutung dieser *qingbai* Inschrift stammte hauptsächlich aus der ehelichen Liebesbekundung und drückte die Idee der gegenseitigen Loyalität und des Vermissens aus. Diese Art von Inschrift wurde besonders oft auf Spiegeln in Gräbern gefunden, da solche Spiegel wohl beliebte Abschiedsgeschenke waren, die dem Ehepartner mit ins Grab gegeben wurden.<sup>446</sup> Die religiöse Konnotation, die dem in der Konstellation untersuchten Spiegel zugerechnet wurde, rührte also von einer handfesten Verwechslung her. Der chinesische Gelehrte, der

443 Vgl. Friedrich, Markus: Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn, München 2016. S. 490.

444 Vgl. Friedrich, Markus: Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn, München 2016. S. 506-510

445 Vgl. Friedrich, Markus: Die Jesuiten. Aufstieg, Niedergang, Neubeginn, München 2016. S. 511-512

446 Vgl. Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: The Rijksmuseum Bulletin 63, 4 (2016), pp. 325-361.



die Übersetzung der Inschrift für Witsen angefertigt hatte, hatte wohl ein Zeichen der chinesischen Siegelschrift, das für den grammatischen Partikel „-er“ steht, mit dem Schriftzeichen für *Ti'an* verwechselt. Auch für die restliche Übersetzung muss festgehalten werden, dass diese im Kontext der *qingbai* Inschrift etwas komplett anderes bedeutete als in den Briefwechseln angenommen wurde.<sup>447</sup>

Bevor auf La Crozes' Antwort eingegangen werden soll, muss noch kurz die Verzögerung erwähnt werden, mit der Cuper die Kopien des Spiegels seinem Brief hinterherschickte, denn diese löste bei La Croze erhebliche Irritationen aus, was in seinem Brief an Cuper vom 9. Dezember 1708 dokumentiert ist. Die kurze Episode ist daher sehr aufschlussreich, um noch einmal die Rolle der vertrauensvollen Kommunikation in den Briefwechseln in einer Situation genauer zu dokumentieren, in der dieses Vertrauen offensichtlich auf dem Spiel stand.

Cuper hatte ja im Brief vom 19. November 1708 an La Croze geschrieben, er werde die einzigen Kopien des Spiegels, die er von Witsen habe, mitschicken, was er jedoch nicht getan hatte. Er habe sie aber, so Cuper im Brief an La Croze vom 4. Dezember, einige Tage später hinterhergeschickt.<sup>448</sup> Es könnte also durchaus sein, dass Cupers Aussage, er habe La Croze die einzigen Kopien des Spiegels geschickt, die er noch gehabt habe, auch aus strategischen Gründen getroffen worden war, um La Croze in Zugzwang zu bringen, möglichst schnell seine Interpretation der Inschrift darzulegen. Es ist also gut möglich, dass Cuper den Brief an La Croze bereits fertig hatte und nur noch auf die neuen Kopien Witsens wartete, um seine alten, die, wie er schrieb, seine letzten gewesen seien, dem Brief beizufügen. Zu diesem Zweck hatte er den Brief wohl auch noch nicht versiegelt, sondern offen gelassen. Dieser war aber trotzdem abgesandt worden, wie im Folgenden klar wird.

Nachdem La Croze den Brief Cupers vom 4. Dezember zu diesem Zeitpunkt offensichtlich noch nicht bekommen hatte, schrieb er an Cuper am 9. Dezember 1708, Cuper wisse sicher, wie die Alten so eine Tat beurteilt hätten, einen Brief zu entsiegeln und als zugestellt zu verleugnen. Dieserorts, – gemeint war bei ihm in Berlin – so La Croze weiter, gehöre das jedoch zu den adligen Gepflogenheiten und es habe ihn schwer getroffen, als er neulich die Buchstaben Cupers – damit meinte er den Brief vom 19. November – empfangen habe, offen, ohne Siegel und nicht ohne Anzeichen fremder

<sup>447</sup> Vgl. Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: The Rijksmuseum Bulletin 63, 4 (2016), pp. 325-361.

<sup>448</sup> „Je ne doute nullement que vous n'ayez reçu ma dernière Lettre et quelques jours après la Copie du miroir Chinois, que j'avois oublié d'insérer.“ Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Neugier.<sup>449</sup> La Croze vermutete also, dass jemand, bevor er ihm Cupers Brief zugestellt hatte, diesen geöffnet und die Kopien des Kupferstichs des chinesischen Spiegels herausgenommen habe. Er würde sich nicht bei Cuper darüber beschweren, so La Croze weiter, wenn nicht die chinesische Inschrift daraus entfernt worden wäre, die Cuper ihm um der Menschlichkeit willen habe zukommen lassen. Er habe sich gleich an den gewendet, der ihm die Briefe immer in die Bibliothek bringe, jedoch umsonst. Dieser Bote namens Hartmann habe erzählt, dass die Briefe bereits geöffnet gewesen seien, als er sie in einem Bündel des Grafen von Flodrof<sup>450</sup> empfangen habe. Außerdem, so La Croze, habe Hartmann beteuert, er habe darin kein Bild gesehen, was aber freilich weder ihn – La Croze – noch irgendjemanden sonst überzeugt habe.<sup>451</sup>

Es muss offen bleiben, ob es dem Grafen von Flodrof als Überbringer nicht erlaubt war, die Briefe von Cuper und La Croze zu öffnen und mitzulesen oder ob er das im Normalfall durfte und La Croze lediglich wegen der fehlenden Kopien des Spiegels erzürnt war. La Croze schrieb weiter – Bezug nehmend auf seinen Bibliothekar Hartmann – er habe hingegen geistesgegenwärtig geschwiegen, da ihn seine gelehrte Erfahrung davon überzeugt habe, dass diese Art von Klagen mehr Schaden anrichten als nützen würden.<sup>452</sup> Weiter hinten im Brief bat La Croze, dass Cuper, falls er ihm noch einmal etwas anderes schicken wolle, er das doch über die „öffentlichen Urkundenschreiber“ tun solle.<sup>453</sup> Er bat Cuper im Brief auch, Flodrof selbst die Sache mitzuteilen, damit dieser Herrn Hartmann dazu auffordere, die Dinge zurückzugeben, da dieser – Hartmann – sich

449 „Meministi satis, vir nobilissime, quale facinus id veteres arbitrati sunt resignare litteras et depositum abnegare. Id vero totum hic locorum inter artes patricias censetur; quod etsi non semel expertus sum, nunquam tamen gravius tuli, quam nuper allatis ad me in Bibliothecam Regiam litteris tuis, quas resignatas accepi, et alieno sigillo obsignatas, non sine manifesta alienae curiositatis significatione“. La Croze – Cuper 9. Dezember 1708 (KB Den Haag 72 G 18-19).

450 Karl von Wartensleben, der Graf von Flodrof (1680-1751). Sohn des preußischen Generalfeldmarschalls Alexander Hermann von Wartensleben. Seit 1703 im Dienst von Friedrich I, kurzfristig als dessen Gesandter am schwedischen Hof. Seit 1706 verheiratet mit der reichen Gräfin von Floodorp, mit der er auf Schloß Dorth, gleich außerhalb von Deventer, wohnte. Offensichtlich reiste er oft in diplomatischen Dingen zwischen Deventer und Berlin hin und her, weshalb er für die Korrespondenz von Cuper und La Croze ein schneller Kurierdienst war. Mulsow, Martin: Leibniz-Konstellationen – Eine Debatte von 1711-1713 über frühe chinesische Schriftzeichen in: Fulda; Stekeler-Weithofer (Hgg): *Theatrum naturae et artium. Leibniz und die Schauplätze der Aufklärung* (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse).

451 „Id etsi molestissime tuli, dissimulassem tamen, nec apud te de eo conquerer, nisi facta esset Inscriptio Sinensis, quam ad me pro humanitate tua curaveras. Excucurri statim ad eo qui litteras in Bibliothecam attulerat, et sublatam quam modestissime repetii, verum frustra. Qui fasciculum accepit Regi a Secretis, nomine Hartman, se literas tuas in fasciculo Comitum Flodroffiani accepisse narravit resignatas, neque ullam imaginem vidisse, quod sane neque mihi neque cuiquam alii persuaserit.“ La Croze – Cuper 9. Dezember 1708 (KB Den Haag 72 G 18-19).

452 „Quamquam autem fraudem manifestam videam, satius iudico silere quam ulterius queri, experiantia doctus et mea et aliorum, eiusmodi querelas plus damni afferre quam utilitatis;“ La Croze – Cuper 9. Dezember 1708 (KB Den Haag 72 G 18-19). Diese Erkenntnis mag La Croze nicht zuletzt aus seiner von Leibniz am 1. September 1708 gerügten Hitzigkeit im Umgang mit den führenden Persönlichkeiten der Berliner Akademie mitgenommen haben. Vgl. Fußnote 501.

453 Wahrscheinlich meinte La Croze mit diesem Ausdruck die Post und deutete damit an, Cuper solle Flodrof nicht mehr als Kurier nutzen, bis diese Sache aufgeklärt sei.

ihm – Flodrof – nicht verweigern würde, so La Croze. Er beschloss seine ausführlichen Verdächtigungen damit, dass er Cuper bat, wenn er die ebenfalls von ihm schon angekündigten Erklärungen der Inschriften schicken wolle – gemeint waren die von Witsen vertraulich gehandhabten Notizen zu der Inschrift auf dem Spiegel – solle er einfach nur seinen Amanuensis bitten, sie abzuschreiben, wie sie sind.<sup>454</sup>

Damit deutete La Croze gegenüber Cuper an, dass dieser die von ihm angekündigte französische Übersetzung der Inschrift und ihrer Erklärungen einfach unterlassen und sie ihm stattdessen auf niederländisch schicken sollte. Er sei nämlich, so La Croze, nicht gerade unkundig der Sprache Cupers, in der so viele Bücher entstehen. Ferner glaube er, dass diese – die holländische Sprache – von einem Mann, der die Wissenschaften liebe, auf keinen Fall zu vernachlässigen sei. Vor allem nicht, wenn er die Eigenschaft habe, Spione anzulocken.<sup>455</sup> La Croze dachte sich hier also eine Finte aus. Wahrscheinlich wusste er, dass Hartmann, den er in dieser Sache verdächtigte, kein Niederländisch sprach.

Die Sache löste sich wenig später auf, da La Croze die von Cuper seinem Brief vom 19. November hinterhergeschickten Kopien der Kupferstiche des Spiegels schließlich empfing. La Croze war zu dieser Zeit mit Sicherheit auch deshalb so angespannt, weil er sich mitten in einer Kontroverse an der Berliner Akademie befand, die nicht nur ein persönlicher Streit zwischen La Croze und dem Rittmeister a.D. Christoph Oelven war, sondern gleichzeitig mit einem Streit um die Schriften des Jesuitenpaters Jean Hardouin, die La Croze massiv kritisiert hatte, zusammenhing. Hintergrund waren auch hier die geschilderten antiquarischen Problemlagen um 1700, welche sich um die allgemeine Rolle der historischen Überlieferung während der skeptizistischen Krise drehten.<sup>456</sup>

Hardouin hatte in seinem Werk *De nummis Herodiadum*<sup>457</sup> von 1693 behauptet, dass alle Texte der Antike mit Ausnahme von Cicero, Plinius, Vergil und Horaz aus der Feder mittelalterlicher Fälscher stammten, deren Anführer ein gewisser *Severus Archontus* war<sup>458</sup>,

454 „Itaque si quando alias ad me quid curatum voles, fac quaeso ut id per publicos tabelliones accipiam; [...]. Si forte, vir nobilissime, de iis quae modo narraui Flodroffianum Comitem certiore feceris, restituendam jubebit, quod credo Hartmannum ei non negaturum[...]Quod ad transmissas Batavia Indorum inscriptionis explicationes attinet, eas, quod commodo tuo fiat, videre magnopere desidero lube modo, vir nobilissime, amanuensi tuo exscribat eas quales sunt.“ La Croze – Cuper 9. Dezember 1708 (KB Den Haag 72 G 18-19).

455 „Haud enim sum linguae vestrae ignarus, in qua tot hodie libri eruditi extant, ut eam viro literarum amanti minime negligendam existimem, praecipue cum facilitate sua curiosos quoscumque alliciat.“ La Croze – Cuper 9. Dezember 1708 (KB Den Haag 72 G 18-19).

456 Zu diesem Streit vgl. Kühn, Sebastian: Wissen, Arbeit, Freundschaft. Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700, Göttingen 2011. S.191-206.

457 Hardouin, Jean. *Joannis Harduini Societatis Jesu Presbyteri Chronologiae ex Nummis Antiquis Restitutae Prolusio de Nummis Herodiadum*. Paris 1693.

458 Grafton, Anthony. Jean Hardouin. The Antiquary as Pariah in: *Journal of the Warburg and Courtauld Studies*, 62 (1999). pp. 241-267.

den Hardouin als den Stauferkaiser Friedrich II entlarvte.<sup>459</sup> Was auf den ersten Blick wie eine Verschwörungstheorie erscheinen mag, war als Verteidigung der katholischen Tradition, und v.a. der lateinischen *Vulgata*,<sup>460</sup> gegen skeptizistische Kritiker aller Art gedacht. Hardouin bekräftigte seine Thesen dadurch, dass er ausschließlich antike Münzen als echte Quellen verwendete. Münzen waren in der skeptizistischen Krise die prominenteste Materialquelle und ihre Aussagekraft wurde von vielen Zeitgenossen als sehr hoch eingeschätzt. Hardouin schoss jedoch mit seiner Argumentation weit über sein Ziel hinaus, die lateinische *Vulgata* durch die ausschließliche Verwendung von Münzen als historische Quellen zu retten. Sein Angriff auf beinahe alle Schriften der christlichen Antike stellte jeglichen Konsens über eine historisch akkurate Aufarbeitung der Vergangenheit und somit auch die Basis der wissenschaftlichen Kommunikation in der Gelehrtenrepublik in Frage. Reformierte Antiquare wie La Croze sahen diese Vorgehensweise nicht nur als Verfälschung der Vergangenheit zugunsten eines Aberglaubens, der absichtlich jegliche Rückführung auf schriftliche Quellen vermied, sondern auch als gefährliche Unterminierung jeglicher historischer Anstrengung während einer skeptizistischen Krise. La Croze befürchtete, Hardouins Theorie würde radikalen Skeptikern mit atheistischen Tendenzen in die Hände spielen.<sup>461</sup>

Oelven veröffentlichte über die *Bibliothèque Choisie*<sup>462</sup> von Jean Le Clerc (1657-1736) und Henri Basnage de Beauval (1657-1710) eine Verteidigung der Thesen des Père Hardouin, in der er La Croze angriff. Dieser Angriff stütze sich auf La Crozes Kenntnis des Sozinianismus, die er in der ersten der drei *Dissertations historiques sur divers sujets*, den *Reflexions historiques et critiques sur le Mahometisme et sur le Socinianisme*, zur Schau stellte. La Croze hatte darin den Sozinianismus mit dem Islam verglichen, dabei aber so eine detaillierte historische Kenntnis des Sozinianismus gezeigt, dass man ihm heimliche Sympathien dafür unterstellen konnte, obwohl er sich öffentlich immer davon distanzierte.<sup>463</sup> Da Cuper im März 1708, nachdem La Croze Leibniz gebeten hatte, Cuper

459 Dazu und den ausführlichen Implikationen von Hardouins Argumenten für ein christlich geprägtes Geschichtsverständnis vgl.: Cuper – La Croze 13. März 1708. In diesem Brief gibt Cuper eine ausführliche, positive Rezension von La Crozes Dissertationen und führt dabei Hardouins Argumente als sinnlos vor.

460 Die lateinische Bibelübersetzung, die v.a. im katholischen Bereich verbreitet war. Im Gegensatz zur älteren *Septuaginta*, welche v.a. von protestantischen Gelehrten bevorzugt wurde. Nach der *Septuaginta* ging die Chronologie des alten Testaments bis ins Jahr 5500 v. Chr. zurück, nach der *Vulgata* lediglich bis zum Jahr 4004 v. Chr.

461 Die Zusammenhänge zwischen antiquarischen Problemlagen um 1700 und der jesuitischen Akkomodationsstrategie wurden ja bereits von Bouvet auf ähnliche Art und Weise kritisiert. Im Unterschied dazu waren Hardouins Thesen noch einmal deutlich radikaler. Vgl. Grafton, Anthony: Jean Hardouin. The Antiquary as Pariah in: *Journal of the Warburg and Courtauld Studies*, 62 (1999). pp. 241-267.

462 *Bibliothèque Choisie pour servir de suite à la Bibliothèque Universelle par Jean Le Clerc*. Amsterdam 1703-1718.

463 Vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe. Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssière La Croze (1661-1739). Tübingen 2001. Zu den dem Sozinianismus immanenten, politisch-subversiven

dazu zu veranlassen, in einem Brief an La Croze dessen *Vindicatio scriptorum veterorum* gegen den Jesuitenpater Jean Hardouin verteidigt hatte, hatte er sich in der Kontroverse um Jean Hardouin offiziell auf La Crozes Seite gestellt.<sup>464</sup> Dieser Brief war, nebenbei bemerkt, auch der erste direkte Kontakt zwischen Cuper und La Croze, der für die vorliegende Konstellation maßgeblich war und der bis an ihr Lebensende anhielt.<sup>465</sup> Im Rahmen dieser Kontaktaufnahme erlaubte Cuper es schließlich La Croze auch, dass dieser ihm seine *Vindicatio scriptorum veterorum* widmen durfte, was wiederum einer direkten Parteinahme Cupers gegen den Père Hardouin entsprach. La Croze war sich scheinbar im Klaren darüber, dass gerade Cuper durch seinen internationalen Ruf in der Gelehrtenrepublik als Fürsprecher für ihn am wertvollsten war.

Der Streit gipfelte schließlich darin, dass La Croze im Brief vom 13. August 1708 Leibniz vorwarf, dieser hätte kraft seines Amtes als Präsident der Berliner Sozietät Oelven zum Schweigen bringen können, wenn er dies gewollt hätte.<sup>466</sup> Dies ging Leibniz deutlich zu weit, denn den Streit auf der Ebene der Akademie zu regeln, hätte auch juristische Konsequenzen gehabt, eine Sache, die Mitglieder der Gelehrtenrepublik grundsätzlich vermeiden wollten. Es hätte ein schlechtes Licht auf die tolerante Gemeinschaft der Gelehrten geworfen, welche durch eine vertrauensbasierte Kommunikation geschützt war, wenn sie so eine Situation nicht anderweitig hätten regeln können.<sup>467</sup>

Daraufhin warf Leibniz im Brief vom 1. September 1708 La Croze zu große Hitzigkeit in dieser Sache vor<sup>468</sup> und versuchte ihn außerdem davon abzuhalten, rechtliche Schritte gegen die ganze Akademie unternehmen, da dies die Sache nur noch verschlimmert hätte.<sup>469</sup> In der Folge setzte die Korrespondenz zwischen Leibniz und La Croze zu antiquarischen Themen für beinahe ein Jahr bis zum September 1709 aus.

Man kann an dieser Stelle noch einmal sehr schön erkennen, welche Zusammenhänge zwischen den antiquarischen Problemlagen um 1700 und einer vertrauensbasierten Kommunikation innerhalb der Gelehrtenrepublik bestanden. La Croze sah Oelvens Angriff auf ihn nicht nur als einen persönlichen, sondern er sah durch Oelven und noch

---

Strömungen vgl: Mulsow; Rohls (Eds.): *Socinianism and Arminianism. Antitrinitarians, Calvinists and Cultural Exchange in Seventeenth-Century Europe*, Leiden 2005.

464 Cuper – La Croze 13. März 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

465 Cuper und Leibniz waren bereits seit 1702 miteinander in Briefkontakt, Leibniz und La Croze seit 1704.

466 „Je prens la liberté, Monsieur, de dire, et je vous conjure de me le pardonner, que si vous aviez voulu imposer silence à Mr. Oelven, vous aviez droit et pouvoir de le faire.“ La Croze – Leibniz 13. August 1708 (GWLB Hannover, LBr.517, Bl. 36-37).

467 Kühn, Sebastian: *Wissen, Arbeit, Freundschaft. Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700*, Göttingen 2011. S. 191-206.

468 „Permettez moi, que je me plaigne encore de votre chaleur [...].“ Leibniz – La Croze 1. September 1708 (BBAW Berlin, 3, 2a, Bl. 51-52).

469 Leibniz – La Croze 1. September 1708 (BBAW Berlin, 3, 2a, Bl. 51-52).

mehr durch Hardouin die gesamte wissenschaftliche Praxis der Gelehrten, v.a. die historisch akkurate Rekonstruktion von Fakten, welche auf eine gewisse Äußerungsfreiheit, die wiederum durch eine vertrauensbasierte Kommunikation gesichert war, baute. Wenn jemand wie Hardouin die historische Überlieferung an sich in Frage stellte, zerstörte er somit eine Art *consensus gentium* der Gelehrtenrepublik und damit auch die vertrauensbasierte Kommunikation, auf der dieser Konsens fußte. La Croze ersuchte deshalb auch das Vertrauen zweier hochgestellter Gelehrter, Cuper und Leibniz, um die historische Tradition und damit auch diese Regeln zu verteidigen. Leibniz wiederum lehnte die äußerste Maßnahme eines Streits auf juristischer Ebene aus demselben Grund ab, weil dadurch die Regeln der vertrauensbasierten Kommunikation hinfällig geworden und die Vertrauensstruktur der gelehrten Gemeinschaft zerstört worden wäre.

Wahrscheinlich dachte La Croze deshalb, jemand in Berlin könne versuchen, seinen wissenschaftlichen Austausch mit Cuper zu sabotieren, indem er die wertvollen Kopien des chinesischen Spiegels aus dem Brief entfernte. Dies wäre besonders folgenreich gewesen, da das – vermeintlich – mitgeschickte Exemplar Cupers letztes war und er erst wieder von Witsen eine neue Kopie anfragen musste. Jemand, der die Regeln der vertrauensvollen Kommunikation innerhalb der gelehrten Korrespondenz kannte, hätte also durch das Verschwindenlassen solch einer wichtigen Zeichnung die Beziehung zwischen La Croze und Cuper willentlich belasten können, so dachte La Croze wohl.

Jedoch war er mit diesen Verdächtigungen deutlich über das Ziel hinausgeschossen und scheint dies auch selber bemerkt zu haben, nachdem die Kopien des Spiegels ihn schließlich mit dem nächsten Brief von Cuper vom 4. Dezember 1708 erreichten. Zu Beginn seiner Antwort an Cuper vom 9. Februar 1709 entschuldigte er sich bei diesem dafür, so lange nichts über die Interpretation des Spiegels geschrieben zu haben. Der Schein spreche gegen ihn, so La Croze recht kurz angebunden und sich wohl auf die vorangegangenen Verdächtigungen beziehend, jedoch sei er nicht völlig falsch gelegen.<sup>470</sup> Es bleibt unklar, was La Croze damit meinte und ob er dem Bibliothekar Hartmann trotz seiner offensichtlichen Unschuld immer noch mißtraute. Cuper schloß die Sache in seinem nächsten Brief vom 1. Juni 1709 etwas lapidar ab als er schrieb, La Croze seien wohl in der Zwischenzeit die Augen aufgegangen, dass Herrn Hartmann keinerlei Schuld treffe und es allein seine – also Cupers – eigene Schuld gewesen sei. Er, Cuper, habe vergessen, die Kopien des Spiegels in den Umschlag zu dem Brief zu stecken und wollte sie dem Comte de Flodrof noch nachreichen, da sei jedoch die Post – also Flodrof – bereits unterwegs

<sup>470</sup> „Je commencerai ma lettre par vous demander pardon d'avoir été si long tems sans vous remercier de la copie du miroir Chinois que vous m'avez fait la grace de m'envoyer. Les apparences sont contre moi: cependant je n'ai pas tout à fait tort.“ La Croze – Cuper 9. Februar 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

gewesen.<sup>471</sup>

Nachdem diese Sache geklärt war, schickte La Croze am 9. Februar 1709 auch seine Meinung zu der Interpretation der chinesischen Schriftzeichen an Cuper, die sich wesentlich von den bisher zitierten unterschied. Er schrieb, was den chinesischen Spiegel anginge könne er nicht glauben, dass die Zeichen darauf so alt seien wie das die Chinesen aus Batavia glauben machen wollten. Er habe gleich beim ersten Hinsehen erkannt, so La Croze, dass die ersten beiden Buchstaben und auch einige andere sich in nichts von den heutigen chinesischen Buchstaben unterscheiden würden, wie man an dem beigefügten Papier erkennen könne (Vgl. Abb. 23).<sup>472</sup>

La Croze wollte also das hohe Alter der chinesischen Schriftzeichen dadurch verneinen, dass er eine Ähnlichkeit der Schriftzeichen auf der Inschrift mit der neueren chinesischen Schrift konstatierte. Zu diesem Zweck druckte La Croze am Ende des Briefes auch einige der altchinesischen Zeichen aus der Inschrift neben den Zeichen der modernen chinesischen Sprache ab, darunter das Zeichen *Ti'an*.

---

471 „Vous êtes à cette heure sans doute desabusé, et vous aurez vu que Mr. Hartman n'a commis aucune faute, mais que j'en suis coupable, ayant oublié de mettre la copie du Miroir Chinois dans l'enveloppe de ma lettre. Je l'ai envoyée incontinent au dit Comte de Flodrof, mais la Poste étoit partie et de la vient que vous l'avez recue quelques jours après.“ Cuper – La Croze 1. Juni 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

472 „Pour ce qui est du miroir Chinois, je ne saurois croire que les Caracteres soient si anciens que le veulent faire croire les Chinois de Batavia. J'ai reconnu d'abord les deux premières lettres et quelques autres, qui ne different en rien de celles d'aujourd'hui, comme vous verrez dans le papier, que j'ai joint à cette lettre.“ La Croze – Cuper 9. Februar 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

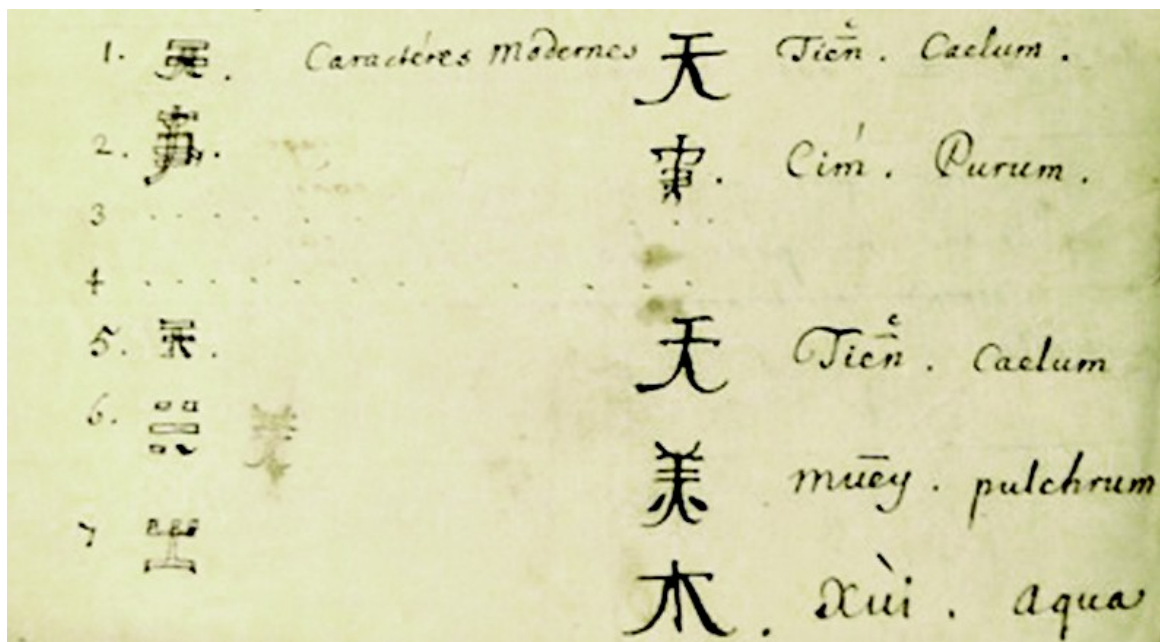


Abbildung 23: Altchinesische und moderne Schriftzeichen aus dem Brief von La Croze an Cuper vom 9. Februar 1709

La Croze war also skeptisch gegenüber den von Witsen zitierten Übersetzungen – und damit im Zusammenhang auch mit der Interpretation des Schriftzeichens *Ti'an* im Rahmen einer alten, chinesischen Weisheit. Er hätte, so La Croze, gerne das Chinesisch – der Inschrift –, das er für eine zu weit hergeholte Paraphrasierung halte, transkribiert in europäischen Buchstaben gelesen, denn dann hätte er davon eine wörtliche Erklärung auf Französisch oder auf Latein geben können. Es scheint also darüber hinaus, dass La Croze auch den religiösen Kontext, der in den anderen Interpretationen vorherrschte, zusammen mit dem Alter der Schriftzeichen anzweifelte.

An dieser Stelle können noch einige Erkenntnisse zu La Crozes' Theorie um die Bedeutung der chinesischen Schriftzeichen eingefügt werden, um den Denkraum hinter den antiquarischen Sachverhalt mit dem Themenkomplex zu verbinden. Kirchers Theorie der Abkommenschaft der chinesischen Schriftzeichen von den ägyptischen wurde bereits erwähnt wie auch deren zweigeteilter Charakter im Sinne einer *duplex religio*, den man der ägyptischen Tradition zuwies.<sup>473</sup> Kircher hatte dabei eine positive Überlieferungslinie dieser doppelten Religion betont, da er die in den Hieroglyphen gespeicherte alte Weisheit einer geheimen Priesterkaste als Vorläufer des päpstlich geführten Katholizismus seiner eigenen Zeit gesehen hatte.<sup>474</sup> Die asiatischen Religionen

<sup>473</sup> Assmann, Jan: Das Geheimnis der Wahrheit – Das Konzept der „doppelten Religion“ und die Erfindung der Religionsgeschichte in: Archiv für Religionsgeschichte 3 (2000), S. 104-138.

<sup>474</sup> Vgl. Weststijn, Theijs: „Signs that signify themselves“: Writing with images in the Seventeenth Century



wie die chinesische jedoch, hatte er im Gegensatz dazu in einer negativen Überlieferungslinie gesehen. Er dachte, sie wären den idolatrischen und abergläubischen Riten, welche die Priester dem Volk hingeworfen hatten, entsprungen und es wären in ihnen nur einige wenige Übrigbleibsel eines ursprünglichen Monotheismus zu finden. Trotzdem hatten figuristische Denker wie Martini und Bouvet, im positiven Sinne die monotheistische Weisheit in der chinesischen Religion, die Kircher nur in der ägyptischen Tradition gesehen hatte, und im Besonderen in den altchinesischen Schriftzeichen, betont.<sup>475</sup>

Bei La Croze scheint hingegen, seiner Beurteilung der chinesischen Schriftzeichen nach zu schließen, eher Kirchers negative Überlieferungslinie Anklang gefunden zu haben. Martin Mulsow hat in einer kleinen Untersuchung einer weiteren Episode der behandelten Konstellation zwischen Leibniz, Cuper und La Croze zu – vermeintlich – altchinesischen Schriftzeichen, die auf einer Felswand in Sibirien gefunden worden waren, bereits herausgearbeitet, dass La Croze zwar auch an einen versteckten Kern von alter Weisheit in der altchinesische Sprache glaubte, von deren Schriftzeichen jedoch annahm, dass sie ganz nah an die altägyptischen, genauer gesagt an die koptischen Schriftzeichen angelehnt seien, aus denen heraus sie auch entstanden waren. Die neuere chinesische Sprache und ihre Schriftzeichen jedoch hielt er für eine höchstens stark verwässerte Version jener alten Zeichen und die neuere chinesische Sprache für eine rein künstlich erfundene.<sup>476</sup> Damit sah er, im Gegensatz zu Figuristen wie Bouvet und den anderen Interpreten der Inschrift auf dem Spiegel, keine direkte Verbindung zwischen dieser Inschrift, deren Schriftzeichen er für zu ähnlich der neuen chinesischen Schrift hielt, und einer alten chinesischen Weisheit, die das Christentum präfigurierte.

Im Übrigen hielt La Croze wohl den ganzen Grabfund für weniger alt als die anderen als er schrieb, er fände nichts Überraschendes an dem Fund und dem dazugehörigen Fundort. Cuper wisse schließlich besser als er, dass seit der Zeit von Djingis Khan und dessen Nachfolgern sich Chinesen und Tataren stark vermischt und außerdem – auch in Richtung Westen – ausgedehnt hätten.<sup>477</sup>

---

in: Boots; Maat; Weststijn (Eds.): *The Making of the Humanities* (Vol. 1, Early Modern Europe), Amsterdam 2010. pp. 133-160.

475 Vgl. App, Urs: *The Birth of Orientalism*, Philadelphia 2010. p. 82

476 Vgl. Mulsow, Martin: *Leibniz-Konstellationen – Eine Debatte von 1711-1713 über frühe chinesische Schriftzeichen* in: Fulda; Stekeler-Weithofer (Hgg): *Theatrum naturae et artium. Leibniz und die Schauplätze der Aufklärung* (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse).

477 „Si au lieu de l'explication, qui est assurément une paraphrase trop étendue, j'avois eu la lecture en Chinois, je veux dire la prononciation écrite en lettres européennes, je me serois bien fait fort d'en donner une explication litterale en Latin, ou en Francois. Au reste j' en vois rien de surprenant dans cette pièce par rapport au lieu ou elle a été trouvée. Du tems de Cingis Khan et des ses successeurs les Chinois et les Tatares ont été assez confondus ensemble et se sont fort etendus tant vers l'occident que vers le

Ein Stück weiter hinten fuhr La Croze fort, er habe im Bericht des Holländers Ever Isbrandt<sup>478</sup> gelesen, dass man in Sibirien wiederholt Zähne und Knochen von Elefanten gefunden habe, was darauf hindeute, dass durch dieses Land einst große Armeen gewandert sein müssten. Im Übrigen fände man dort auch Reste von Bauwerken und andere Spuren einer höher entwickelten Nation.<sup>479</sup> La Croze brachte den Spiegel und andere Grabfunde an dieser Stelle also weg vom altchinesischen Kontext, indem er andere, naturgeschichtliche Funde wie Elefantenknochen, betonte. Damit gab er dem antiquarischen Themenkomplex eine entscheidende Wendung, wie im nächsten Teilkapitel klarer wird.

Ein Stück weiter unten im Brief wiederholte La Croze noch einmal seinen Befund, dass es nichts Überraschendes dabei gebe, einen Chinesen in Sibirien eingegraben zu finden. Außerdem gäbe es einiges zu sagen über das hohe Alter – gemeint war das der chinesischen Schriftzeichen, das er für falsch hielt – könnte man es doch nur beweisen. Er wolle es nicht noch stärker ausdrücken, so La Croze weiter, aber das Ganze scheine ihm sehr zweifelhaft. Er wolle an dieser Stelle nichts über die beiden Statuen sagen, die Sphingen oder auch etwas Anderes sein könnten. Schließlich habe diese Nation – die Chinesen – so viele verschiedene Idole gehabt, dass es nicht ungewöhnlich sei, wenn manche davon denen der Alten ähnelten. Er habe, schrieb La Croze, schon an anderer Stelle vermutet, dass diese Nation – die Chinesen – aus Ägypten käme. Er glaube dies nicht nur der Hieroglyphen wegen, sondern auch, weil in der chinesischen Chronik Fakten zu lesen seien, die sich so auch bei Herodot fänden.

La Croze hatte hier also nochmal direkt zum Ausdruck gebracht, dass er im Sinne von Kirchers Theorie an eine Abhängigkeit der chinesischen Kultur von der ägyptischen glaubte. La Croze hatte wohl auch vor, diese Theorie noch stärker wissenschaftlich zu untermauern, als er schrieb, er habe die Absicht, Fakten, die er aus der chinesischen Chronik kannte, mit solchen aus dem historischen Werk Herodots abzugleichen. Abschließend schrieb La Croze, um so eine Untersuchung fertig zu bringen bräuchte es einen ruhigen Geist und freie Zeit. An beidem mangle es ihm und werde es ihm an diesem Ort immer mangeln.<sup>480</sup>

---

Septentrion et le Midi. “ La Croze – Cuper 9. Februar 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

478 Zu diesem Bericht vgl. Teilkapitel 6.6: Elefantenknochen, sibirische Naturgeschichte und die Sintflut.

479 „J' ai lu dans la relation Hollandoise d'Ever Isbrand qu'on trouve dans la Siberie des collines pleines de dens et d'os d'Elephans, ce qui fait voir qu'il faut qu'il y ait eu autrefois en ces pais-là des grosses armées. D'ailleurs on y trouve d'autres restes de batimens et quelques vestiges d'une nation plus polie,[...]“ La Croze – Cuper 9. Februar 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

480 „Quoiqu'il en soit, il n'y a rien de surprenant, qu'on a trouvé un Chinois enterré en Siberie. Il y auroit quelque chose à dire sur la grande antiquité, si elle étoit bien prouvée: mais pour ne rien dire de plus fort, elle me paroît extrêmement douteuse. Je ne dirai rien ici des deux figures de Sphinx ou de ce qui vous plaira. Les Chinois ont tant d'Idoles differentes, qu'il ne faut pas être surpris, qu'il y en ait quelques

Im Anhang des Briefes vom 9. Februar kam La Croze noch einmal auf das Thema der Inschrift zurück. Der Merkspruch auf der Rückseite des Spiegels beginne mit dem Zeichen *Ti'an*, welches beinahe mit der linken oberen Ecke der Platte, auf der es gedruckt war, korrespondiere. Auch er deutete also das besagte Zeichen als *Ti'an* und sah es als zentrales Konzept der Inschrift. Dann aber fuhr er fort, diese Inschrift sei vielleicht nicht so alt, wie das die Chinesen aus Batavia behaupteten. Diese Nation – die Chinesen – würde ohnehin schon immer ihre Vergangenheit weit ausdehnen und die Beziehungen mit den Jesuiten trügen dazu bei. Wie dem auch sei, schrieb La Croze weiter, viele der Charaktere schienen ihm sehr ähnlich den modernen chinesischen Schriftzeichen.<sup>481</sup>

Im bereits an anderer Stelle erwähnten Brief an Cuper vom 14. August kam La Croze dann noch einmal auf den von ihm hergestellten Zusammenhang zwischen chinesischer und ägyptischer Geschichte zu sprechen. Er schrieb dazu, er warte auf ein Exemplar von Martinis chinesischen Annalen – damit meinte er wohl die *Sinicae Historiae Decas Prima* – die man ihm in Halle aus einer zu verkaufenden Bibliothek besorgen würde. Und wenn er diese habe, werde er die chinesische Chronik darin minutiös mit Herodot vergleichen.<sup>482</sup>

Im Herbst desselben Jahres, genauer gesagt am 27. September 1709, schrieb La Croze noch einmal zu demselben Thema, wenn man die Chronologie der Chinesen betrachte, so gäbe es einiges, das sehr den Fakten ähnele, die man von den alten Ägyptern habe. Z. B. seien dort – in der chinesischen Chronologie – die sieben Jahre Hungersnot unter Joseph vermerkt und auch die Zeit stimme überein. Im Besonderen argumentierte La Croze jedoch mit der Ähnlichkeit der Schriftzeichen beider Sprachen. So sei z.B. der Ibis oder Storch sowohl bei den Chinesen als auch den Ägyptern das Symbol für Medizin. Außerdem sprechen die Chinesen besonders oft von einem mehrfarbigen Vogel, der, so La Croze weiter, auch der Phönix der Ägypter sein könnte.<sup>483</sup>

---

unes qui se rapportent à celles des anciens. J'ai soupçonné autrefois, que cette nation venoit d'Egypte, non seulement à cause des Hieroglyphiques, mais encore par ce que j'ai lu dans leur Chronique des faits qui se trouvent dans Herodote Mais pour mettre tout cela au net, il faudroit du contentement d'esprit et du loisir, et c'est ce qui me manque et me manquera toujours en ce pais-ci." La Croze – Cuper 9. Februar 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

481 „Cette inscription n'est peut-être pas si ancienne que le disent les Chinois de Batavia. Cette nation a de tout tems été fort portée à exagerer ses antiquitez. Les relations des Jesuites en conviennent. Quoqu'il en soit, j'y trouve plusieurs caractères assez semblables aux modernes." La Croze – Cuper 9. Februar 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

482 „J'ai bien quelque chose sur ce sujet; mais il me faut du tems pour le trouver. J'attens les annales Chinoises de Martinus qu'on me doit acheter à Hale dans une Bibliothèque qui es en vente. Alors je comparerai soigneusement la Chronique Chinoise avec Herodote." La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

483 Pour ce qui regarde la Chronique de la Chine, il est certain, qu'il y a des choses qui ont un grand rapport avec ce que nous savons des anciens Egyptiens. Les sept années de famine sous Joseph y sont marquées et le tems convient assez.[...]. L'Ibis ou la cicogne est chez les Chinois comme chez les Egyptiens le Symbol de la médecine. Le Chinois parlent fort d'un oiseau de diverses couleurs qui paroît rarement: ne pourroit ce pas être le Phenix des Egyptiens." La Croze – Cuper 27. September 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

### 3.4 Witsens Noord een Oost Tartarye, Elefantenknochen und die Sintflut

Im Brief vom 1. Juni 1709 knüpfte Cuper an La Crozes' letzten Brief vom 9. Februar 1709 an und erwähnte, dass dieser ihm sehr gefallen habe. Er habe daraus sehr viele Besonderheiten gelernt, so Cuper, die neues Licht auf die Gräber in Sibirien werfen würden. Wie La Croze gesagt habe, sei es richtig, dass Djingis Khan ein großer Krieger gewesen sei, dass er ein sehr weitreichendes Imperium gehabt habe und dass es keinerlei Überraschung sei, dass Chinesen mit diesem Eroberer oder einem seiner Nachfolger bis nach Sibirien gekommen seien und man jetzt dort ihre Gräber finden könne.<sup>484</sup> Cuper griff also die These La Crozes', nach der alle der bisher in Sibirien gemachten Grabfunde hauptsächlich der mittelalterlichen Eroberung der Region durch Djingis Khan und seiner Armee zu verdanken wären, was für ihn auch den chinesischen Kontext der Funde, den er freilich für weit weniger alt, als die anderen angenommen hatten, hielt, erklärte. Er fuhr im Brief vom 1. Juni fort, Witsen spreche darin – gemeint ist wiederum sein Buch *Noord een Oost Tartarye* – über Ruinen von ganzen Dörfern. Vor nicht langer Zeit, schrieb er weiter, habe Witsen ihm in Amsterdam von einem sehr großen Ort oberhalb von Astrachan erzählt, der durch Tamerlan fast vollkommen zerstört worden sei. Im Folgenden nahm Cuper jedoch nicht weiter Bezug auf die These von der mittelalterlichen Eroberung Sibiriens durch Djingis Khan und seine Nachfolger.

Bisher waren in der hier untersuchten Konstellation ja Funde debattiert worden, die in einem Kontext von antiken Hochkulturen standen, was ihren Zusammenhang mit der alttestamentarischen Narrative leichter einzuordnen machte. Darüber hinaus waren die Funde fast allesamt schriftliche Zeugnisse, was ihren Zusammenhang mit sprachhistorischen Fragen um 1700 erklärt. Im Folgenden sieht die Sache etwas anders aus. Sibirien war ja im Vergleich zur babylonischen, persischen, ägyptischen oder chinesischen Kultur zum einen keine hoch entwickelte Kultur und zum Anderen sehr wenig erforscht.

Dass das Interesse an Sibirien gerade um 1700 eine Hochzeit erlebte hatte natürlich, dies wird nicht zuletzt durch diesen Themenkomplex klar, maßgeblich mit dem Interesse an der chinesischen Kultur und Geschichte zu tun. Genauso wie im Falle Chinas waren es

---

<sup>484</sup> „Je viens à cette heure à votre deuxième lettre, qui m'a plu souverainement et qui m'a appris des particularités qui donnent beaucoup de lumière aux tombeaux trouvés en Siberie. Il est vraie comme vous le dites, que Cingis Cam a été un Grand Guerrier, et qu'il a eu un Empire très étendu et que de là suit que les Chinois auront été en Siberie avec ce conquerant ou un de ses successeurs, et qu'il n'y a rien d'extraordinaire d'y trouver à cette heure leurs tombeaux.“ Cuper – La Croze 1. Juni 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

auch bei Sibirien zeitgenössische Interessen an Handel und Austausch, welche das historische Interesse an den dortigen Kulturen befeuerten. Besonders war die Landverbindung zwischen Russland und China durch die Region für den europäischen Austausch mit China von Bedeutung. Dass diese Verbindung durch den russischen Zaren blockiert wurde, war dabei ein Ärgernis für alle Beteiligten. Der Jesuit Grimaldi hatte das schmerzhaft am eigenen Leib erfahren müssen, als er 1689 aus Europa über den Landweg nach China zurückkehren wollte, wo er einer der wichtigsten Berater des Kaisers war. Leibniz selber war darüber verärgert gewesen, da er kurz zuvor in Rom Grimaldi kennengelernt hatte und sich von ihm ausführlichere Informationen über China nach dessen Rückkehr erhoffte.<sup>485</sup>

Zur selben Zeit fanden aber bereits Verhandlungen zwischen Delegationen des Zaren und des chinesischen Kaisers bei Nerczinsk an der russisch-chinesischen Grenze statt. Dabei ging es um Grenzstreitigkeiten in der weitläufigen sibirischen Landschaft zwischen den zwei Großreichen. Die zum chinesischen Kaiserreich gehörenden Manchus beschwerten sich darüber, dass sibirische Pelzjäger immer wieder ihre Jagdgründe auf unerlaubt auf ihr Gebiet ausdehnten. Diese Pelzjäger, so scheint es aus den Grenzverhandlungen, an denen auch zwei Jesuiten, Pereira und Gerbillon, teilnahmen, hervor, waren keine besonders vertrauenserrückenden Personen. Der Pelzhandel selbst jedoch war für den russischen Zaren ein besonders lukratives Geschäft, das ihm die fernöstlichen sibirischen Gebiete einbrachten, was auch der Grund dafür war, dass zuvor kaum Handelskaravanen oder diplomatische Missionen durch das Gebiet reisen durften. Die Verhandlungen, die auf der russischen Seite vom sibirischen Gouverneur Alexander Golovin geleitet wurden, endeten schließlich in einem Friedensschluß, dem Vertrag von Nerczinsk, der den schwelenden Konflikt beendete und einen neuen Grenzverlauf festlegte. Besonders die Jesuiten profitierten von ihrer Beteiligung an diesem Vertrag, der ihnen die Gunst des chinesischen Kaisers und damit, zumindest für die nächsten 15 Jahre, besondere Freiheit in ihrer Missionsarbeit einbrachte.<sup>486</sup>

Im Zusammenhang mit der politischen stand auch die kartographische Erschließung des Gebietes von Sibirien, das von Zeitgenossen meist als Tartarien bezeichnet wurde. Dabei waren es v.a. westeuropäische Kartenmacher, die an diesem Prozess beteiligt waren, da die nötige Expertise zur Produktion solcher Werke im Zarenreich fehlte. Das sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die meisten dafür nötigen Informationen sehr wohl

---

<sup>485</sup> Vgl. Carhart, Michael: Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore 2019. S. 1-10.

<sup>486</sup> Vgl. Carhart, Michael: Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore 2019. S. 209-239.



von Informanten aus dem russischen Reich stammten. Es waren also europäische, v.a. niederländische Karten<sup>487</sup>, welchen diesen unbekannten und unbesiedelten Raum neu erschlossen.<sup>488</sup> Als besonders bedeutendes Werk ist in diesem Zusammenhang Nicolaas Witsens Sibirienkarte, die 1687 zum ersten Mal herauskam, zu erwähnen (Vgl. Abb.24).<sup>489</sup>



Abbildung 24: Witsens Russlandkarte von 1687

- <sup>487</sup> Benjamin Schmidt hat herausgestellt, welche besondere Rolle für eine kosmopolitische, europäische Identität in der Gelehrtenrepublik um 1700 gerade holländische Kartenwerke spielten. Vgl. Schmidt, Benjamin: *Inventing Exoticism – Geography, Globalism and Europe's Early Modern World*, Philadelphia 2015.
- <sup>488</sup> Vgl. Roll, Christine. *Russland, Sibirien und der „ferne Osten“ in der russischen Kartographie der Frühen Neuzeit und der Beitrag deutscher Wissenschaftler* in: Duchart (Hg.): *Russland, der ferne Osten und die „Deutschen“*, Göttingen 2009. S. 5-31.
- <sup>489</sup> Es gibt mittlerweile eine sehr gute wissenschaftliche digitale Ausgabe von *Noord een Oost Tartarye*, bereitgestellt von der Niederländischen Akademie der Wissenschaften (KNAW). Einsehbar ist darin aber nur die zweite Edition von 1705, ergänzt durch die Bilder der dritten Ausgabe von 1785. Die erste Ausgabe des Werkes, das von Zeitgenossen hauptsächlich als Beiwerk zu Witsens Tartarien-Karte gesehen wurde, war aber bereits 1687 erschienen. Das Werk beschreibt Geographie, Ethnographie, Flora, Fauna sowie Sprachen der Region, die als „Land der Tataren“ bekannt war und über das die meisten westeuropäischen Forscher zu diesem Zeitpunkt so gut wie nichts wussten. Witsen selber war zwar 1664-1665 als junger Mann nach Moskau gereist, hatte jedoch niemals persönlich die Regionen besucht, die er im Buch beschrieb. Interessanterweise – denn das wird auch in den Briefwechseln thematisiert – war Witsen sich selber des tentativen Charakters seiner Forschungen bewusst, denn er verbot, dass *Noord een Oost Tartarye* in holländischen Buchläden verkauft wurde und gab Kopien davon nur persönlich an Freunde und Bekannte – darunter auch Gisbert Cuper – weiter. Vgl. <http://resources.huygens.knaw.nl/witsen>.

Im Folgenden kam Cuper auf Witsens Werk – und damit auch auf dessen Karte – bzw. die geplante Neuauflage derselben, über die Tatarei zu sprechen. Dieses Werk, so Cuper, sei noch nicht publiziert, aber er besitze es trotzdem fast ganz gedruckt, denn Witsen habe es ihm vor über 20 Jahren schon geschenkt unter der Bedingung, dass es sein Haus nicht verlasse.<sup>490</sup> Es handelte sich dabei um Witsens *Noord een Oost Tartarye*, dessen endgültige Publikation sowohl von La Croze als auch von Leibniz sehnsüchtig erwartet wurde. Witsen hatte verfügt, dass das Werk nicht öffentlich in niederländischen Buchläden verkauft werden solle, sondern es nur selber an ausgewählte Freunde und Bekannte – daher Cupers Hinweis, dass das Werk sein Haus nicht verlassen dürfe – weitergegeben. Witsen wollte wohl die Veröffentlichung deshalb so lange hinauszögern, damit er eine überarbeitete Version seiner Karte von Tartarien bereitstellen konnte.

Witsen handelte dabei durch die Zurückhaltung dieser Publikation den Regeln der Halböffentlichkeit der Briefwechsel, nach denen Informationen zu einem Thema, grundsätzlich an Experten weitergegeben werden durften, zuwider und stieß somit auch andere Korrespondenzpartner vor den Kopf. Leibniz und La Croze fragten stets ermahrend bei Cuper nach, wann Witsen denn endlich sein Werk über Tartarien veröffentlichen würde, während dieser damit beschäftigt war, die anderen davon abzuhalten, ähnliche Erkenntnisse auf anderem Wege ans Licht zu bringen. Cuper versuchte dabei wohl in gewisser Weise, Witsen vor den Begehrlichkeiten der anderen zu schützen, indem er fast gebetsmühlenartig das baldige Erscheinen von dessen Buch ankündigte. Es ist dabei wahrscheinlich, dass die Tatarei für Witsen zu diesem Zeitpunkt – auch weil seine Zurückhaltung der Veröffentlichung auf immer mehr Unverständnis bei anderen Gelehrten stieß – zunehmend zur Last wurde. Der Kupferstecher, den Witsen für die Karte engagiert hatte, kam wohl nur sehr langsam voran<sup>491</sup> und Witsen wollte die Karte nicht herausgeben, bevor sie nicht von Zar Peter dem Großen persönlich abgesegnet war.<sup>492</sup>

Die geographische Erkundung des Landes, die gerade durch Witsens Karte enorm vorangebracht worden war, erstreckte sich aber natürlich auch auf die antike Geschichte

490 [...] sa Tartarie n'est pas publiée, mais je la possède presque toute entière imprimée; cet illustre Magistrat m'en a fait présent il y a peut-être vingt ans, à condition que je ne la laisserois pas sortir de ma maison."

Cuper – La Croze 1. Juni 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

491 Das ging wohl Kämpfer und de Bruijn zur selben Zeit beinahe genauso und ist wohl dem hohen epistemischen Anspruch, der an solche neu erschienenen Karten oder Bilder gestellt wurde, geschuldet.

492 Vgl. Peters, Marion: *De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam*, Amsterdam 2010.

Sibiriens. Diese war, wie im Folgenden aus den Briefwechseln noch klarer wird, weit weniger mit aus dem alttestamentarischen Kontext bekannten Zivilisationen verbunden, sondern eher mit der Naturgeschichte. Jedoch war auch diese für die Protagonisten um 1700 sehr eng mit biblischen Ereignissen wie der Sintflut verknüpft.

Cuper fuhr im Brief vom 1. Juni an La Croze fort, Witsen habe auch über Elefantenskelette gesprochen, die sich in großer Menge am Ufer des Flusses Oby befänden. Einige Moskoviter glaubten, dass – vor der Sintflut – Inder dort gelebt hätten, welche die Elefanten mitgebracht hätten. Durch die Sintflut jedoch, so Cuper – die Meinung der Moskoviter wiedergebend – habe sich das Klima so verändert, dass es nun dort fast immer sehr kalt sei. Er schrieb, Witsen selber habe sich über diese Theorie lustig gemacht und sei davon überzeugt, dass die Sintflut selbst die Körper dieser großen Tiere dorthin geschwemmt habe und sie deshalb ans Ufer des Flusses gespült worden seien. Wieder andere glaubten, knüpfte Cuper an, dass es sich dabei um Spiele der Natur handle und man die Funde deshalb zu den Fossilien zählen müsse. Er selber, so schloss Cuper, habe davon einiges gesehen, den Kopf, die beiden Kiefer, die Zähne und andere Knochen. Diejenigen, die sich mit Elfenbein auskennen würden, hätten einstimmig gesagt, dass es sich dabei um echte Elefantenzähne handle und dass diese Materie weiter bearbeitet werden sollte.<sup>493</sup> Offenbar hatte Cuper einige der Knochen ebenfalls während seines Besuches bei Witsen in Amsterdam gesehen.<sup>494</sup>

Um die verschiedenen Standpunkte zu den in Sibirien gefundenen Elefantenknochen besser einschätzen zu können, ist es sinnvoll, den Blick auf eine vorausgegangene Debatte zu werfen. Diese Diskussion fand nur einige Jahre zuvor in Mitteldeutschland statt, genauer gesagt in Burgtonna in der Nähe von Gotha, wo ebenfalls Elefantenknochen gefunden worden waren. Auch Cuper hatte bereits vor dem Zeitpunkt der hier untersuchten Konstellation mit dem Numismatiker und Gothaer Hofhistoriographen

---

493 „Il y parle des ruines des Villes et il m'a conté depuis peu à Amsterdam, qu'au dessus d'Astrachan a été une très grande Ville, qui fut entièrement ruinée par Tamerlan. Il n'oublie pas d'y parler aussi de squelettes des Elephans qui se trouvent sur le bord de la Rivière Oby, en grande quantité. Les Moscovites croient, que les Indiens y ont été, et que par le déluge universel le climat est changé. De sorte qu'il y a toujours presque un grand froid. Mais Mr. Witsen se mocque de ce raisonnement, et il est persuadé, que dans le déluge universel les corps de grandes bêtes y ont été portés, et qu'ils ont été assables sur les bords de la dite rivière. D'autres croient que ce sont des jeux de la Nature et qu'on les doit mettre entre les fossilia. J'en ai vu beaucoup de pièces, et entre autres la tête, les deux machoires, les dents et d'autres et ceux qui se connoissent à l'Yvoire disent unanimement que ce sont des têtes de vrais Elephans, et que la matière est propre à être travaillée.“ Cuper – La Croze 1. Juni 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

494 Zur Inventarliste von Witsens Kuriositätenskabinett vgl. Peters, Marion: *De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), Burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam*, Amsterdam 2010. pp. 456-157



Wilhelm Ernst Tentzel (1659-1797) über den Gothaer Fund korrespondiert.<sup>495</sup>

Durch den Fund der prähistorischen Elefantenknochen im Jahr 1696 wurde die Frage nach historischen Ursachen von Veränderungen der vom Menschen beobachteten Natur neu aufgeworfen. Eine Behauptung, um den Fund der Elefantenknochen so weit im Norden zu erklären war, dass es sich bei solchen prähistorischen Knochen um ein „Spiel der Natur“ handle, die unter der Erde Formen, die auch über der Erde zu finden waren, nachahmte. Der Gothaer Leibarzt des Fürsten Friedrich II J.C. Schnetter nahm deshalb an, dass es sich bei den Funden von Elefantenknochen bei Gotha um Erdformationen handle, die ein Einhorn nachahmten, wobei er die Elefantenstoßzähne als Horn eines Einhorns interpretierte.<sup>496</sup> Dieses Argument wurde durch die Aussage bestärkt, dass in Deutschland wegen des kalten Klimas niemals Elefanten gelebt haben könnten.<sup>497</sup> Diese von J.C. Schnetter vertretene Annahme der Existenz von Fossilien unter der Erdoberfläche als „Spiele der Natur“ ließ dabei jegliche Beobachtung, die nicht direkt aus direkt offener biblischer Autorität geklärt werden konnte, als nutzlos zurück. Sie ist daher auch der weiter vorne in beschriebenen figuristischen Argumentation recht ähnlich.

Der seit 1685 als Gymnasiallehrer tätige und nebenbei auch als Numismatiker beschäftigte Wilhelm Ernst Tentzel argumentierte hingegen anhand der schieren Größe der Funde, dass es sich hierbei um nichts anderes als einen echten Elefanten handeln könne, wobei er einen wissenschaftlich fundierteren Standpunkt zu dem Fund vertrat.<sup>498</sup> Tentzel schickte seine Ausführungen darüber auch mit einigen Proben von den Knochen nach London zur *Royal Society*. Besonders bedeutend war dabei die Untersuchung des Inneren der Knochen im Hinblick auf ihre materielle Beschaffenheit. Tentzel argumentierte, – und damit vertrat er denselben Standpunkt wie Witsen in dem vorhergegangenen Brief – dass die Knochen durch die Sintflut an die Stelle, an der sie schließlich gefunden wurden, hingespült worden seien. Er gab dabei als Beweis an, dass man in der Nähe der Knochen sowohl Sand als auch Muschelreste gefunden habe, was auf eine ehemalige Überschwemmung des Gebietes hindeute.

Diese von Tentzel vertretene These, dass es sich um echte Elefantenknochen handelte

<sup>495</sup> Vgl. dazu Korrespondenz Tentzel – Cuper. (FB Gotha Chart. A 702 fol. 360-389).

<sup>496</sup> Zur Entzauberung der Mythologie des Einhorns im 17. Jh. Vgl. Roling, Bernd: Der Wal als Schauobjekt. Thomas Bartolin (1616-1680), die dänische Nation und das Ende der Einhörner in: Enenkel; Smith (Eds.): *Zoology in Early Modern Culture. Intersections of Science, Theology, Philology and Religious Education*, Leiden 2014. pp. 172-196.

<sup>497</sup> Vgl. Collet, Dominik: Die Welt in der Stube. Begegnungen mit Außereuropa in Kunstkammern der frühen Neuzeit, Göttingen 2007. S. 166-206.

<sup>498</sup> Vgl. Collet, Dominik: Die Welt in der Stube. Begegnungen mit Außereuropa in Kunstkammern der frühen Neuzeit. Göttingen 2007. S.166-206.

und diese durch die Sintflut dorthin getragen worden waren, konnte naturgeschichtliche Beobachtung und biblische Narrative gut miteinander vereinbaren. Es ist daher auch plausibel, dass Cuper diese Annahme teilte, denn sie passt gut zusammen mit seinen Argumentationen an anderer Stelle, die immer darauf ausgerichtet waren, historische Fakten möglichst in Übereinstimmung zur biblischen Narrative zu bringen.

Auch Leibniz hatte sich gegenüber Tentzel bereits im Jahr 1696 ganz ähnlich wie die von Witsen erwähnten Moskoviter geäußert. Im Brief vom 27. Juni 1696 hatte er beklagt, dass jegliche größere Veränderung der Natur immer sofort der Sintflut zugeschrieben würde und gleichzeitig erwähnt, dass er es für möglich halte, dass vor der Sintflut Elefanten in Deutschland gelebt haben könnten, da das Klima dort sehr viel wärmer gewesen sein könnte.<sup>499</sup> Damit hatte er hier, wie auch schon zuvor im Zusammenhang mit der Entstehung der alphabetischen Schriftzeichen, unabhängig von der alttestamentarischen Narrative argumentiert, wenngleich er dieser aber nicht explizit widersprach.

Hielt man alle zoomorphen Fossilien für Überbleibsel von echten Tieren, musste man, da die Knochenfunde oft von mehreren Sedimentschichten überlagert waren, die Sintflutgeschichte sehr weit ausdehnen und damit im Zusammenhang auch eine sich – durch Klimawechsel – verändernde Natur annehmen.<sup>500</sup> Bezeichnete man solche Funde jedoch als „Spiel der Natur“, konnte man sich eine Natur vorstellen, die direkt schöpferisch in Erscheinung trat.<sup>501</sup> Der dritte Standpunkt, den Cuper und Witsen in Bezug auf die Elefantenknochen vertraten, wäre dabei ein moderat zwischen den anderen beiden vermittelnder. Wenn man annahm, dass die Sintflut die Elefantenknochen so weit nach Norden geschwemmt hatte, konnte man gleichzeitig sehr nah an der alttestamentarischen Narrative bleiben und trotzdem die Funde empirisch untersuchen und als echte Tierknochen deklarieren, die aus weiter südlichen Gefilden stammten.

Im Brief von La Croze an Cuper vom 14. August 1709 wurde zuerst Witsens zu erwartende Arbeit und deren Erscheinungsdatum thematisiert. La Croze schrieb, er fände es sehr schade, dass Witsen die Entdeckungen, die er über Nordasien gemacht habe, nicht der Öffentlichkeit zeige.<sup>502</sup>

499 Vgl. dazu: Leibniz – Tentzel 27. Juni 1696 (FB Gotha Chart. A 702 fol. 467 ff.).

500 Vgl. Collet, Dominik: Die Welt in der Stube. Begegnungen mit Außereuropa in Kunstkammern der frühen Neuzeit, Göttingen 2007. S. 166-206. In der Proto-Sprachwissenschaft des 17. Jahrhunderts fände sich dazu eine Analogie in der von Leibniz prominent vertretenen These, dass Sprache sich durch die Äußerung von menschlichen Grundbedürfnissen und Emotionen entwickelt hätte, dass es also eine Natur gab, die sich auch nach der göttlichen Schöpfung selber veränderte.

501 Zum Konzept der Spiele der Natur vgl. Adamowsky; Böhme; Felfe (Hgg): *Ludi Naturae – Spiele der Natur in Kunst und Wissenschaft*, Paderborn 2010.

502 „Je ne sai pourquoi Mr. Witsen refuse de communiquer au public les belles decouvertes qu'il a faittes sur le septentrion de l'Asie.“ La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

Wenn Witsen sich schon nicht für seinen eigenen Ruhm interessiere, so La Croze, solle er sich doch nicht der Instruktion der Öffentlichkeit verschließen. Es gebe nichts, was er nicht dafür gäbe, so eine schöne Arbeit einmal zu Gesicht zu bekommen, es habe aber für ihn den Anschein, dass er diese niemals sehen werde. Er habe jedoch neulich in einem deutschen Buch, welches in Leipzig gedruckt wurde, einige Anmerkungen Witsens über eine tatarische Reise, die von Moskovitern unternommen wurde, gesehen. Derjenige, der den Bericht ins Deutsche übersetzte, habe geschrieben, dass er seine Kopie davon – gemeint ist der Reisebericht – von Thévenot gehabt habe. La Croze schrieb weiter, es gebe jedoch sehr viel Obskures zu dieser Reise, das durch diese Aufzeichnungen nicht erhellt werde.<sup>503</sup> Der Reisebericht, der damit gemeint war, war wohl der einer Expedition von Eleazar Ysbrant Ides, geschrieben von Adam Brandt, der 1704 auf niederländisch herausgekommen war.<sup>504</sup> Bei diesem Gesandtschaftsbericht handelte es sich, neben der Karte Witsens, um das zweite wichtige Referenzwerk zu Sibirien. Ein kleines Stück weiter hinten ging La Croze dann auf die von Cuper erwähnte These Witsens über die Elefantenskelette ein und widersprach dieser, da er schrieb, er glaube, dass die Knochen vielmehr von irgendeiner indischen oder sogar tatarischen Armee stammten, die so weit in den Norden vorgestoßen war.<sup>505</sup>

La Croze setzte also in dieser Frage – wie auch schon bei der Beschreibung des Spiegels aus einem Hügelgrab in Sibirien – auf die mittelalterliche Geschichte, um die Funde zu erklären. Er führte die Knochen auf eine indische oder gar tatarische Armee zurück und vermied damit auch jegliche Spekulation über die Rolle der Sintflut in dieser Geschichte.

503 „Si cet illustre Magistrat est insensible à sa propre gloire, il ne le doit pas être à l'instruction du public. Il n'y a rien que je ne donnasse pour un si bel ouvrage: mais il y a bien de l'apparence que je ne le verrai jamais. J'ai dans un livre alleman imprimé à Leipsic des remarques de Mr. Witsen sur un voiage de Tartarie entrepris par les Moscovites. Celui, qui l'a traduit du Flamand dit qu'il a eu sa copie du feu Mr. Thévenot. Il y a beaucoup d'obscurité dans ce voiage, et les notes ne les levent pas toutes.“ La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

504 Der ganze, ausführliche niederländische Titel der Reise lautet Ysbrant, E. Ides: *Driejaarige reize naar China, te lande gedaan door den moscovischen afgezant E. Ysbrants Ides, von Moskou af over Groot Ustiga, Siriania, Permia, Sibirien, Daour, Groot Tartarien tot in China*. Amsterdam 1704. Vgl. Dahlmann, Dittmar: *Das Moskauer Reich und China. Die russischen Beziehungen zum „Reich unter dem Himmel“ vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts* in: Duchardt (Hg.): *Russland, der ferne Osten und die „Deutschen“*, Göttingen 2011, S.31-49. S. 42-43. Der niederländisch-deutsche Kaufmann Ysbrant Ides war seit 1687 einer der führenden Köpfe der Moskauer Kaufmannschaft – in dieser Funktion war er sicher auch Witsen bekannt. Nachdem er 1691 fast bankrott gegangen wäre, machte ihn Zar Peter der Große zum offiziellen Gesandten nach China, da er sich nach dem Vertrag von Nerzinsk vom Chinahandel lukrative Einkünfte erhoffte. Der Bericht, den Ides von der 1692-1695 stattgefundenen Reise, die ihn auf dem Hin-und Rückweg durch Sibirien führte, verfasste, stieß auf großes Interesse. Der Bericht des Botschaftssekretärs Adam Brandt war dabei nur sehr kurz, das ganze Reisejournal war offensichtlich vom Leiter der Botschaft, dem Dänen Elizar Isbrandt Ides gegengezeichnet, aber nicht selber verfasst worden. Vgl. Vgl. Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters*, Baltimore 2019. S. 227.

505 „Je ne serois pas tout-à fait de Mr. Witsen sur les squeletes d' Elephans. Je crois que cela pourroit plutôt venir de quelque armée indienne, ou même Tatare, qui auroit penetré jusque-là“. La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

Die genauere Erläuterung des Themas ließ er jedoch erstmal im Dunkeln und schrieb zum Schluss des Absatzes, dass er einiges über dieses Thema habe, aber etwas Zeit brauche, um es zu finden.

Im Brief von Cuper an La Croze vom 1. September 1709 erwähnte Cuper zuerst, er habe Witsen wiederholt dazu aufgefordert, seine Versprechungen, deren Einlösung alle Gelehrten herbeisehnten, zu erfüllen. Dabei ging es wie schon weiter oben um die Veröffentlichung seines Werkes *Noord een Oost Tartarye*. Er habe, so Cuper weiter, noch nie Kommentare Witsens über eine Reise nach Tartarien gesehen, kenne aber natürlich die Beschreibung von China. Diese, geschrieben von einem chinesischen Autor, der zum Christentum konvertiert war, so Cuper weiter, sei zusammen mit der Abhandlung einer Reise durch Tartarien und China von Mr. Isbrandts, dem Botschafter des Zaren, publiziert worden.<sup>506</sup>

Im Brief an Cuper vom 27. September 1709 begann La Croze seine Abhandlungen zu dem Thema mit der Aussage, er habe die Beschreibung Chinas am Ende von Isbrandts Reise gelesen, das sei aber nicht die Arbeit gewesen, die er eigentlich gemeint habe. Diese habe den deutschen Titel „Moscovitisch-tatarische Reisebeschreibung mit Niclas Witsens Anmerkungen“ gehabt und sie sei nur 27 Seiten lang in Octavo und sei abgedruckt im zweiten Teil einer Sammlung von Reiseberichten, die 1699 in Leipzig erschienen war.<sup>507</sup>

Nur ein kurzes Stück weiter hinten fuhr La Croze fort zu schreiben, er glaube nicht, dass die Skelette der Elefanten von der Flut dorthin getragen worden seien. Auch glaube er nicht, dass sie „Spiele der Natur“ seien, da diese nicht die Gewohnheit habe, so regulär zu sein. Er habe in den Schilderungen des Rubruquius gelesen, so La Croze weiter, dass die Nachfolger von Djingis Khan weit in den Norden vorgerückt seien.<sup>508</sup> Die Tataren, so La Croze, bedienten sich zwar zum heutigen Zeitpunkt dieser Tiere nicht mehr, hätten sie jedoch im 13. Jahrhundert in großer Zahl in ihren Hilfstruppen gehabt. Daher könnten die

506 „J'exhorterai de nouveau Mr. le Bourgemaître Witsen, de vouloir satisfaire à ses promesses et au désir de tous les Scavans. Je n'ai jamais vû quelques remarques de lui sur un voyage de Tartarie, mais bien sur une description de la Chine, faite par un naturel du pays, qui s'est fait Chrétien, et qui a été publiée avec la relation du voyage par la Tartarie vers la Chine de Mr. Ysbrants, qui a été Ambassadeur du Czar, et qui y alloit en cette haute et éclatante qualité.“ Cuper – La Croze 1. September in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

507 „J'ai lu la description de la Chine qui est à la fin du voiage de Mr. Isbrand. Mais l'ouvrage dont j'ai voulu vous parler est tout autre. En voici le titre en allemand: Moscovitisch-tatarische Reisebeschreibung mit Niclas Witsens Anmerkungen. Cela ne contient que 27 pages in octave. Dans la seconde partie d'un recueil de voiage imprimez à Leipsic l'an 1699.“ La Croze – Cuper 27. September 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

508 Gemeint ist Rubruquensis, Wilhelmus. *Itinerarium ad partes orientales*. Paris 1257. Rubruquensis oder Wilhelm von Rubruk reiste 1252-1253 im Auftrag des französischen Königs Ludwig IX nach Nord- und Zentralasien und brachte diesen Reisebericht mit. La Croze wiederholte hier eigentlich nur das Argument, das er weiter oben bereits vorgebracht hatte, nämlich, dass die Elefantenknochen von einer Armee Timurs des Großen stammen würden.

Elefantenknochen stammen. Er glaube zwar auch nicht, schrieb La Croze weiter, dass Elefanten in so kalten Ländern hätten leben können, es könnte jedoch sein, dass sie mit einer Expedition so weit in den Norden geführt worden und dort gestorben seien. Leider sage die Geschichte darüber nichts und man wisse überhaupt wenig über die Geschichte der Tataren, dieser berühmten Eroberer, deren Siege die größten Feldherren der Antike in den Schatten stellten.<sup>509</sup> La Croze enthielt sich also auch hier wieder dem Problembereich der biblischen Frühgeschichte und verließ sich lediglich auf ihm bekannte Fakten aus der mittelalterlichen Geschichte.

Auch Leibniz ließ sich von Cuper über den Fortgang von Witsens großem Werk über die Tatarei auf dem Laufenden halten. So schrieb er am 26. Oktober 1709 an Cuper, er freue sich, dass Witsen an den skythischen Altertümern – der *Noord een Oost Tartarye* – arbeite.<sup>510</sup>

Am 1. November 1709 antwortete Cuper kurz angebunden auf La Crozes Ausführungen zu den Elefantenknochen. Er glaube zwar, wie La Croze, dass es sich bei den gefundenen Skeletten um echte Elefanten handle, könne aber noch nicht verstehen, wie sie dorthin gekommen seien. Wenn die Muscheln, die sich auch in Gebirgshöhlen finden würden, aus der Zeit der Sintflut stammten, so glaube er auch, dass die Elefantenknochen aus dieser Zeit seien und diese Tiere durch das Wasser und die Strömungen dorthin getragen worden seien.<sup>511</sup>

### 3.5 Die Kelto-Skythische Ursprache als Ursprung der Sprache

Wie schon beim Themenkomplex 1 wird im Folgenden abschließend eine Episode aus den Briefwechseln behandelt, welche einerseits dem Themenkomplex 2 zuzuordnen ist, da

509 „Pour ce qui est des squelets des Elephans, je ne saurois m'imaginer qu'ils soient là depuis le déluge, ni que ce soient des jeux de la nature qui n'a pas coûtume d' être si régulière. Je trouve dans le relation de Rubruquius, que le successeurs de Cingis-Cam penetrerent fort avant sous le nord. Quoique les Tatares ne se servent point présentement de ces animaux dans leur expeditions, il paroît par Planis Carpi et Rubruquius qui ont été en ambassade chez les Tatares du 13. siècle, que ces peuples avoient des troupes auxiliaires, et même en fort grand nombre. Les Elephans pourroient être venus de là. [...] Pour ce qui est des Elephans je ne crois pas à la verité qu'ils pussent vivre dans des pais si froids. Mais ne pourroit-on pas en avoir mené dans quelque expedition vers le nord et se pourroit il pas faire les y eut fait perir? Mais l'histoire n'en dit rien. J'en conviens: mais aussi quelles histoires avons nous de ces fameux conquerans Tatares, dont les victoires ont surpasseé celles de plus grands Capitaines de l'antiquité?“ La Croze – Cuper 27. September 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

510 „Witsenium, insignem virum, in praeclaro Scythicorum opere pergere gaudeo. Optarem aliquis ex antiquis colligere vocabula.“ Leibniz – Cuper 26. Oktober 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 101-104).

511 „Je crois avec vous, Monsieur, que les squelettes qui se trouvent en Siberie, on été des vrais Elephans, mais je ne puis encore comprendre, d'où ils y pourroient être venus; et si les coquilles, qui se trouvent dans les creux des plus hautes montagnes, sont du temps de Deluge, je croirois facilement que ces squelettes en sont aussi, les eaux et le flux de la mer y ayant pu porter des animaux.“ Cuper – La Croze 1. November 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

sie mehr oder weniger direkt mit dem Thema Sibirien verbunden ist, die andererseits aber besonders direkt mit dem geschilderten Denkraum zu sprachwissenschaftlichen Fragen im alttestamentarischen Kontext verbunden ist, der den Hintergrund der meisten bisher besprochenen Debatten bildet.

Der Brief von Leibniz an Cuper vom 26. Oktober 1709 wurde bereits im Zusammenhang mit Witsens erwartetem Werk *Noord een Oost Tartarye* erwähnt. Darin schrieb Leibniz auch von seinem Wunsch, jemand möge aus den Altertümern das skythische Vokabular zusammensuchen. Er schrieb weiter, dass Herodot nur wenige, Hesychios aber einige mehr solcher Wörter liefere, die sich bis heute im Keltischen, Phrygischen und Persischen gehalten hätten. Weiter hinten im Brief fuhr Leibniz fort, es scheine ihm, dass es bei Herodot zwei skythische Vokabeln gebe, die nicht schlecht erklärt seien. Eine davon laute *Aeorpata*, was so viel bedeute wie *viricidarum* (Mannestöter, gemeint sind Amazonen), das andere sei *Arimasporum*, was so viel bedeute wie *monoculorum* (Genitiv Plural von Einäugige). Bewiesen werden könne das durch das Keltische, das stark mit dem Skythischen verwandt sei, so Leibniz weiter. Er nenne Keltisch das, was dem alten Germanischen, Gallischen und Lateinischen geinsam sei.<sup>512</sup>

Leibniz verglich beim Wort *Aeorpata* die erste Silbe *Aeor* mit verschiedenen Worten wie *vir*, *Herr*, *herus*, *baro* und *er*, womit er implizierte, dass der keltische Wortstamm sich in allen diesen Wörtern erhalten hat. Den zweiten Teil des Wortes *pata* brachte er hingegen in Verbindung mit *battuere*, *patschen*, *patte*, *pate*, *pfote* und *pes*. Die zweite Bezeichnung – *Arimasporum* – sah er in Beziehung zu den Wörtern *arm*, *eremus*, welche Einsamkeit, Einheit und Armut bedeuten. Die zweite Silbe *sporum* hat sich nach Leibniz in den Wörtern *speben*, *spie* und *spicere* erhalten.<sup>513</sup>

Als Leibniz jedoch an dieser Stelle einen sprachlichen Vergleich von verschiedenen Wortteilen des skythischen Vokabulars anstellte, dachte er nicht an eine göttlich inspirierte Ursprache im theologischen Sinne, die auf direkte Art und Weise mit der alttestamentarischen Geschichte in Verbindung gebracht werden musste.<sup>514</sup> Er dachte auch

512 „Witsenium, insignem virum, in praeclaro Scythicorum opere pergere gaudeo. Optarem aliquis ex antiquis colligere vocabula Scythica. Herodotus paucula suppedibat, sed Hesychios plura fuisse, qui Celtia, qui Phrygia, qui Persia in induculam redegebat. [...] Duo apud Herodotum Scythica vocabula non mali explicasse mihi videre, unum *Aeorpata*, id est *Viricidarum*, alteram *Arimasporum*, id est *monoculorum* advocata Celticae ope, in qua multa haud dubio Scythicis cognata. Celticum autem appello inprimis, quod Germanico, Gallico veteri et Latino commune est.“ Leibniz – Cuper 26. Oktober 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 101-104). Dieser Wunsch war im Zusammenhang mit der Hoffnung darauf, dass Witsens Werk endlich erscheinen möge, entstanden.

513 „*Aeor* vir, Herr, herus, baro, et *battuere*, *patschen*, *patte*, *pote*, *pfote*, *pes* conspirant. Rursus porro *Arimaspis* *spehen*, *spia*, *specere*, est videre, *Arm*, *Eremus*, ad solitudinem unitatem monachum, paupertatem refertur.“ Leibniz – Cuper 26. Oktober 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 101-104).

514 Er wollte so eine Theorie auch gewiß nicht widerlegen, hielt diese Form von Ursprache jedoch für nicht rekonstruierbar und wollte sich daher auch nicht explizit mit ihr beschäftigen. Vgl. Teilkapitel 4.1:

nicht an eine hieroglyphische Wissenschaftssprache, die ähnlich wie so ein Ursprache möglichst direkt menschliche Gedanken ausdrücken konnte und durch eine *philosophia perennis* mit einer alten theologischen Weisheit verbunden war. Vielmehr suchte er durch diese Vergleiche, eine natürliche Ursprache, die kelto-skythische, zu rekonstruieren, die er in dem spärlich besiedelten Gebiet zwischen den Großreichen Russland und China, in denen kaum bekannte Stämme wie Kalmyken, Mongolen und Samoyeden siedelten, vermutete.<sup>515</sup> Auch im sprachwissenschaftlichen Bereich wurde Sibirien also eher der Naturgeschichte als der biblischen Zivilisation zugeordnet.

Leibniz hielt es dabei für wahrscheinlich, dass diese kelto-skythische Ursprache sich aus kurzen Artikeln und Ausrufen, die bestimmte menschliche Grundbedürfnisse ausdrückten, ohne jegliches göttliches Eingreifen, entwickelt hatten. Solche Laute waren seiner Meinung nach aus Gemütsbewegungen der Menschen hervorgegangen, die mit Vorgängen in der Außenwelt und den daraus entstehenden Vorstellungen korrespondierten. Dies führte nach Leibniz zur Artikulation von Lauten, die ohne weitere Erklärungen verständlich waren. Für die ältesten Wörter hielt er deshalb kurze, wenig artikulierte Formen, wofür ihm als Beispiele Wörter galten, die elementare Naturgeräusche oder Tierlaute imitierten, wie z.B. das deutsche Wort „rauschen“.<sup>516</sup> Um Sprachen rückzuverfolgen versuchte er, von sogenannten Wortwurzeln, also Buchstaben, Silben und Wörtern, die als Zeichen für einfache Laute fungierten und einen selbständigen Bedeutungswert hatten, auszugehen. In diesem Sinne sind auch die oben erwähnten Äußerungen im Brief an Cuper zu verstehen, in denen Leibniz die von Herodot erwähnten alten skythischen Worte mit Worten aus anderen, neueren Sprachen zusammenbrachte. Wenn ein onomatopoetischer, also lautmalerischer, Zusammenhang zwischen Wörtern und Sinn in bestimmten Sprachen klar zu erkennen war, so hielt Leibniz sie für besonders alt.<sup>517</sup>

Leibniz hatte seine sprachgeschichtlichen Überlegungen auch mit der Geographie der europäischen Völker und ihren Wanderungen verbunden, wodurch umso mehr verständlich wird, dass die in diesem antiquarischen Themenkomplex untersuchten Debatten eng mit sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zusammenhingen. So sah er das Gebiet, das er mit Herodot als *Skythenland* bezeichnete und das die Länder nördlich des schwarzen Meeres zwischen Don und Donau umfasste, als Ursprung der europäischen Völker.<sup>518</sup> Deshalb hielt er auch die kelto-skythische Ursprache für die älteste

---

Argumentation Gottfried Wilhelm Leibniz.

515 Zu den verschiedenen Stämmen auf diesem Gebiet vgl. Carhart, Michael: Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore 2019. pp. 82-100.

516 Vgl. Schulenburg, Sigrid von der: Leibniz als Sprachwissenschaftler, Frankfurt a. Main 1973. S. 1-24.

517 Vgl. Schulenburg, Sigrid von der: Leibniz als Sprachwissenschaftler, Frankfurt a. Main 1973. S. 1-24.

518 Dazu gehörte natürlich auch das Gebiet von Sibirien, sowie die in dieser Region gesprochenen Sprachen.

Sprache, aus der sich durch Verbreitung alle anderen Sprachen entwickelt hatten. Diese Verbreitung fand seiner Meinung nach von den skythischen Gebieten ausgehend erst nach Germanien, Illyrien und Pannonien statt und von dort weiter westwärts nach Gallien und Spanien, aber auch südwärts nach Italien, Thrakien und Griechenland. Leibniz stützte diese These durch seine etymologischen Untersuchungen, nach denen skythische Vokabeln sowohl aus dem Griechischen als auch aus dem Keltischen erklärt werden könnten.<sup>519</sup> Dass er in dem Brief also den Wunsch äußerte, jemand möge Wortlisten des skythischen Vokabulars aus Herodot und Hesychios heraus erstellen, hing eng mit seiner sprachwissenschaftlichen Theorie, die er auch in seiner Schrift *De Originibus Gentium* von 1710 formulierte, zusammen.<sup>520</sup>

Im Brief vom 12. November 1709 schrieb Cuper an Leibniz, derjenige, der es fertig brächte, aus Hesychios und den anderen Autoren das skythische Vokabular herauszuholen und in einem Corpus zusammenzufassen, wäre sicherlich sehr zu loben. Er fuhr fort, er selber habe freilich schon Schritte in diese Richtung gemacht und er habe sich nicht nur Proben von dem hervorragendem Lexikographen – Hesychios –, sondern auch von den Besonderheiten – des Wortschatzes – aller anderen Völker, Regionen und Städte, die in jenem Buch – von Hesychios – nur selten zu finden seien, gemacht. Weiter schrieb Cuper, da er sehe, dass Leibniz glücklicher im Entschlüsseln und Erklären sei, schicke er ihm jene Worte, die er sich aufnotiert habe. Den Skythen seien also folgende Worte und Vokabeln zuzuordnen (Vgl. Abb. 25). Und weil Leibniz, so Cuper weiter, das Keltische und das Skythische am selben Ort vermute, füge er ihm auch noch jene Worte an, welche Hesychios selbst bewahrt hatte (Vgl. Abb. 26).<sup>521</sup>

---

Vgl. Carhart, Michael: Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore 2019. pp. 82-100.

519 Vgl. Schulenburg, Sigrid von der: Leibniz als Sprachwissenschaftler, Frankfurt a. Main 1973. S. 1-24.

520 Der vollständige Titel der Schrift, die 1710 in der Zeitschrift der Berliner Akademie der Wissenschaften *Miscellanea Berolinensia* erschien, lautet Leibniz, G.W. *Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum* in: *Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum, ex Scriptis Societati Regiae Scientiarum exhibitis edita*, 1 (1710).

521 „Res certe foret laudanda valde si quis ex Hesychio et aliis auctoribus colligere et in unum corpus compingere vellet. Vocabula Scythica, eger quidem id facere aggressus fui et spricilegium tale non modo ex Lexicographo praestantissimo mihi paravi, verum etiam collegi omnium aliorum populorum regionum et urbium propria, quae in docto libro illo sparsim inveniuntur. Et cum videam te feliciter in iis enodandis et explicandis versari, ecce tibi dunt illa, quae mihi sunt annotata. Scythis igitur tribuit voces vel vocabula [...]. Et quia Celtica atque Scythica eodem loco fere habes, ecce tibi est illa vocabula, quae nobis idem Hesychius conservavit.“ Cuper – Leibniz 12. November 1709 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 105-112).



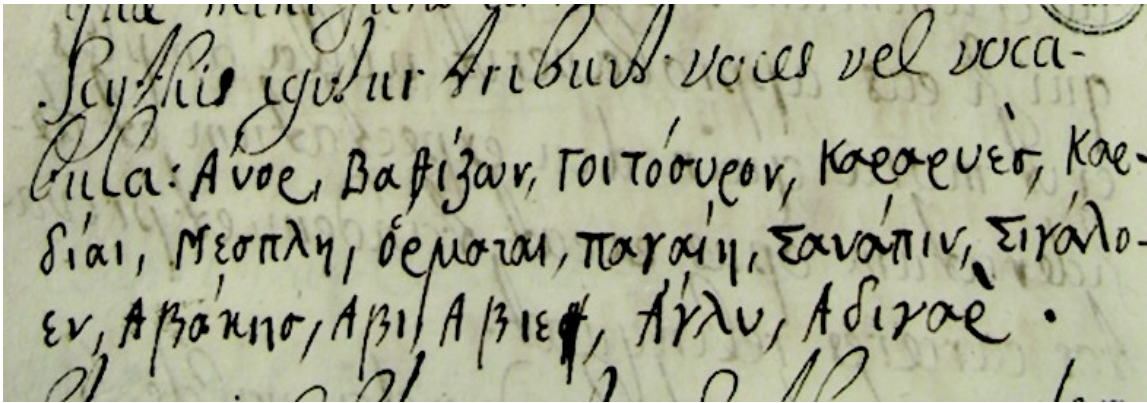


Abbildung 25: Von Cuper aufnotiertes, skythisches Vokabular aus dem Brief an Leibniz, 12. November 1709

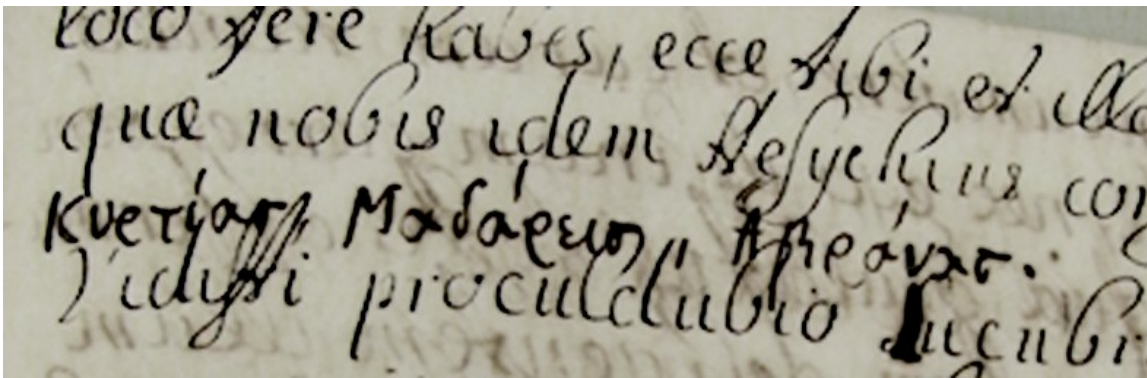


Abbildung 26: von Cuper aufnotiertes Material, entnommen aus Hesychios, aus dem Brief an Leibniz, 12. November 1709

Cuper schrieb weiter, Leibniz habe zweifellos die Nacharbeit des Pezron<sup>522</sup> gesehen, die dieser auf französisch verfasst habe mit dem Namen *Antiquité de la nation et de la langue des Celtes, autrement appelez Gaulois*. Daher glaube er auch, so Cuper, dass Leibniz diesen gelehrten Mann kenne, der bereits verstorben sei, der aber eine neue Geschichte dieses Volkes – der Kelten – aus den Mythen und der Zeit der Fabeln zusammengefasst habe. Außerdem habe Pezron viel griechisches und lateinisches Vokabular aus ihrer Sprache abgeleitet. Cuper beschloss den Absatz mit der Aussage, obwohl er das – Pezrons Thesen – kaum gutheiße, wolle er es trotzdem anführen, um es zu tadeln, da Leibniz schließlich die Kelten in seinem letzten Brief erwähnt habe.<sup>523</sup>

<sup>522</sup> Es ist in diesem Zusammenhang plausibel, dass Cuper den Begriff *lucubratio* (Nachtarbeit) deshalb verwendete, da er offensichtlich nicht viel von Pezrons Thesen hielt und somit wohl suggerieren wollte, dieser hätte keinen klaren Kopf gehabt beim Niederschreiben derselben.

<sup>523</sup> „Vidisti proculdubio lucubrationem Pezronii, quam Gallicam inscripsit *Antiquité de la Nation et de la Langue des Celtes, autrement appelez Gaulois* et inde credo te cognovisse virum illum eruditum qui ad plures

Pezrons Werk ist dabei im Hinblick auf den sprachwissenschaftlichen Hintergrund, vor dem die Debatten stattfanden, interessant. Man kann es wohl am besten beschreiben als den Versuch, die Geschichte der Gallier mit dem Ursprung der Völker, wie er in Kapitel 10 der Genesis beschrieben ist, zu verbinden. Ähnlich wie Kircher und Martini für das Chinesisch verfahren waren, leitete Pezron das Volk der Kelten, von dem seiner Meinung nach die Gallier abstammten, und die keltische Sprache direkt von Japhets Sohn Gomer ab und erklärte es somit zur ältesten Sprache der Menschheit nach der Sintflut, die im Übrigen auch am Turmbau zu Babel nicht beteiligt, und somit noch besonders eng mit der vorsintflutlichen, hebräischen, Ursprache verbunden war.<sup>524</sup>

Leibniz' Theorie von einer kelto-skythischen Ursprache hatte durch diese Theorie vom Keltischen als erste natürliche Sprache eine – zumindest implizite – Verbindung zur alttestamentarischen Narrative. Die Kelten konnten schließlich als Nachfolger Japhets in den biblischen Völkerstammbaum eingeordnet werden. Leibniz widersprach in diesem Sinne auch nie öffentlich der Annahme, dass es eine, wie auch immer geartete, Ursprache gebe, die von Gott unmittelbar der Menschheit übertragen worden war. Er war lediglich der Meinung, dass diese nicht mehr rekonstruiert werden könnte. Die Suche nach einem Ursprung der Sprache im theologischen Kontext widersprach also nicht seinen eigenen etymologischen Untersuchungen, welche sich auf die Verwandtschaftsgrade von verschiedenen europäischen Sprachen bezog, dadurch konnte er sie aber relativ entkoppelt von diesen Fragen ausführen, ohne dass es im Sinne der geschilderten Problemlagen brisante Konsequenzen nach sich gezogen hätte.

Leibniz schrieb am 27. Februar 1710 zurück an Cuper, man könnte aus dem skythischen und keltischen Vokabular, das Cuper aus Hesychios exzerpiert hatte, sehr viel wahrnehmen, wenn man denn die Ruhe dazu hätte. Er, Leibniz, nenne Keltisch diejenigen – sprachlichen Anteile –, die den alten Germanen und Galliern gemeinsam seien, deren Sprachen sich bis heute im Bretonischen und Walisischen erhalten hätten. Kelto-Skythisch hingegen nenne er diejenigen – sprachlichen Anteile –, die sich bis zu den Sarmaten und Griechen ausgestreckt hätten. Das Buch von Pezron, so Leibniz weiter, habe er gelesen und sich dabei gewundert, dass diesem die Germanen von den Kelten – und damit den Galliern – so unterschiedlich schienen, wo doch die Ähnlichkeit der Sprachen so groß sei,

---

abiit, novam nobis gentis istius historiam ex mythicis et fabuloso tempore condere, et multa Graeca et Latina ex gentis illius lingua deducere; quod quamvis mihi vix probetur, monendum tamen duxi, quia Celtarum mentio in epistula tua facta est.“ Cuper – Leibniz 12. November 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 105-112).

<sup>524</sup> Pezron, Paul. *Antiquité de la Nation et de la Langue des Celtes autrement appelez Gaulois*. Paris 1703. Dazu auch Borst, Arno: *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker* (Band 1), Stuttgart 1959.

wie Übrigbleibsel aus dem Gallischen zeigen würden. So sei es auch glaubwürdiger, dass diejenigen, die nach Griechenland und Asien vorgedrungen seien, eher aus Germanien als aus dem fernerem Gallien gekommen seien. Was er jedoch nicht bezweifle, sei, dass die Gallier sich durch den Zulauf der Germanen vermehrt hätten.<sup>525</sup>

Leibniz sah nicht eine Sprache oder ein Volk als Ursprung oder Keimzelle, aus der andere hervorgingen, sondern betonte die ständige Vermischung und den Austausch zwischen den Völkern und Sprachen. Er konnte dabei seine Theorie der Sprachverbreitung auch völkergenealogisch untermauern, da er die Besiedlung Germaniens von Osten her kommend früher als die darauf folgende Besiedlung Galliens datierte.<sup>526</sup> Im Übrigen habe bereits Hieronymus in seiner Zeit festgestellt, schloß Leibniz, dass die Sprache der Trevirensen derjenigen der Galater sehr ähnlich sei und die Trevirensen mit den belgischen Germanen verwandt gewesen seien.<sup>527</sup> Dabei bezog er sich auf das Vorwort von Hieronymus' Kommentar zu den Galaterbriefen, in dem dieser berichtete, dass die Galater, welche zwischen Konstantinopel und Syrien siedelten, nicht Griechisch, sondern eine Sprache verwendeten, die derjenigen der Trevirensen sehr ähnlich war. Die Trevirensen waren ein keltischer Volksstamm, der in Nordostgallien, also dem heutigen Belgien, siedelte.<sup>528</sup> Leibniz glaubte somit, dass die Reste einer kelto-skythischen Ursprache in ganz Europa von weit im Südosten bis ganz im Nordwesten zu finden seien.

An dieser Stelle war die Episode über die kelto-skythische Ursprache in der Konstellation fürs erste beendet. Es ist dabei typisch für die untersuchten Briefwechsel, dass bestimmte antiquarische Sachverhalte durch die unheimliche Vielfalt und Bandbreite der gleichzeitig diskutierten Themen abgelöst wurden oder nach und nach, nachdem alle zu einem Zeitpunkt möglichen Argumentationen abgehandelt waren, langsam ins Leere liefen. Sie konnten aber zu jeder Zeit, ausgelöst durch ihre bloße Erwähnung, oder eine mehr oder weniger neue Entdeckung zum jeweiligen Themenkomplex wieder in den

---

525 „De vocabulis Scythicis et Celticis ex Hesychio a te excerptis dispiciendum est amplius per otium. Celtica appellare soleo, quae Germanis et antiquis Gallis (quorum linguae in Aemorica Walliaque superat) communia sunt; Celto-Scythica quae usque ad Sarmatos et Graecos porriguntur. Pezronii libellum vidi et miratus sum, Germanos ipsi a Celtis adeo disjungi, cum magnam fuisse linguarum affinitatem reliquiae ex Gallica ostendant, et Germani sub Celtis apud veteres comprehendantur. Quin cerdibilis est, eos, qui in Graeciam et Asiam profecti sunt ex Germania quam ex Gallia remotiore venisse: aut certe, ut solebat in istis migrationibus, Gallos Germanorum accessione auctos dubitandum non putem.“ Leibniz – Cuper 27. Februar 1710 (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 115-116).

526 Vgl. Droixhe, Daniel: *L'Étymon des dieux: Mythologie gauloise, archéologie et linguistique à l'âge classique*, Paris 2002. pp. 13-80.

527 „Linguae Galatarum et Trevirensium similem suo tempore fuisse, ni fallor, D. Hieronymus.“ Leibniz – Cuper 27. Februar 1710. (GWLH Hannover, LBr.187, Bl. 115-116).

528 Zu den Treverern vgl. Anton, Hans Hubert; Dobesch, Gerhard; Zimmer, Stefan: *Treverer in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (RGA)*, Bd. 31 (2. Aufl.). Berlin 2006.

Vordergrund treten.<sup>529</sup> Die Debatte um die kelto-skythische Ursprache flammte freilich einige Zeit später wieder auf, als unter der Kathedrale von Notre-Dame ein archäologischer Fund aus der gallischen Antike gefunden wurde. An diesen Fund schloß sich eine nationalistisch aufgeladene Diskussion zwischen Leibniz und dem Pariser Gelehrten Baudelot darüber an, welche Rolle der gallischen Gottheit Cernunnos im Rahmen der skizzierten Sprachentwicklung in Europa, der die kelto-skythische These von Leibniz zu Grunde lag, spielte. Dabei ging es hauptsächlich um die Frage, ob die keltische oder die germanische Kultur älter wäre und die genannte Gottheit Cernunnos in diesem Sinne eine genuin gallische Gottheit oder eine Ableitung des römischen Gottes Bacchus.<sup>530</sup>

Auch anhand dieses antiquarischen Themenkomplexes sollte die Entstehung von antiquarischem Wissen nachgezeichnet werden, indem dieser einerseits mit einem Denkraum von sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der alttestamentarischen Narrative verbunden wurde, andererseits im Sinne einer historischen Anthropologie von Wissen die Lebensbedeutung der antiquarischen Themenkomplexe für die historische Rekonstruktion der Argumentation in den Briefwechseln miteinbezogen wurde.

Ähnlich wie beim ersten antiquarischen Themenkomplex trugen verschiedene, neu publizierte und historische Werke genauso wie frisch entdeckte Objekte, einerseits die neu angefertigten Zeichnungen von den Ruinen von Persepolis und anderer Inschriften, andererseits die nicht ganz neuen Grabfunde aus Sibirien, zu einer Neuordnung des Wissens innerhalb der Themenkomplexe bei.

<sup>529</sup> Das passiert beispielsweise, als in die Diskussion um altchinesische Schriftzeichen im April 1711 neuer Wind kam, als Cuper von Witsen über Inschriften auf einem sibirischen Felsen in Kenntnis gesetzt wurde, welche man als altchinesisch interpretierte.“ Vgl. Mulsow, Martin: Leibniz-Konstellationen – Eine Debatte von 1711-1713 über frühe chinesische Schriftzeichen in: Fulda; Stekeler-Weithofer (Hgg): *Theatrum naturae et artium. Leibniz und die Schauplätze der Aufklärung* (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse).

<sup>530</sup> Diese Episode wurde jedoch in der Forschung bereits ausführlich besprochen. Vgl. v.A. Luckscheiter, Stephan: Leibniz' Diskussion mit Baudelot über den Pariser Nautenpfeiler oder: Wie weit trägt die Sprache als Quelle der Geschichtsschreibung in: Li (Hg.): „Für unser Glück oder das Glück anderer“. Vorträge des X. Internationalen Leibniz-Kongresses (6 Bände), Hildesheim 2016. S. 553-566.

## 4. Fazit

Abschließend sollen, dem zweiten Teilprogramm der Konstellationsforschung entsprechend, explizit die einzelnen Argumentationen der drei Protagonisten innerhalb der antiquarischen Themenkomplexe zusammengefasst und zum Denkraum von sprachwissenschaftlichen Fragen um 1700 im Kontext der biblischen Frühgeschichte in Bezug gesetzt werden. Dieser Denkraum stand dabei auch mit breiteren philosophisch-theologischen Debatten um 1700, einer oft als Frühaufklärung bezeichneten Periode, in Verbindung, und so kann zu guter Letzt noch eine kurze Einordnung der Standpunkte der drei Protagonisten in diese Debatten vorgenommen werden, wobei im Sinne der Konstellationsforschung eine Verbindung zum aktuellen Denken entsteht.

Antiquarische Praktiken waren während einer skeptizistischen Krise in Europa deshalb so wichtig, weil sie die Basis für sicheres historisches Wissen schaffen konnten. Diese Basis war dringend nötig, da im Laufe des 17. Jahrhunderts durch konfessionelle Kriege, wie den Dreißigjährigen Krieg und den englischen Bürgerkrieg, wiederholt in Frage gestellt worden war, welches theologische und philosophische Wissen von Allen im Sinne eines friedlichen Zusammenlebens geteilt werden musste. Dies galt v.a. vor dem Hintergrund einer sich seit dem 16. und 17. Jahrhundert immer stärker entwickelnden neuen Wissenschaft, welche die Beobachtung der Natur revolutionierte, jedoch gleichzeitig im Einklang mit einer unsichtbaren Schöpfung bleiben musste.<sup>531</sup> Antiquarische Studien hingen dabei eng mit den neuen wissenschaftlichen Praktiken zusammen und übertrugen diese auf die historische Praxis.<sup>532</sup> Auch sie geschahen nicht in einem luftleeren Raum, sondern konnten in konfessionellen Konflikten durchaus für eine Partei in Stellung gebracht werden, was gerade bei nonkonformistischen Strömungen oft der Fall war.<sup>533</sup>

<sup>531</sup> Simon Schaffer und Steven Shapin haben in ihrer Studie beschrieben, wie durch experimentelle Praktiken entstandenes Wissen von der Royal Society als absolut in Stellung gebracht wurde, um die Existenz eines Vakuums und damit auch jeglicher geistlicher Wesen, welche für viele nonkonformistische Strömungen während der englischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt hatten, wissenschaftlich zu widerlegen. Vgl. Shapin, Steven; Schaffer, Simon: *Leviathan and the Air Pump*. Hobbes, Boyle and experimental life, Princeton 1985.

<sup>532</sup> Vgl. Sawilla, Jan Marco: Vom Ding zum Denkmal in: Wallnig, Stockinger, Peper, Fiska (Hgg.): *Europäische Geschichtskulturen um 1700 zwischen Gelehrsamkeit, Politik und Konfession*, Berlin 2012. S.405-447. Van Miert (Ed.): *Communicating Observations in Early Modern Letters (1500-1675)* (Warburg Institute Colloquia 23), London 2013.

<sup>533</sup> So versuchten als häretisch gebrandmarkte Gruppen oft, ihre für Zeitgenossen höchst streitbaren Meinungen wie die Ablehnung der Trinität durch eine Ähnlichkeit zur frühen apostolischen Kirche zu legitimieren, wobei sie alle späteren Entwicklungen, meist nach dem Konzil von Nizäa als Korruption der ursprünglichen Kirche interpretierten und nur für sich selbst Übereinstimmung mit der Urkirche beanspruchten. Als besonders einflussreiche heterodoxe Strömung während der frühen Neuzeit hat dabei eine ältere Forschung den durch die Theologie von Fausto Sozzini beeinflussten Sozinianismus betrachtet. Diese Strömung lehnte eine Präexistenz Christi, die Erbsünde und nicht zuletzt das göttliche Wesen Christi in der Trinität ab und betonte umso mehr Christus' menschliche Handlungen und deren moralische Konsequenzen. Solche Annahmen waren oft gegen ein Naturrecht gerichtet, auf dem die

Diese Historisierung von Religion betraf dabei nicht nur das frühe Christentum. Im Gegensatz dazu konnte die biblische Frühgeschichte als Raum der gegenseitigen Verständigung dienen, wenn diese auf theologischer und philosophischer Ebene schwierig erschien, denn bestimmte Glaubenssätze konnten dadurch relativiert werden, dass man ihre Geschichte rekonstruierte.<sup>534</sup> Im Gegensatz zu der Zeit nach Christi Geburt war der Bereich des Alten Testaments ohne direkte Offenbarungsrelevanz und man konnte darin die jüdische, alttestamentliche, Religion in ihrem Verhältnis zu anderen Religionen der Zeit wie der der assyrischen, der ägyptischen oder auch der chinesischen darstellen, ohne diese zwangsläufig gleich zu setzen.<sup>535</sup>

#### 4.1 Argumentation Gottfried Wilhelm Leibniz

Leibniz unterschied sich von den anderen beiden Korrespondenten v.a. dadurch, dass hinter seinen – zumeist – sprachwissenschaftlichen Argumentationen in den hier betrachteten Briefwechseln ein mehr oder weniger systematischer philosophischer Überbau stand. So kann man auch annehmen, dass viele seiner Einlassungen in sprachwissenschaftlichen Fragen im Zusammenhang mit seiner allgemeineren Sprachphilosophie standen. Es wird dadurch verständlicher, dass er es in den Briefwechseln eher umging, die Möglichkeit eines direkten göttlichen Eingreifens bei der Sprachentwicklung zu diskutieren, was für ihn aber sicher nicht hieß, dass nichts Göttliches in der Sprache enthalten war. Dieses jedoch lag für ihn eher in ihrer Substanz, also ihrem monadischen Ursprung als in ihrer Entstehung im Rahmen der biblischen Frühgeschichte.<sup>536</sup>

---

Gesetze beinahe aller frühmodernen Staaten basierten, weshalb der Sozinianismus auch immer als politisch besonders subversive Strömung wahrgenommen wurde. Bereits Hugh Trevor-Roper hat den Sozinianismus in der Tradition von erasmianischem Gedankengut als wichtigen Einfluss für aufklärerisches Gedankengut dargestellt. Vgl. Trevor-Roper, Hugh: Die Aufklärung und ihre religiösen Ursachen in: Trevor-Roper (Ed.): Religion, Reformation und sozialer Umbruch. Die Krisis des 17. Jahrhunderts (deutsche Übersetzung von Michael Erbe), Frankfurt a. Main, 1970. Zum politischen Einfluss des Sozinianismus: Mulsow; Rohls (Eds.): Socinianism and Arminianism. Antitrinitarians, Calvinists and Cultural Exchange in Seventeenth Century Europe, Leiden 2005. Dass der Sozinianismus politisch brisant war, zeigt sich nicht zuletzt auch durch die Vorwürfe an La Croze im Streit an der Berliner Akademie, dieser würde mit dem Sozinianismus sympathisieren.

534 Vgl. Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003.

535 Mortimer; Robertson (Eds): The Intellectual Consequences of Religious Heterodoxy, Leiden 2011.

536 Ähnliches hatte Leibniz ja auch für andere Naturphänomene angenommen, wie der im antiquarischen Themenkomplex 2 geschilderte Fund von Elefantenknochen verdeutlichte. Leibniz hatte auch hier angenommen, dass ein wärmeres Klima vor der Sintflut die Existenz dieser Tiere in nördlichen Breitengraden ermöglicht hätte. Damit hatte er – im Gegensatz zu Theorien, welche die Sintflut als direkten Auslöser dafür sahen, dass die Knochen so weit nördlich waren – eine sich ohne direkten göttlichen Eingriff verändernde Natur angenommen.

Im antiquarischen Themenkomplex 1 zu Persepolis äußerte sich Leibniz – im Gegensatz zu Cuper – kaum zur Erbauung von Persepolis, sondern interessierte sich ausschließlich für die dort gefundenen Keilschriftzeichen. Wie aus seiner Argumentation klar wurde, hielt er diese für alphabetische Schriftzeichen, welche eine aramäische Schrift, die aus dem Phönizischen entstanden war, abbildeten. Durch seine Argumentation brachte er die keilförmigen Schriftzeichen in direkten Zusammenhang mit der Entstehung der alphabetischen Schrift im alttestamentlichen Kontext. Dabei hielt er jedoch wenig von der Ansicht, dass Mose durch direktes göttliches Eingreifen als Verkünder der zehn Gebote der Erfinder der alphabetischen Schrift war. Im Zusammenhang damit kritisierte Leibniz auch die Annahme, dass vor der Erfindung des Alphabets lediglich hieroglyphische Schriftzeichen, also Bilderschriften wie die ägyptische und die chinesische, existiert hätten, die nur schriftkundigen Gelehrten, nicht jedoch dem gemeinen Volk zugänglich gewesen waren.

Im antiquarischen Themenkomplex 2 war Leibniz besonders an der Bedeutung der altchinesischen Schriftzeichen im Zusammenhang mit den Hexagrammen des *Yi-Jing* interessiert, da er diese für eine Art Wissenschaftssprache hielt, mit deren Hilfe möglichst passgenau – im Gegensatz zu natürlichen Sprachen – menschliche Gedanken so ausgedrückt werden konnten, dass sie der Realität entsprachen und somit wahr waren. Das Altchinesische war also für ihn, vielmehr als das Hebräische, eine Art von Universalsprache.<sup>537</sup> Dabei stimmte er aber nur oberflächlich mit den Annahmen von jesuitischen Figuristen wie Bouvet überein, welche dem Altchinesischen, das sie für eine hieroglyphische Schrift, die große Ähnlichkeit mit der ägyptischen Schrift hatte, hielten, im Sinne einer *philosophia perennis* eine besondere göttliche Weisheit zuwiesen. Leibniz glaubte zwar auch an das hohe Alter der altchinesischen Schriftzeichen,<sup>538</sup> hielt dieses jedoch nach der Zeitrechnung der Septuaginta, wie sie Paul Pezron u.a. formuliert hatte, für integrierbar in die biblische Chronologie nach der Sintflut und somit das Chinesische auch nicht für eine vorsintflutliche, göttliche Ursprache. Im Gegensatz dazu dachte er, das Altchinesische sei eine künstliche Sprache, eben von Gelehrten geschaffen, um das menschliche Denken möglichst gut ausdrücken zu können.<sup>539</sup>

Ebenfalls im Themenkomplex 2 wurde Leibniz' Theorie von einer – natürlichen – kelto-skythischen Ursprache erwähnt. Diese Ursprache wurde von Leibniz aus verschiedenen

537 Vgl. Cook, Daniel J: Leibniz and the Hebrew Bible – Hebraism and Rationalism in: Cook; Rudolph; Schulte (Hgg.): Leibniz und das Judentum, Stuttgart 2008.

538 Dabei hielt er es aber mit Paul Pezron u.a. mit der biblischen Chronik nach der Septuaginta, welche den chinesischen Herrscher Fu-Hsi nach der Sintflut integrieren konnte.

539 Vgl. Babin, Malte Ludolf: Sprachwissenschaft: De originibus gentium in: Babin; Van den Heuvel (Hgg.): Leibniz – Schriften und Briefe zur Geschichte, Hannover 2004. S. 354-391.

Wortwurzeln abgeleitet, die in mehreren Sprachen gleich waren, wobei er in der Regel immer dann annahm, dass ein Rest dieser besonders alten Sprache vorlag, wenn ein Wort – oder eher eine Wortwurzel – von Kelten, Germanen, Römern, Griechen, Sarmaten, Finnen, Tataren und Arabern verwendet wurde. Er suchte also die Gemeinsamkeiten in diesen verschiedenen Sprachen, die er als kelto-skythische Ursprache bezeichnete.<sup>540</sup> Im Zusammenhang damit nahm Leibniz an, dass diese Sprache aus kurzen Artikeln und Ausrufen, die bestimmte menschliche Grundbedürfnisse und Gefühle ausdrückten, entstanden war, dass also die Natur den Menschen letztlich dazu getrieben hätte, Emotionen durch sprachliche Laute zu artikulieren.<sup>541</sup>

Es bleibt festzuhalten, dass diese Theorie ohne eine Diskussion des göttlichen Ursprungs von Sprache im Kontext der biblischen Frühgeschichte auskam.<sup>542</sup> Sie stellte diesen Ursprung aber auch nicht in Frage, denn die kelto-skythische Ursprache war ja nach der Sintflut entstanden und konnte – dies wurde im Zusammenhang mit Paul Pezrons Theorie vom keltischen als ältester menschlicher Sprache, die von Japhets Sohn Gomer abgeleitet war, im antiquarischen Themenkomplex 2 erwähnt – mit dem Ursprung der Völker, wie er in Kapitel 10 der Genesis beschrieben wurde, in Übereinstimmung gebracht werden. Das Kelto-Skythische stellte für Leibniz also den Ursprung aller menschlichen Sprachen dar und stellte deren Entwicklung von der göttlichen Einheit in die Mannigfaltigkeit im Kontext der biblischen Frühgeschichte nicht in Frage.<sup>543</sup> Dass seine Theorie die Rolle des Hebräischen als erste Sprache nach der Sintflut in Frage stellte, war ja nichts Neues und hatte auch vor den Problemlagen um 1700 keine wirklich schwerwiegenden Konsequenzen.<sup>544</sup> Leibniz selber hatte dabei auch stets, wohl wissend, dass dies vielen seiner Freunde und Bekannten wichtig war, die Möglichkeit der Existenz einer vorsintflutlichen hebräischen Ursprache, die, vielleicht auch – ähnlich den altchinesischen Schriftzeichen – den vollkommenen Ausdruck der Wirklichkeit ermöglichte, jedoch nicht

540 Vgl. Von der Schulenburg, Sigrid: Leibniz als Sprachwissenschaftler, Frankfurt a. Main 1973. S. 1-24.

541 Als bekannteste Formulierung dieser These kann wohl Lockes *Essay concerning Human Understanding* genannt werden. Vgl. Locke, John: *An Essay Concerning Human Understanding*, London 1690.

542 Vgl. Schulenburg, Sigrid von der: Leibniz als Sprachforscher, Frankfurt a. Main, 1973. Dass Leibniz wohl generell eine schonende Art hatte, mit gelehrten, v.a. theologischen Vorurteilen umzugehen, war nicht zuletzt durch die gelehrte Freundschaftsökonomie bedingt, deren Bedeutung für die Briefkorrespondenz ja im Rahmen dieser Arbeit bereits erwähnt wurde.

543 Dadurch entschied sie sich auch von der durch Isaac La Peyrère formulierten prä-adamitischen These, nach der Adam lediglich der Ahnherr der Juden und somit der semitischen Sprachen gewesen wäre und sich andere Teile der Menschheit unabhängig davon entwickelt hätten und somit auch älter waren. Leibniz lehnte diese These dezidiert ab. Zur Reichweite von Peyrères Prä-Adamiten These vgl. Mulsow, Martin: Vor Adam – Ideengeschichte jenseits der Eurozentrik in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* IX/1 (2015).

544 Diese Relativierung des Hebräischen, die bereits in der Einleitung wie auch in den Themenkomplexen angesprochen wurde, hatte bereits im 16. Jh. eingesetzt. Vgl. Dutz, Klaus: „Lingua Adamica nobis certe ignota est“ – Die Sprachursprungsdebatte und Gottfried Wilhelm Leibniz in: Gessinger et al. (Hgg): *Theorien und Ursprung der Sprache* (Vol.1), Berlin 1989. S. 204-240.



mehr rekonstruierbar war, aufrecht erhalten.<sup>545</sup>

Die letzten beiden Themenfelder weisen dabei auf widersprüchliche Annahmen zu Leibniz' sprachphilosophischen Denken hin, welche auch schon von der älteren Forschung aufgegriffen worden waren. Es handelt sich dabei um die verschiedenen Bedeutungen, die einerseits künstliche, rein vernünftige und logische Wissenschaftssprachen wie das Altchinesische und andererseits alte natürliche Sprachen, die er als Denkmäler früherer Zeiten empirisch untersuchte und auf eine kelto-skythische Ursprache zurückführen wollte, in Leibniz' sprachphilosophischem Denken spielten. Eine Annahme, die besonders prominent schon von Ernst Cassirer formuliert worden war, war die, dass Leibniz strikt zwischen der Untersuchung von natürlichen Sprachen und vernünftigen Wissenschaftssprachen unterschied.<sup>546</sup> Dabei interessierte er sich in jungen Jahren, v.a. in der 1665 verfassten Dissertation *Ars combinatoria*, in der er den theoretischen Kern einer von ihm sogenannten *characteristica universalis* formuliert hatte, für die Erschaffung einer künstlichen Wissenschaftssprache. Er verstand darunter eine Art Begriffszeichenschrift aus Sprachzeichen, die Ideen ersetzen sollten. Diese Sprache sollte sich in ihrer Funktion von allen natürlichen Sprachen unterscheiden.<sup>547</sup>

Die *characteristica universalis*, in deren Zusammenhang er auch noch später die altchinesischen Schriftzeichen sah, hätte nach Leibniz eine Art philosophischen *common sense* bilden sollen, um die unzureichende natürliche Sprache zu kontrollieren.<sup>548</sup> Im Gegensatz dazu stünde dann ein später Leibniz, der, v.a. auch in den Werken, die während oder kurz nach der hier untersuchten Konstellation herauskamen, auf die historische Untersuchung von natürlicher Sprache fokussierte.<sup>549</sup> In diesem Sinne könnte man auch die Suche nach einer *characteristica universalis* als jugendlichen Sturm und Drang abtun, der später am tatsächlichen Wesen der Sprachen scheiterte<sup>550</sup> oder zumindest eine Unabhängigkeit dieser beiden Anliegen voneinander in Leibniz' Denken annehmen.<sup>551</sup>

545 Von Leibniz selber ist dazu überliefert, dass er die Existenz solch einer hebräischen Ursprache für möglich, ihre Rekonstruktion jedoch für unmöglich und die Debatte darüber für müßig hielt. Vgl. Heinekamp, Albert: *Ars Characteristica und natürliche Sprache bei Leibniz* in: *Tijdschrift voor Filosofie* 34,3 (1972), pp. 446-488.

546 Vgl. Heinekamp, Albert: *Ars Characteristica und natürliche Sprache bei Leibniz* in: *Tijdschrift voor Filosofie* 34,3 (1972), pp. 446-488.

547 Vgl. Heinekamp, Albert: *Ars Characteristica und natürliche Sprache bei Leibniz* in: *Tijdschrift voor Filosofie* 34,3 (1972), pp. 446-488.

548 Eco, Umberto: *Die Suche nach der vollkommenen Sprache* (Dritte Auflage), München 1994.

549 Damit ist gemeint: Leibniz, G.W. *Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum* in: *Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum, ex Scriptis Societati Regiae Scientiarum exhibitis edita*. 1 (1710).

550 Vgl. Heinekamp, Albert: *Ars Characteristica und natürliche Sprache bei Leibniz* in: *Tijdschrift voor Filosofie* 34,3 (1972), pp. 446-488.

551 In der Einleitung wurde bereits darauf verwiesen, dass die kürzlich erschienene Studie von Michael Carhart, die mit Leibniz' Briefnetzwerken im Kontext seiner Erforschung von asiatischen – natürlichen – Sprachen beschäftigt ist, von so einer Trennung ausgeht. Vgl. Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia* –

Leibniz hat selber nie das Verhältnis seiner eigenen Aussagen zu künstlichen und natürlichen Sprachen definiert und somit wohl auch keine eigene Theorie dazu gehabt.<sup>552</sup> Aus seinen Stellungnahmen in den antiquarischen Themenkomplexen geht aber hervor, dass er einen deutlichen Unterschied zwischen beiden Phänomenen voraussetzte und dass er natürliche Sprachen grundsätzlich unzureichend fand und deshalb auch immer interessiert an einer komplett vernünftigen Sprache war, die er jedoch nie entwickeln konnte.<sup>553</sup>

Jedoch kann davon ausgegangen werden, dass Leibniz durchaus ein Zusammenhänge zwischen den beiden Phänomenen sah, gerade dann, wenn die Ursprungsproblematik bei Leibniz weniger in der biblischen Frühgeschichte als in der Philosophie und Epistemologie zu suchen war. So sah er die Entstehung der Sprache sicher nicht als göttliche Eingebung an einen Menschen, sei es Adam, der die Tiere benannte, oder Mose, der die zehn Gebote verkündete, sondern dachte eher – dies wurde v.a. Im Zusammenhang mit der kelto-skythischen Ursprache klar – an ein gemeinsames Entstehen von Sprache und Denken im Verlauf der Geschichte.<sup>554</sup>

Wirft man einen kurzen Blick auf Leibniz' Theorie der Monaden, die im Hintergrund seiner sprachwissenschaftlichen Annahmen stand, wird dies klarer. Eine von Leibniz' Grundannahmen war, dass Substanzen, die er in ihrer kleinstmöglichen Form Monaden nannte, Spiegel Gottes sind. Damit stellte er sich gegen Descartes und dessen Konzept von sich ausdehnenden Substanzen wie Körpern, aber auch entgegen Spinozas Konzept, das natürliche Substanzen nicht von Gottes Aktionen als Schöpfer unterschied. Substanzen als Monaden waren für ihn bildende Einheiten des Universums.

Für Leibniz bestand also ein Zusammenhang zwischen seiner Monadenlehre und seinen sprachwissenschaftlichen Annahmen darin, dass er glaubte, jegliche menschliche Erkenntnis entstehe durch Zeichen und man könne mittels einer Begriffslogik das Wesen der Dinge erfassen. Ganz einfache Begriffe in der Sprache korrespondierten für ihn dabei mit Monaden als unteilbaren Einheiten und diese einfachen Begriffe befähigten Menschen unter natürlichen Umständen dazu, ihre Affekte auszudrücken.<sup>555</sup> Leibniz sah weiterhin

---

Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore 2019. pp. 240-253.

552 Vgl. Heinekamp, Albert: *Ars Characteristica und natürliche Sprache bei Leibniz* in: *Tijdschrift voor Filosofie* 34,3 (1972), pp. 446-488.

553 Vgl. Heinekamp, Albert: *Ars Characteristica und natürliche Sprache bei Leibniz* in: *Tijdschrift voor Filosofie* 34,3 (1972), pp. 446-488.

554 Vgl. Dutz, Klaus: „Lingua Adamica nobis certe ignota est“ – Die Sprachursprungsdebatte und Gottfried Wilhelm Leibniz in: Gessinger et al. (Hgg): *Theorien und Ursprung der Sprache* (Vol.1), Berlin 1989. S. 204-240.

555 Vgl. Heinekamp, Albert: *Ars Characteristica und natürliche Sprache bei Leibniz* in: *Tijdschrift voor Filosofie* 34,3 (1972), pp. 446-488.

die Beziehung von Tönen, Zeichen und Geisteszuständen in historischer Perspektive und nahm an, dass der Sinn eines Wortes hauptsächlich durch dessen Benutzung in der Sprache entstand. Für Leibniz lag das Göttliche der Sprache also in ihrer Substanz, ihrer ursprünglichen Form als Monade.

## 4.2 Argumentation Gisbert Cuper

Auch die Argumentationen Gisbert Cupers in den antiquarischen Themenkomplexen sollen in der Folge in Bezug gesetzt werden zum Denkraum von sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte. Im Gegensatz zu Leibniz versuchte Cuper seine historischen Argumente, wann immer dies möglich war, möglichst direkt, ohne Umwege über ein göttliches Eingreifen, mit der alttestamentlichen Narrative abzugleichen. Dies tat er nicht nur im Hinblick auf sprachwissenschaftliche Fragen, sondern auch bei anderen antiquarischen Sachfragen.<sup>556</sup>

Dies kann zum Beispiel anhand von Cupers Argumentation im antiquarischen Themenkomplex 1 beobachtet werden, als er die Erbauung der Stadt Persepolis mit der Herrschaft Kyros' II und der Wiedererbauung des Tempels von Salomo in Jerusalem nach der babylonischen Gefangenschaft in Verbindung brachte. Für ihn waren es dieselben jüdischen Handwerker, die auch den Tempel Salomos in Jerusalem wieder aufgebaut hatten, die, nach ihrer Befreiung aus Babylon durch den persischen König Kyros II, Persepolis erschaffen hatten.

Dabei brachte er insbesondere neue Bilder der Ruinen von Cornelis de Bruijn zur Stärkung seiner Argumente vor. Die Bilder wurden dabei von Cuper als Musterbeispiele von wissenschaftlicher Genauigkeit angeführt und sollten ältere Bilder wie die von Jean Chardin an Qualität übertreffen. Die Bedeutung dieser Bilder ist dabei vor dem geschilderten Denkraum der Arbeit eine besondere, denn sie galten als Beweise für eine historische Überlieferung, die durch die Betrachtung von Sachquellen aus der biblischen Zeit die alttestamentarische Narrative bestärken sollte. Vor diesem Hintergrund wird Cupers Betonung von Genauigkeit und wissenschaftlich akkurater Darstellung in den Briefwechseln verständlicher. Gleichzeitig waren die Bilder auch bedeutende Trümpfe im Sinne einer vertrauensbasierten Kommunikation in den Briefwechseln und Cuper konnte im Gegenzug für ihre Preisgabe neue Interpretationen für damit zusammenhängende

<sup>556</sup> Dies wird auch deutlich anhand von Cupers Argumentation, die Funde von Elefantenknochen in Sibirien betreffend, von denen er annahm, nur die Sintflut selber hätte sie so weit nach Norden spülen können.

Sachfragen einfordern.

Letzteres tat er dann auch im Hinblick auf zwei Inschriften aus Palmyra und aus Persepolis, beide in palmyrenisch-aramäischer und griechischer Schrift, die er von Bianchini und Witsen bekommen hatte und deren Interpretationen er von Rhenferd einforderte, um sie an Leibniz und La Croze weiter zu geben. Dabei brachte er die Inschriften auch in Zusammenhang mit der persepolitischen Keilschrift, die er, wie Leibniz, als alphabetische und aramäische Schriftzeichen, ähnlich den phönizischen, ansah. Cuper war besonders an der Entschlüsselung der palmyrenisch-aramäischen Schrift im Rahmen einer Schriftentwicklung im Kontext der alttestamentarischen Narrative interessiert, wozu er Rhenferd befragte. Offenbar vermutete er, dass auch die palmyrenisch-aramäischen Schriftzeichen älter als die hebräischen sein könnten. Cuper verband dabei, durch die palmyrenisch-aramäischen Schriftzeichen, die an beiden Orten gefunden wurden, auch die Architektur von Palmyra über die alttestamentarische Narrative mit der von Persepolis und wollte dadurch auch die von Thomas Hyde formulierte Annahme widerlegen, die keilförmigen Schriftzeichen in Persepolis wären lediglich Graffiti vorbeireisender Pilger und hätten somit keine schriftgeschichtliche Bedeutung. Schließlich interpretierte Cuper mit der Hilfe von de Bruijns Bildern, dass die palmyrenisch-aramäische Inschrift von Witsen aus Persepolis in Wirklichkeit aus dem benachbarten Naksh-i-Rustam stammen musste und der Herrschaft der Arsakiden zuzuordnen sei.

Am Ende des antiquarischen Themenkomplexes 1 schließlich beschäftigte sich Cuper noch einmal direkt mit der Entstehung der alphabetischen Schrift im Kontext der biblischen Frühgeschichte. Dabei sah er diese auch stellvertretend für externalisiertes menschliches Wissen und damit für Wissenschaft oder Philosophie im Allgemeinen. Interessanterweise bestätigte Cuper dabei mithilfe der alttestamentarischen Geschichte die von Edward Bernard und seinen Anhängern formulierte Annahme, die phönizische und die samaritanische Schrift, aus denen auch die griechischen Buchstaben entstanden waren, seien älter als die hebräische. Cuper benutzte dazu die Erwähnung der Gelehrtenstadt *Cariath Sepher* im Alten Testament, um diese Interpretation zu stärken.

Bei den sibirischen Grabfunden, wie dem chinesischen Handspiegel und zwei sphingenhaften Statuen, im antiquarischen Themenkomplex 2, war Cuper zum Einen an der Einordnung des Fundes in die Expansion des chinesischen Reiches im 1. vorchristlichen Jahrhundert interessiert – die von Witsen gelieferten Interpretationen des Spiegels hatten dieses Alter erwähnt. Was jedoch die Herkunft der beiden Statuen anging,

die offensichtlich einem religiösen Kontext zuzuordnen waren, unterschied sich Cupers Interpretation von Argumentationsweisen, nach denen die chinesische Zivilisation sich nach der Sintflut aus der ägyptischen heraus entwickelt habe.

Solche Argumente standen in engem Zusammenhang mit einer figuristischen Interpretation der ägyptischen und chinesischen Chronologien, welche mit der biblischen Frühgeschichte synchronisiert wurden, obwohl sie bis weit vor die Sintflut zurückreichten. So eine Interpretation barg jedoch vor dem geschilderten Denkraum der biblischen Frühgeschichte die Gefahr, dass andere Traditionen wie die ägyptische und die chinesische als gleichwertig der jüdischen Tradition, und damit im Sinne einer *philosophia perennis* auch als Träger einer alten theologischen Weisheit dargestellt wurden.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Cuper – und auch Witsen – in dieser Frage sich eher an der Theorie ihres Landsmannes Isaac Vossius orientierten, der einzig die längere biblische Chronologie der *Septuaginta* im Gegensatz zur lateinischen *Vulgata* zuließ und dadurch die chinesischen Annalen, speziell den mythischen Herrscher *Fu-Hsi*, als nach der Sintflut lebend integrieren konnte. In diesem Sinne sah auch er das Chinesische als besonders alte Sprache und Überlieferung an, mit einer direkten Verbindungslinie bis zu den aktuellen Schriftzeichen. Durch die Chronologie der *Septuaginta* konnte die chinesische Tradition als parallel zur selben Zeit verlaufende gesehen werden und war so mit der biblischen Frühgeschichte zwar passfähig, jedoch nicht figuristisch verbunden durch eine *philosophia perennis*. So ließe sich auch Cupers Zustimmung zu figuristischen Interpretationsweisen, wie sie gerade die Jesuiten in Zeiten des chinesischen Ritenstreits entwickelt hatten, deuten.<sup>557</sup>

Im Zusammenhang mit der kelto-skythischen Ursprache vertraute Cuper auf Leibniz' Expertise und akzeptierte dessen Thesen über ihre Entstehung und Verbreitung, auch entgegen den patriotischen Ansprüchen Paul Pezrons, der das Gallische als älter als das Germanische darstellen wollte. Es lässt sich dabei spekulieren, dass Cuper, der sich selber nie mit der Entstehung von natürlicher Sprache vor dem Hintergrund einer eigenen Sprachphilosophie beschäftigte<sup>558</sup>, diese Annahmen mit Leibniz deshalb teilte, da sie gut

<sup>557</sup> Dies ist sicher nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Rolle der Jesuiten als Informationsbeschaffer in chinesischen Angelegenheiten zu sehen, welche nicht durch offene Kritik an ihrer Akkomodationsstrategie vergrault werden sollten. Leibniz, der, gerade was Fragen der Missionierung der chinesischen Bevölkerung anging, nicht auf einer Wellenlinie mit den Jesuiten lag, legte ein ähnliches Vorgehen an den Tag. Vgl. Carhart, Michael: *Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters*, Baltimore 2019. pp.209-240. Friedrich, Markus: G.W. Leibniz und die protestantische Diskussion über Heidenmission. Zur Eigenart und Stellung seines historischen Chinainteresses im Vergleich zu Conrad Mel und der lutherischen Theologie um 1700 in: Beiderbeck; Dingel; Li (Hgg.): *Umwelt und Weltgestaltung. Leibniz' politisches Denken in seiner Zeit*, Göttingen 2015. S. 641-679.

<sup>558</sup> Überhaupt gibt es von Cuper für den hier betrachteten Zeitraum keine Publikationen. Die einzigen von ihm verfertigten, fertigen Werke lagen schon länger zurück: Cuper, Gisbert. *Harpokrates, sive explicatio*

mit seinen eigenen Auffassungen zur Kompatibilität von historischen Untersuchungen mit der biblischen Frühgeschichte, ohne direktes göttliches Eingreifen, passte.

### 4.3 Argumentation Mathurin Veyssière de la Croze

Im Vergleich zu seinen beiden Briefpartnern war La Croze sehr viel zurückhaltender im Hinblick auf Aussagen über sprachwissenschaftliche Phänomene, die im Kontext der biblischen Frühgeschichte diskutiert wurden. So ist auffällig, dass, wann immer es um spekulative Aussagen zur biblischen Frühgeschichte ging, er lieber auf andere, faktenbasierte Argumente verwies.

Im antiquarischen Themenkomplex 1 äußerte La Croze zu der Frage nach der Beschaffenheit der Keilschriftzeichen, welche Leibniz und Cuper für alphabetische Schriftzeichen hielten, dass er diese nicht für Buchstaben, sondern für Hieroglyphen, ähnlich den chinesischen, halte. Damit brachte er sie in Zusammenhang mit seiner Theorie über die chinesischen Schriftzeichen. Von Cuper auf die Inschriften in palmyrenisch-aramäischer Schrift angesprochen, verwies er auf das mandäische Alphabet und dessen Ähnlichkeit mit dem palmyrenischen. Somit begab er sich auf die ausgetretenen Pfade der Genealogie der semitischen Alphabete, wo ihm die Beweislage gefestigter schien und er argumentierte zugunsten der Sichtweise, dass die hebräischen bzw. die samaritanischen Buchstaben die ältesten – alphabetischen – seien.<sup>559</sup>

Im Zusammenhang mit der von Cuper am Ende des antiquarischen Themenkomplexes 1 direkt aufgegriffene Frage nach der Entstehung der alphabetischen Buchstaben verwehrte sich La Croze den Aussagen Cupers, der ja überzeugt davon war, dass es bereits vor Mose Verkündung alphabetische Buchstaben gegeben hatte, was dieser durch eine rein historische Untersuchung der biblischen Frühgeschichte hergeleitet hatte. La Croze betonte hingegen ein göttliches Eingreifen bei der Entstehung der alphabetischen Schrift, wobei er damit im Zusammenhang auch annahm, dass vor der Verkündung der zehn Gebote durch Mose nur hieroglyphische Bilderschriften wie die ägyptische und chinesische existiert hatten.

---

*imagunculae argenteae argentissimae, sub Harpocratis figura ex Aegyptiorum instituto Solem repraesentantis.* Amsterdam 1676. Cuper, Gisbert. *Apotheosis vel consecratio Homeri sive lapis antiquissimus in quo poetarum principis Homeri consecratio sculpta est.* Amsterdam 1686.

<sup>559</sup> Man konnte im Übrigen wohl die samaritanischen Schriftzeichen als älteste Schriftzeichen zulassen, ohne dabei die These von deren Herkunft aus dem Phönizischen, wie Cuper und Leibniz sie in Anknüpfung an Bernard vertraten, zu stützen. Wahrscheinlich hielt La Croze sie lediglich für einen Dialekt, wie das bereits Athanasius Kircher vor ihm getan hatte.

Im antiquarischen Themenkomplex 2 schloss La Croze an diese Argumentation an. So ist bereits bei der von Bourguet formulierten Frage nach dem Ursprung der Buchstaben La Crozes deutliche Zurückhaltung spürbar als er lediglich vermerkte, man müsse zur Beantwortung dieser Fragen – die zentralen Annahmen zum Denkraum von sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte, die Bourguet in seinem Index formuliert hatte – nicht bis nach Peking fahren. Es ist anzunehmen, dass La Croze dieses Thema mied, weil er die Passfähigkeit der alttestamentarischen Narrative mit anderen antiken Kulturen im Sinne einer *philosophia perennis*, wie sie die Jesuiten in ihren integrativen Argumenten zum Ritenstreit vertraten, mit einer skeptizistischen Kritik in Zusammenhang brachte, welche die Überlieferung eines – reinen – Christentums in Frage stellte. Darüber hinaus verabscheute er selbst, seit den negativen Erfahrungen aus seiner Zeit im Maurinerkloster und dem Widerruf des Ediktes von Nantes 1685, die konfessionelle Intoleranz der Jesuiten.<sup>560</sup>

Was den Fund des chinesischen Spiegels in einem sibirischen Grab anging, bezweifelte La Croze das hohe Alter der chinesischen Schriftzeichen auf dem von Witsen überlieferten Spiegel, wobei er die darauf zu sehenden Schriftzeichen mit den modernen, chinesischen verglich, denen sie seiner Meinung nach stark ähnelten. Dabei hielt er wohl das zentrale Symbol der Inschrift auch für das Schriftzeichen *Ti'an*, wollte die Inschrift aber keineswegs im Rahmen einer alten, chinesischen Weisheit interpretieren als er schrieb, er halte deren Interpretation – damit meinte er die von Witsen aus Batavia überlieferte – für eine zu weit hergeholte Paraphrasierung. La Croze ließ sich also auch hier auf keinerlei Spekulationen über die biblische Frühgeschichte ein, sondern führte die Grabfunde auf eine mittelalterliche tatarische Armee zurück, welche nach Westen expandiert war.<sup>561</sup>

Im Hintergrund von La Crozes' Argumentation stand die eng mit dem Denkraum zu sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte um 1700 stehende Annahme einer Verbindungslinie von den ägyptischen zu den chinesischen Hieroglyphen. Man war dabei ausgegangen von der ägyptischen Religion als *duplex religio*, die geteilt war in monotheistische Wahrheiten einerseits, welche nur einer geheimen Priesterkaste zugänglich waren, und idolatrische Riten und Aberglauben andererseits, welche dem Volk von dieser Priesterkaste zur Befriedigung seiner religiösen

<sup>560</sup> Dass La Croze eine völlig andere Einstellung als die Jesuiten im Umgang mit den Riten fremder Religionen vertrat, ist auch aus seinem 1724 erschienenen Hauptwerk, in dem er die Geschichte der frühen nestorianischen Christen an der malabarischen Küste Indiens behandelt, deren Praktiken dem reformierten Christentum sehr ähnlich waren, zu erkennen: La Croze, Mathurin Veyssière. *Histoire du Christinanisme des Indes*, Paris 1724.

<sup>561</sup> Auch bei den in Sibirien gefundenen Elefantenknochen brachte La Croze im Gegensatz zur biblischen Sintflut eine tatarische Armee ins Spiel, die während der Herrschaft von Djingis Khan mit Elefanten nach Nordwesten vorgestoßen war.

Bedürfnisse gegeben wurden. In einer negativen Überlieferungslinie wurden dann die chinesische – aber auch andere asiatische Religionen wie der Buddhismus – Religion als Ableger dieser idolatrischen Riten dargestellt, hinter denen jedoch wenige Überbleibsel eines ursprünglichen Monotheismus bestehen geblieben waren.<sup>562</sup> Dass La Croze von dieser negativen Überlieferungslinie beeinflusst war zeigte sich auch noch einmal, als er im Zusammenhang mit den sphingenartigen Statuetten schrieb, er wundere sich nicht darüber, dass die Chinesen solche – ägyptisch anmutende – Statuen gehabt hätten, da sie doch so viele Idole verehrt hätten, dass es nicht ungewöhnlich sei, wenn manche davon den alten, also ägyptischen, ähneln würden und er schon an anderer Stelle vermutet hätte, dass die chinesische Nation eigentlich aus Ägypten käme. Um dies zu beweisen, plante La Croze auch, wie er ebenfalls im antiquarischen Themenkomplex 2 formulierte, die chinesische Chronik mit den historischen Fakten aus Herodots Werk zur ägyptischen Geschichte abzugleichen.<sup>563</sup>

#### **4.4 Die drei Standpunkte im Kontext der Frühaufklärung um 1700**

In der Folge sollen nun noch die aus den antiquarischen Themenkomplexen gewonnenen Standpunkte der drei Protagonisten zum Denkraum zu sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte in Bezug gesetzt und damit auch in größere philosophisch-theologische Debatten der Zeit, die in der Forschung oft unter dem Konzept der Frühaufklärung subsumiert wurden, eingeordnet werden, um darüber im Sinne der Konstellationsforschung einen Bezug zum gegenwärtigen Denken herzustellen.

Ausgehend von biographischen Fakten wie der Zugehörigkeit zum politischen Establishment um 1700 und einer gewissen Nähe zu einem konfessionsübergreifenden, irenischen Verständnis der christlichen Tradition könnte man, der älteren Tradition der Aufklärungsforschung folgend, die drei Protagonisten der Konstellation der sogenannten „konservativen Aufklärung“ zuordnen. Dieser Ausdruck, der im Zusammenhang mit der englischen Aufklärung und ihren Auswirkungen auf die amerikanischen und französischen Revolutionen Ende des 18. Jahrhunderts geprägt wurde, steht dabei für eine Richtung der Aufklärung, die sich durch moderate politische Reformen und einer Toleranzpolitik gegenüber religiösen Nonkonformisten auszeichnete

---

<sup>562</sup> Vgl. Teilkapitel 3.2: Witsens chinesischer Spiegel aus Sibirien.

<sup>563</sup> Vgl. Teilkapitel 3.3: Interpretationen der Inschrift auf dem Spiegel.



und hauptsächlich von politischen und religiösen Würdenträgern verkörpert wurde.<sup>564</sup>

Dabei können solche generelleren Einordnungen in politische Strömungen innerhalb einer Periode wie der Zeit um 1700 zwar eine gewisse Orientierung geben, reproduzieren aber im Grunde, wenn auch auf leicht relativierende Art und Weise, das Bild einer älteren Tradition der Aufklärungsforschung, hinter der sich oft die teleologische Narrative einer Philosophie- und Geistesgeschichte der großen Namen versteckt.<sup>565</sup> Zu solchen relativierenden Aspekten zählen neben der sozialgeschichtlichen Orientierung auf breitere, an der Aufklärung beteiligte, Gesellschaftsschichten<sup>566</sup> und einer räumlich differenzierteren Sichtweise auf verschiedene, regionale Aufklärungen,<sup>567</sup> Untersuchungen zur Integration des weiblichen Geschlechts in den Aufklärungsprozess<sup>568</sup>, Studien zu den Gegenströmungen der Aufklärung<sup>569</sup> nicht zuletzt Forschungen zum Charakter und zu den Auswirkungen radikaler Strömungen innerhalb der Aufklärung.<sup>570</sup> Im Rahmen von letzteren spielt die Periode der Frühaufklärung, in der auch die vorliegende Untersuchung angesiedelt ist und in der viele der radikaleren Kritiken, die im Rahmen des aufgeklärten Denkens im 18. Jahrhundert so relevant wurden, bereits präsent waren, eine bedeutende Rolle, wie Martin Mulsow gezeigt hat.<sup>571</sup>

Das Konzept einer konservativen Aufklärung, welches gewisse Ähnlichkeiten zwischen der englischen und der deutschen Situation für die als Frühaufklärung bezeichnete Periode um 1700 suggerierte, diente Mulsow dabei sozusagen als Hintergrund, aus dem heraus sich manche radikalen Denkströmungen erst entwickelten. Dabei spielte die Historisierung von religiösen Debatten, wie sie in der vorliegenden Arbeit auch im Rahmen der antiquarischen Problemlagen um 1700 geschildert wurde, eine wichtige Rolle,

564 Pocock, John: *Conservative Enlightenment and Democratic Revolutions: The American and French Cases in British Perspective* in: *Government and Opposition*, Vol. 24, (1), 1989. pp. 81-105. Für ein ausführlicheres Bild einer konservativen Aufklärung anhand von Edward Gibbons "Decline and Fall of the Roman Empire" Vgl. Pocock, John: *Barbarism and Religion*. (Vol. 1-5), Cambridge 2001-2011.

565 Zu diesem Bild vgl. Müller, Winfried: *Die Aufklärung* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 61), München 2002.

566 Gumbrecht; Reichart; Schleich (Hgg.): *Sozialgeschichte der Aufklärung in Frankreich*. 12 Originalbeiträge, München 1981.

567 Ein gutes Beispiel dafür sind Studien zur schottischen Aufklärung, z.B. Broadie, Alexander (Ed.): *The Cambridge Companion to the Scottish Enlightenment*, Cambridge 2006. Robertson, John: *The Case for the Enlightenment. Scotland and Naples 1680-1760*, Cambridge 2005.

568 z.B. Goodman, Dena: *Becoming a Woman in the Age of Letters*, London 2009.

569 z.B. Neugebauer-Wölk, Monika; Meumann, Markus (Hgg): *Die Aufklärung im Bezugsfeld neuzeitlicher Esoterik* (Ergebnisse der DFG-Forschergruppe am IZEA der Universität Halle-Wittenberg), Halle 2013, <http://www.izea.uni-halle.de/cms/fileadmin/documents/forschergruppe/ergebnisse.pdf>.

570 Vgl. Israel, Jonathan: *Radical Enlightenment. Philosophy and the Making of Modernity 1650-1750*, Oxford 2002. Israel, Jonathan: *Enlightenment Contested. Philosophy, Modernity and the Emancipation of Man 1670-1752*, Oxford 2006. Israel, Jonathan: *Democratic Enlightenment. Philosophy, Revolution and Human Rights 1750-1790*, Oxford 2013. Man kann Israel durchaus gewisse Tendenzen zu einer teleologischen Sichtweise vorwerfen, bei der, im Gegensatz zur alten Höhenkamm-Ideengeschichte, lediglich die großen Namen durch radikale Denker ausgetauscht wurden.

571 Vgl. Mulsow, Martin: *Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720* (2 Bände), Göttingen 2018.

da eben radikale Konsequenzen daraus erwachsen konnten, wenn eine starke Historisierung die christliche Tradition als menschengemacht und ähnlich anderen religiösen Traditionen darstellte und dadurch philosophische Debatten immer mehr von ihrem christlichen, theologischen Überbau getrennt wurden.<sup>572</sup>

Mindestens so wichtig wie die Einsichten in die komplexen Überlagerungs- und Abbildungsstrukturen von Vernunft und Offenbarung war dabei aber die Erkenntnis, dass radikale Strömungen oft, nicht zuletzt wegen ihrer theologischen und politischen Brisanz, in klandestinen Milieus und prekären Umständen entstanden sind. Dadurch haben die Forschungen zu einem radikalen Untergrund der deutschen Frühaufklärung auch gezeigt, dass Forschungsparadigmen wie konservativ, liberal oder auch radikal oft anachronistisch sind und zu kurz greifen, um historische Debatten hinreichend verständlich zu machen.<sup>573</sup> Dies wird v.a. dann deutlich, wenn man die sozialen Gesetzmäßigkeiten und Funktionsweisen dieser Milieus und somit praktische Motivationslagen, nicht nur theoretische Problemlagen, die zur Ausformulierung radikaler Gedanken beitrugen, miteinbezieht. Diese entstanden eben oft, so hat Mulsow, nicht zuletzt basierend auf Überlegungen der Konstellationsforschung, gezeigt, durch unbeabsichtigte Konsequenzen.<sup>574</sup>

Solche Überlegungen, wie sie auch in der vorliegenden Arbeit angewandt wurden, implizieren aber auch, dass es kaum sinnvoll sein kann, von einer teleologischen Narrative auszugehen, nach der sich radikale, emanzipatorische, politische Gedanken während der Aufklärung langsam immer stärker durchsetzten, um dann in den Revolutionen des 18. Jahrhunderts zu kulminieren und somit die Bedürfnisse eines modernen Menschen in den Verfassungen der modernen Staaten festzusetzen. Auch ist es nicht sinnvoll, die in dieser Arbeit offen gelegten Standpunkte im Rahmen einer Emanzipation des Geschichtsdenkens von göttlichen Ursprüngen vorzunehmen.<sup>575</sup>

<sup>572</sup> Mulsow hat dies besonders eindrucksvoll deutlich gemacht anhand der Zerstörung des christlichen Platonismus. N.H. Gundling kam aufgrund von historischen Argumentationen von Jakob Thomasius, der alle antiken Philosophen, insbesondere Plato, als Atheisten deklariert hatte, zu dem Schluss, dass die platonische Philosophie, und damit auch die ganze griechische philosophische Tradition, unabhängig von den vielen Wechselwirkungen und Überlagerungen, die sich zwischen ihr und dem frühen Christentum durch die Werke der Kirchenväter ergeben hatte, eine moderne Bedeutung hatte. Damit entschärfte er die vorher durch die Historisierung des Frühchristentums geführte Frage, ob der Platonismus der Kirchenväter das Christentum in einem frühen Stadium korrumpiert hätte, oder dem christlichen Denken erst ermöglicht hätte, sich philosophisch zu äußern. Vgl. Mulsow, Martin: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720 (2 Bände), Göttingen 2018. Band 1: Moderne aus dem Untergrund. S. 308-348.

<sup>573</sup> Vgl. Mulsow, Martin: Prekäres Wissen – Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit, Berlin 2012. Mulsow, Martin: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720 (2 Bände), Göttingen 2018.

<sup>574</sup> Vgl. Mulsow, Martin: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720 (2 Bände), Göttingen 2018.

<sup>575</sup> Diese Emanzipation von der biblischen Frühgeschichte als Denkraum hat Helmut Zedelmaier in seiner Untersuchung zum Anfang der Geschichte vorgenommen, in der er beschrieben hat, wie im Laufe des 18. Jahrhunderts verschiedene Bereiche des Geschichtsdenkens wie die Philosophiegeschichte, die Kulturgeschichte oder das Naturrecht, unabhängig von ihrem Ursprung in der biblischen

Will man im Sinne der Konstellationsforschung eine Verbindung zwischen den im Rahmen des Denkraums von sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte um 1700 herausgestellten Standpunkten der drei Protagonisten und dem zeitgenössischen Denken der eigenen Zeit herstellen, ist es sinnvoll darauf schauen, wie sich innerhalb der drei Standpunkte das Verhältnis von „unfertigem“ antiquarisches Wissen zu dessen theologisch bestimmtem Ursprung verhält.<sup>576</sup>

Was Leibniz' Standpunkt in dieser Sache angeht, wurde ja bereits erwähnt, dass dieser es im Bezug auf die Entstehung von Sprache und Schrift für unnötig hielt, göttliche Ursprünge in der Geschichte wie ein direktes göttliches Eingreifen in Form der Erschaffung einer hebräischen Ursprache durch Adam oder der Verkündung der alphabetischen Schrift durch Mose zu untersuchen. Dies hieß bei ihm jedoch nicht, dass er jegliches Göttliche in der Sprache verneinte. Er sah es eher bedingt in ihrer Substanz und damit ihrer Form als Monade. In diesem Sinne entwickelte er zwar durch seine Theorie von der kelto-skythischen Ursprache eine Sprachentstehungstheorie, die kein direktes göttliches Eingreifen erforderte, verschob Letzteres aber durch seine Monadentheorie in den Bereich der Philosophie. Es gab für ihn also weiterhin eine klare Hierarchie zwischen einem theologisch definierten, christlichen Weltbild und einer wissenschaftlichen Praxis, das sich diesem unterordnen sollte.

Was Cupers Standpunkt, wie er aus den beiden antiquarischen Themenkomplexen rekonstruiert werden konnte, angeht, so nahm dieser ein etwas anderes Verhältnis von antiquarischem Wissen und dessen göttlichem Ursprung in der Geschichte an. Für ihn bedingte geradezu die wissenschaftlich akkurate Untersuchung der biblischen Frühgeschichte im Sinne eines biblischen Antiquarianismus eine theologische Wahrheit des christlichen Weltbildes. Es bleibt zwar anzunehmen, dass auch er, wie die beiden anderen Protagonisten, eine theologische Wahrheit des Christentums, die überhalb der wissenschaftlich untersuchbaren lag, annahm. Gleichzeitig weist sein Fokus auf extreme Genauigkeit bei der Untersuchung von – zumeist – sprachwissenschaftlichen Fragen im Kontext der biblischen Frühgeschichte anhand von Bildern und Inschriften, wie sie im Laufe der antiquarischen Themenkomplexe zu Tage traten, darauf hin, dass für ihn genau solche Untersuchungen diese Wahrheit erst konstituierten.

La Crozes' Position in allen Fragen, die mit der biblischen Frühgeschichte zu tun hatten, lässt im Gegensatz dazu eine verstärkte Sensibilität dafür, dass die offenbarte christliche

---

Frühgeschichte gedacht wurden und sich somit davon emanzipierten. Vgl. Zedelmaier, Helmut: *Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2003.

<sup>576</sup> Dies ist im Sinne des hinter den Themenkomplexen rekonstruierten Denkraums interessanter als der Abgleich mit fertigen Werken der drei Protagonisten.

Religion durch ihre historische Darstellung nicht gefährdet werden durfte, zu. Oft versuchte La Croze dabei, auf die besser erforschbare mittelalterliche Geschichte auszuweichen, um die in ihrem epistemischen Status unsichere alttestamentarische Geschichte zu umgehen. Diese Zurückhaltung, die z.T. sicher seinen eigenen Erfahrungen im Streit an der Berliner Sozietät, in dem er ja selber des Sozinianismus und damit indirekt auch der Verleugnung eines direkten göttlichen Einflusses auf die Geschichte bezichtigt worden war, entsprang, ließ eine klare Hierarchie zwischen historisch erforschbarer und göttlich offenbarter Wahrheit zu Gunsten letzterer erkennen.<sup>577</sup>

Cupers Standpunkt, und damit im Zusammenhang das in der Einleitung ausführlicher geschilderte Phänomen des biblischen Antiquarianismus, ist dabei für die Problemlagen einer nachmodernen, globalisierten Welt, die sich mehr und mehr einer kommenden Klimakatastrophe gegenüber sieht, besonders bedeutend. Und dies ist ganz im Gegensatz zu einer emanzipatorischen Fortschrittsnarrative, wie sie die ältere Aufklärungsforschung betont hat, gemeint, denn diese hatte ja die biblische Frühgeschichte und die in ihr möglichen Überlagerungen zwischen jüdisch-christlichen und anderen antiken Traditionen lediglich als zu überkommene Ursprungsmythen gesehen.<sup>578</sup> Diese Entzauberung einer göttlichen Ursprungsnarrative ist dabei Teil von einem modernistisch geprägtem wissenschaftlichen Weltbild, das Bruno Latour in seinen zahlreichen anthropologischen Forschungen zu den Fundamenten von modernen Gesellschaften aufgezeigt und kritisiert hat<sup>579</sup> und das lediglich eine göttliche Schöpfung als letzten Grund überhalb der menschenmöglichen wissenschaftlichen Durchdringung der Welt durch eine einheitliche und außerhalb dem Menschen stehende, den immer gleichen Gesetzen folgende, Natur ersetzt hat.

Dabei übersehen die Modernen, so Latour, geflissentlich ihre eigene wissenschaftliche Praxis in Form von langen Referenzketten, die wissenschaftliche Erkenntnis erst von einem lokalen zu einem globalen und universellen Phänomen macht.<sup>580</sup> Sie übersehen damit also auch, dass ihre eigene Praxis diese vermeintlich einheitliche und außerhalb des Menschen liegende Natur und damit im Zusammenhang auch eine Gruppe, die dieser Weltsicht angehört, erst herstellt und dass diese Weltsicht daher in keiner Weise

577 Zu La Crozes' Standpunkt im Bezug auf den Stellenwert der historischen Überlieferung während einer skeptizistischen Krise, der nicht unbedingt ein besonders toleranter war vgl. Mulsow, Martin: Die drei Ringe. Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssière La Croze (1661-1739), Tübingen 2001.

578 Vgl. Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003.

579 Vgl. z.B. Latour, Bruno. Wir sind nie modern gewesen, Frankfurt a. Main 1998. Latour, Bruno: Existenzweisen, Berlin 2014.

580 Vgl. Latour, Bruno: Circulating Reference. Sampling the Soil in the Amazon Forest in: Latour (Ed.): Pandora's Hope. Essays on the Reality of Science Studies, Harvard 1999, pp. 24-79.

kompatibel ist mit anderen Arten des „Wahrsprechens“, etwa im Bereich der Religion.<sup>581</sup> Latour hat diesen Ansatz auch noch weiter entwickelt zu einer Philosophie von verschiedenen Existenzweisen oder Modi der Lebensorganisation, welche essentiell für das Verständnis einer neuen Art der Naturgeschichte für das Zeitalter des Anthropozän sind. Diese Existenzweisen entspringen den empirischen Beobachtungen, dass der Mensch nicht als Subjekt eine objektivierte Natur betrachtet oder „schützen“ kann, sondern sich als Teil von dieser Natur zusammen mit anderen Akteuren in Form von verschiedenen Existenzmodi als Handelnder realisiert. Um zukunftsfähig auf eine aktive Umwelt im Rahmen des Klimawandels reagieren zu können, muss sich die Menschheit laut Latour über die Beschaffenheit dieser Modi und den damit zusammenhängenden Handlungslogiken klar werden, um im Rahmen eines sanften Relativismus Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen diesen besser zu definieren und zu verhandeln, um Kriege und Konflikte zu vermeiden.<sup>582</sup>

Latour nimmt dabei als Beispiel oft Klimaforscher, die von ihren Gegnern, also Klimaskeptikern, angeklagt werden, eine Lobby zu sein und nur bestimmte Interessen, im Gegensatz zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Wahrheit, verfolgen. Diese reagieren im Gegenzug oft dadurch, dass sie betonen, selber lediglich Wissenschaft zu betreiben, ohne irgendwelche dahinter stehende Absichten zu haben. Dadurch wird aber eine epistemisch einheitlich fassbare Natur betont, die von beiden Gruppen als absolut wahrgenommen wird. Es ist klar, dass derart verhärtete Fronten wenig Chancen auf Verhandlungen bergen. Nach Latour müssten beide Gruppen also vielmehr zugeben, dass ihre eigene Weltsicht nur durch ihre eigene wissenschaftliche Praxis und die dabei benutzten Instrumente und Konventionen entstehen kann und daher nur anhand der Praktiken, indem jeder seine eigene Arbeit wissenschaftlich offenlegt, verglichen werden kann.

Nimmt man also so eine nachmoderne Weltsicht im Gegensatz zu einer modernistischen Aufklärungsnarrative, welche die immer weiter voranschreitenden individuellen Rechte von emanzipierten Menschen betont, als realistischer und zukunftssträchtiger an, so erscheint Cupers Praxis im Sinne des biblischen Antiquarianismus gewissermaßen als Vorläufer so einer Weltsicht. Nur er scheint sich, im Gegensatz zu den beiden anderen Protagonisten der hier untersuchten Konstellation, im Klaren darüber gewesen zu sein, dass er die Glaubhaftigkeit seines eigenen, christlich geprägten, Weltbildes in der Zeit einer skeptizistischen Krise nur durch die Offenlegung der eigenen wissenschaftlichen

---

<sup>581</sup> Zu den verschiedenen Arten des Wahrsprechens vgl. Latour, Bruno: Existenzweisen, Berlin 2014.

<sup>582</sup> Vgl. Latour, Bruno: Existenzweisen, Berlin 2014.

Praxis– und ihre Verteidigung durch die ständige Betonung der dabei angewandten Genauigkeitsmaßstäbe – erreichen konnte. Dass der Status dieses Wissens im Bereich der biblischen Frühgeschichte ein unsicherer, verhandelbarer war und oft in die Nähe zu anderen religiösen Traditionen gerückt wurde, schien ihn dabei nicht zu stören. Im Gegenteil war er sich sicher, durch die Betonung seiner eigenen, menschlichen Praktiken, die Wahrheit des christlichen Wissens zu sichern.

## **4.5 Topographien der Gelehrtenrepublik – die Konstellationsforschung und neuere digitale Ansätze in den Geisteswissenschaften**

Die vorliegende Arbeit ging aus einer ursprünglich umfangreich angelegten Projektidee von Martin Mulsow aus dem Jahr 2011 mit dem Titel „Topographie der Gelehrtenrepublik“ hervor. Darin wären die Ansätze der Konstellationsforschung für die Untersuchung größerer frühmoderner Briefnetzwerke von Gelehrten um 1700 unter maßgeblicher Miteinbeziehung von digitaler Editions- und Visualisierungstechnik angewandt worden. Das Projekt sah vor, einerseits eine große Menge von frühmodernen Briefkorrespondenzen zu edieren und zu visualisieren, andererseits ihre Inhalte durch Konstellationen um besonders intensiv korrespondierende Gelehrte herum thematisch zu untersuchen.<sup>583</sup> Dabei hätte gerade der zweite Teil ein Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen europäischen Großprojekten, die sich bereits dem Quellschatz frühmoderner Briefkorrespondenzen in Form der Verknüpfung ihrer Metadaten und ihrer visuellen Darstellung annehmen, bedeutet.

Im folgenden Abschnitt soll kurz skizziert werden, warum es sinnvoll wäre, konstellatorische Ansätze im Zusammenhang mit der immer weiter voranschreitenden Digitalisierung von frühmodernen Briefen zusammen zu denken. Durch die Akkumulation und Verknüpfung der Metadaten von großen Mengen von Briefen – wie sie federführend in der europaweiten COST-Action 1310 *Reassembling the Republic of Letters 1500-1800* betrieben wird<sup>584</sup> – ergeben sich neue Möglichkeiten für die Untersuchung von frühmodernen Briefwechseln.

Schon länger können durch die Auswertung der Metadaten von Briefen quantitative

<sup>583</sup> Ein Film zu diesem Projekt ist zu finden unter: <https://www.uni-erfurt.de/en/research/insights/films/#c201414>.

<sup>584</sup> Vgl. Hotson; Wallnig (Eds.): *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age*, Göttingen 2019. p.

Untersuchungen von den zwischen beliebigen Korrespondenzpartnern gewechselten Briefen und somit die Frequenz eines Briefwechsels ermittelt und als Netzwerk mit dickeren oder dünneren Verbindungslinien auf Karten visualisiert werden.<sup>585</sup> Darüber hinaus hat die historische Netzwerkforschung in den letzten Jahren stärker die Beschaffenheit von sinnstiftenden sozialen Verbindungen zwischen verschiedenen Personen eines Netzwerkes in ihre Untersuchungen miteinbezogen.<sup>586</sup> Welcher Art war beispielsweise das Verhältnis zweier Briefpartner? Waren sie gleichberechtigte Gesprächspartner oder gab es ein Patron – Klient Verhältnis zwischen ihnen?<sup>587</sup> Solche Fragen wurden schon durch die Einführung von neuen theoretischen Konzepten für die Akteure eines Netzwerkes wie *information broker* oder *gatekeeper* und für ihre Verhältnisse innerhalb der Netzwerke wie *closeness*, *betweenness* und *centrality* beantwortet.<sup>588</sup> Darüber hinaus wird immer mehr nach den Verhältnissen von dynamischen (Personen, Institutionen) und statischen Akteuren (Orte, Objekte) oder von individuellen Akteuren (Personen) zu Kollektiven (Institutionen, Verbände, Parteien) gefragt, um quantitative Netzwerkstrukturen weiter zu qualifizieren.<sup>589</sup>

Diese Tendenzen wurden von dem europaweiten Großprojekt *Reassembling the Republic of Letters* aufgegriffen und ausgearbeitet zu einer Strategie, die, ausgehend von Metadaten und Inhalten von frühmodernen Briefen, eine neue virtuelle Infrastruktur für die Darstellung der gesamten Gelehrtenrepublik zwischen 1500 und 1800 schaffen möchte.<sup>590</sup> Das ist freilich ein langfristiges und groß angelegtes Unternehmen, das sich noch zahlreichen Hindernissen gegenüber wähnt.

Briefe waren ja dazu gedacht, Informationen über Raum und Zeit hinweg zu transportieren, deshalb sind sie oft verstreut an verschiedenen Orten. Wenn sie nicht einer eminent wichtigen Persönlichkeit zuzuordnen waren, wurden sie vielleicht nach dem Tod ihres Verfassers verkauft oder anderweitig weitergegeben. Wenn ihr Verfasser wichtig genug war, wurde hingegen eine entsprechende Edition angelegt, die jedoch dann zentral auf diese ausgerichtet war. Die gebrauchten Daten müssen also erst aus vielen, national

585 Vgl. dazu Stuber; Hächler; Lienhardt (Hgg.): Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung (Studia Halleriana IX), Basel 2005.

586 Winnerling, Tobias: Cfp: Fakten verknüpfen, Erkenntnisse schaffen? Historische Netzwerkforschung in Wissens- und Wissenschaftsgeschichte (Internationale Tagung an der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf, 28.-30. April 2016).

587 Vgl. Gädeke, Nora: Leibniz lässt sich informieren. Asymmetrien in seinen Korrespondenzbeziehungen in: Herbst, Klaus Dieter; Kratochwil, Stefan (Hgg.): Kommunikation in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. Main, 2009. Droste, Holger: Im Dienste der schwedischen Krone – Schwedische Diplomaten im 17. Jahrhundert, Münster 2006.

588 Chen, Chaomei: Information Visualization and Virtual Environments, London 1999.

589 Winnerling, Tobias: Cfp: Fakten verknüpfen, Erkenntnisse schaffen? Historische Netzwerkforschung in Wissens- und Wissenschaftsgeschichte (Internationale Tagung an der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf, 28.-30. April 2016)

590 Vgl. Hotson; Wallnig (Eds.): Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age, Göttingen 2019.

definierten, analogen Datensilos, wie Bibliothekskatalogen oder Editionen von einzelnen Mitgliedern der Gelehrtenrepublik, in ein virtuelles Umfeld überführt werden, das ihrer ursprünglichen historischen Bedeutung im Rahmen der europäischen Gelehrtenrepublik mehr entspricht.<sup>591</sup> Es geht also darum, möglichst viele, über ganz Europa verteilte, analoge Daten zu frühmodernen Briefen zusammenzuführen. Allein das ist, auf Grund der fast ausschließlich national ausgerichteten Datensilos, eine Aufgabe enormen Ausmaßes.<sup>592</sup> Darüber hinaus, darin unterscheidet sich das Unternehmen auch von der reinen Kuration und Bereitstellung der Daten, wie sie etwa Bibliotheks- oder Museumsdatenbanken vornehmen, müssen die Daten so modelliert und strukturiert werden, dass sie den Forschungsfragen von Historikern, Literaturwissenschaftlern oder anderen Wissenschaftlern entsprechen, die ja gerade an der Entstehung und Verknüpfung von Wissen, wie sie durch die Briefe stattfand, interessiert sind.

*Reassembling the Republic of Letters* versucht also einerseits die Metadaten der akkumulierten Briefe im Sinne solcher Interessen zu verknüpfen. Dazu zählt nicht nur die Auswertung und Visualisierung der geographischen Ausdehnung und zeitabhängigen Menge der Korrespondenzen, sondern auch die Verknüpfung von prosopographischen Daten zu den die Briefe schreibenden und empfangenden Personen, sowie Daten zu weiteren, in den Briefen erwähnten, Personen und Ereignissen oder Objekten. Die aus den Briefen gewonnenen Daten können dann etwa mit anderen prosopographischen Daten zu einer Person abgeglichen werden. Dabei könnten diese Daten zum besseren Verständnis

591 Ein gutes Beispiel dafür bilden drei große digitale Briefprojekte, welche europaweit die wichtigsten sind und alle drei unmittelbar mit der COST Action *Reassembling the Republic of Letters* in Verbindung stehen. In der Einleitung wurde bereits erwähnt, dass die vorliegende Untersuchung sehr stark von der – auch digitalen – Editionsarbeit der Leibniz-Edition in Hannover profitiert hat. Selbige unterhält seit Jahren mit der *Leibniz-Connection* eine Personen- und Korrespondenzdatenbank zu den Leibnizbriefen, welche die gezielte Suche nach der Korrespondenz von Leibniz mit einem bestimmten Briefpartner zulässt und die Suche auch mit digitalisierten Volltexten der Briefe verknüpft. <https://leibniz.uni-goettingen.de/letters/view/11517>. Auch das Projekt *Cultures of Knowledge* unterhält unter dem Namen *EMLO* (*Early Modern Letters Online*) einen Online-Recherchekatalog zu Briefkorrespondenzen in ganz Europa genauso wie das Projekt *Circulation of Knowledge and Learned Practices* in den Haag unter dem Namen *ePistolarium*. Vgl. <http://emlo.bodleian.ox.ac.uk>; <http://ckcc.huygens.knaw.nl/epistolarium>. Alle drei Projekte sind dabei aus älteren Briefeditionen hervorgegangen, aus denen die Metadaten für die Verknüpfung und Visualisierung stammen. Dabei basiert nur die *Leibniz Connection* auf der Edition eines einzigen Quellenkorpus, dem Nachlass von G.W. Leibniz, der, neben den ca. 20.000 Briefen auch dessen andere Schriften umfasst. Vgl. <http://www.leibnizcentral.de> Li (Hg.): *Komma und Kathedrale. Tradition, Bedeutung und Herausforderung der Leibniz-Edition*, München 2012. Die beiden anderen Projekte basieren auf mehreren Briefkatalogen, bei *ePistolarium* sind u.a. Die Korrespondenzen von René Descartes und Christiaan Huygens die Basis der Datenbank, bei *EMLO* u.a. Die Korrespondenz des während dem englischen Bürgerkrieg tätigen Reformers Samuel Hartlib, sowie dessen wichtigsten Mitstreitern Jan Amos Comenius und John Dury. Vgl. <http://emlo-portal.bodleian.ox.ac.uk/collections/?catalogue=jan-amos-comenius>. Martin Mulsow hat eine Konstellation dieser drei Autoren und ihren Metaphysikentwürfen zwischen 1640 und 1650 bereits skizziert. Vgl. Mulsow, Martin: *Metaphysikentwürfe im Comenius-Kreis 1640-1650 – eine Konstellationsskizze* in: Mulsow; Stamm (Hgg.): *Konstellationsforschung*, Frankfurt a. Main 2005. S. 221-257.

592 Vgl. Hotson; Wallnig (Eds.): *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age*, Göttingen 2019. pp. 193-223.



der biographischen Umstände eines Briefeschreibers hinzugezogen werden. Besonders wichtige Verknüpfungen von Personen und Ereignissen wären dabei Publikationen von Werken oder Zugehörigkeiten einer Person zu einer bestimmten Institution wie einer Universität oder gelehrten Gesellschaft, wie sie etwa durch entsprechende Immatrikulationsregister oder Mitgliedslisten festgestellt werden könnte. Aber auch andere Daten, wie etwa die Einträge in den *alba amicorum*, gelehrten Freundschaftsalben, die zur Klärung von persönlichen Treffen oder auch allgemeiner zur Beschaffenheit des Verhältnisses von zwei Briefpartnern beitragen könnten, wären relevant.<sup>593</sup> Darüber hinaus könnten auch Daten zu in den Briefen erwähnten Objekten wie Inschriften oder Bildern gesammelt und verknüpft werden.

Es ist klar, dass sich solche Möglichkeiten zur Aufbereitung größerer Mengen von Briefdaten sehr gut mit dem ersten Teilprogramm einer konstellatorischen Untersuchung von Briefnetzwerken, nämlich der historischen Rekonstruktion der darin formulierten Argumente, verbinden ließen. Die angesprochenen prosopographischen Daten könnten etwa helfen, bestimmte Ereignisse aus den Briefwechseln oder die Art des Verhältnisses zweier Korrespondenten zueinander sowie deren gemeinsame Interessen als praktische Motivationslagen im Sinne der Konstellationsforschung besser einschätzen zu können.

Ein weiteres Vorhaben von *Reassembling the Republic of Letters* besteht darin, eine Übersicht über die verschiedenen in den Briefen diskutierten Themen zu schaffen. Zum Einen sollen dazu universelle Wissenskonzepte, wie sie in der Frühen Neuzeit gang und gebe waren und wie sie etwa von Johann Heinrich Alsted in seiner *Encyclopaedia* als loci, oder Orte des Wissens formuliert wurden, verwendet werden.<sup>594</sup> Zum Anderen sollen durch die entsprechende Aufbereitung der sprachlichen Inhalte in den Briefen große Briefmengen nach bestimmten Themen anhand von Schlagworten durchsuchbar werden. Dazu können mithilfe von Kozitationssuche auch Personen, die besonders oft mit einem Schlagwort in Verbindung gebracht wurden, identifiziert werden.<sup>595</sup>

<sup>593</sup> Vgl. Hotson; Wallnig (Eds.): *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age*, Göttingen 2019. pp. 159-171. Zur Bedeutung der *alba amicorum* im Kontext einer neueren Wissensgeschichte: Mulsow, Martin: Ludolf und die Gelehrtenrepublik an Hand seines Stammbuchs. in: Ludolf und Wansleben – Orientalistik, Politik und Geschichte zwischen Gotha und Afrika 1650-1700 (Internationale Konferenz am Forschungszentrum Gotha vom 11. bis 13. Mai 2015).

<sup>594</sup> So kann neben der geographischen Verortung der gelehrten Korrespondenz auch deren thematische Verortung vorgenommen werden, beide Dimensionen hingen schon in der frühen Neuzeit eng zusammen. Vgl. Hotson; Wallnig (Eds.): *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age*, Göttingen 2019. Auch der von Martin Mulsow für sein Projekt gewählte Titel „Topographie der Gelehrtenrepublik“ weist darauf hin.

<sup>595</sup> Vgl. Hotson; Wallnig (Eds.): *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age*, Göttingen 2019. pp. 265-281. Relevant dafür ist das sogenannte *Topic Modelling*, das die Briefe nach ähnlicher Terminologie miteinander verknüpft. So werden in der Suchmaschine von *ePistolarium* die nach diesem Kriterium als ähnlich erkannten Briefe mit den Suchergebnissen verknüpft. Vgl. [http://ckcc.huygens.knaw.nl/?page\\_id=703](http://ckcc.huygens.knaw.nl/?page_id=703). Auch die COST-Action *Reassembling the Republic of Letters* benutzt diese Methode. Vgl.

Auch diese semantische Markierung von bestimmter Terminologie aus den Briefwechseln könnte gut für konstellatorische Untersuchungen fruchtbar gemacht werden. Denn so könnten Konstellationen thematisch besser identifiziert werden und, ganz ähnlich wie in der vorliegenden Untersuchung, nur in viel größerer Reichweite, die Ausbreitung eines Themas innerhalb einer bestimmten Gruppe von Korrespondenten verfolgt werden. Die Kombination einer größer angelegten Aufbereitung von Briefdaten, wie sie *Reassembling the Republic of Letters* vornimmt mit konstellatorischen Untersuchungen von thematisch definierten Netzwerken aus den Briefen birgt großes Potenzial für eine realistischere Darstellung der Gelehrtenrepublik<sup>596</sup>, die weniger um große Autorenpersönlichkeiten und deren Korrespondenz gruppiert ist und vielmehr der Ausbreitung von inhaltlichen Themen und den sozialen und wissenschaftlichen Praktiken folgt.<sup>597</sup>

---

<http://www.republicofletters.net/index.php/working-groups/texts-and-topics/>

596 Gemeint ist damit ein Bild, das nicht, schwarz oder weiß, die idealisierte und egalitäre Gemeinschaft, die ausschließlich kosmopolitischen Vorgaben folgte, war, auf der anderen Seite aber auch nicht einen heillos zerstrittene Haufen, in dem jeder umso mehr seinen eigenen Beitrag zu einer absoluten „Wahrheit“ betonte, je mehr er die Meinungen der anderen bekämpfte, betont, sondern vielmehr verschiedene, durch andere Zugehörigkeiten konfessioneller oder institutioneller Art fragmentierte, Gemeinschaften von Gelehrten und deren Themen definiert, die nichtsdestotrotz immer wieder den Wert des Austauschs von Wissen über Grenzen hinweg erkannten und praktizierten.

597 Nicht nur inhaltliche Debatten aus den Briefwechseln in Form von menschlichen Gedanken, wie sie der vorliegenden Untersuchung zu Grunde liegen, sondern auch wissenschaftliche Objekte und damit zusammenhängende Praktiken, wie beispielsweise die Anfertigung von Münzabdrücken und deren Verbreitung in den Briefwechseln, können Gegenstand der konstellatorischen Untersuchung von Briefwechseln sein. Vgl. Mulsow, Martin: Hausenblasen – Kopierpraktiken und die Herstellung numismatischen Wissens um 1700 in: Cremer; Mulsow (Hgg.): Objekte als Quellen der historische Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung, Köln 2017 S. 261-345.

## 5. Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis

### 5.1 Ungedruckte Quellen

GWLB (Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek) Hannover:

Leibniz – Cuper 29. Dezember 1707 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 58-63).

La Croze – Leibniz 19. Januar 1708 (GWLB Hannover, LBr.517, Bl. 17-18).

La Croze – Leibniz 9. Februar 1708 (GWLB Hannover LBr.517, Bl. 20-21).

Cuper – Leibniz 15. Februar 1708 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 64-70).

La Croze – Leibniz 12. März 1708 (GWLB Hannover, LBr.517, Bl. 22-23).

Leibniz – Cuper 27. März 1708 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 70-72).

La Croze – Leibniz 15. April 1708 (GWLB Hannover, LBr.517, Bl. 25-26).

Cuper – Leibniz 15. Mai 1708 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 73-78).

Leibniz – Cuper 30. Juli 1708 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 82-83).

La Croze – Leibniz 13. August 1708 (GWLB Hannover, LBr.517, Bl. 37-37).

La Croze – Leibniz 28. September 1708 (GWLB Hannover, LBr.517, Bl. 38-39).

Leibniz – Witsen 12. Oktober 1708 (GWLB Hannover LBr.1007, Bl. 52-53).

Cuper – Leibniz 30. Oktober 1708 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 84-87).

Cuper – Leibniz 15. Februar 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 88-91).

Leibniz – Cuper 15. März 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 92).

Cuper – Leibniz 1. Juni 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 93-96).

Leibniz – Cuper 26. Oktober 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 101-104).

Cuper – Leibniz 12. November 1709 (GWLB Hannover, LBr.187, Bl. 105-112).

KB (Königliche Bibliothek) Den Haag:

La Croze – Cuper 30. März 1708 (KB Den Haag 72 H 18-19).

La Croze – Cuper 8. Mai 1708 (KB Den Haag 72 H 18-19 ).

La Croze – Cuper 25. September 1708 (KB Den Haag 72 G 18-19).

La Croze – Cuper 9. Dezember 1708 (KB Den Haag 72 G 18-19).

La Croze – Cuper 9. Februar 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

Bianchini – Cuper im April/Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 23).

Rhenferd – Cuper 4. Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

Cuper – Rhenferd 15. Mai 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

Cuper – de Bruijn 1. Juni 1709. (KB Den Haag 72 G 19).

Rhenferd – Cuper im Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

De Bruijn – Cuper 14. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 19).

Cuper – Rhenferd 29. Juni 1709 (KB Den Haag 72 G 25).

La Croze – Cuper 14. August 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

La Croze – Cuper 27. September 1709 (KB Den Haag 72 G 18-19).

La Croze – Cuper 12. November 1710 (KB Den Haag 72 G 18-19).

La Croze – Cuper 26. November 1710 (KB Den Haag 72 G 18-19).

BBAW (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) Berlin:

Leibniz – La Croze 2. Januar 1708. (BBAW Berlin, 3, 2a, Bl. 67-68).

Leibniz – La Croze 1. September 1708 (BBAW Berlin, 3, 2a, Bl. 51-52).

Leibniz – La Croze 13. September 1709 (BBAW Berlin, 3, 2a, Bl. 73-74).

## 5.2 Gedruckte Quellen

Leibniz – Bouvet 15. Februar 1701 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

Bouvet – Leibniz 4. November 1701 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

Witsen – Cuper 12. August 1703 in: Gebhard, J.F. Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht, 1882.

Cuper – Leibniz 10. September 1704 in: Babin, Malte Ludolf; van den Heuvel, Gerd; Stuber, Regina (Hgg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Allgemeiner und politischer Briefwechsel (Band 23, Januar-September 1704), Hannover 2013.

Witsen – Cuper 8. Dezember 1704 in: Gebhard, J.F. Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht, 1882.

Witsen – Cuper 20. Oktober 1705 in: Gebhard, J.F. Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht, 1882.

Witsen – Cuper 4. November 1705 in: Gebhard, J.F. Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht, 1882.

Bourguet – Bouvet 6. März 1707 in: Widmeier, Rita (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China, Hamburg 2006.

Leibniz – La Croze 24. Februar 1708 in: Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe (Reihe 1, allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel), Transkriptionen 1708.

Cuper – La Croze 13. März 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 29. April 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Crtique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 13. August 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 19. November 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 4. Dezember 1708 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 1. Juni 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 9. Juli 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.). *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 1. September in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 15. Oktober 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 1. November 1709 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper*

(deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – Leibniz 7. August 1710 in: Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe (Reihe 1, allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel), Transkriptionen 1710.

Witsen – Cuper September / Oktober 1710 in: Gebhard, J.F. Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht, 1882.

Cuper – La Croze 19. November 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 6. Dezember 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 8. Dezember 1710 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Cuper – La Croze 1. Januar 1711 in: Beyer, Justinus de (Ed.): *Lettres de Critique, de Litterature, d' Histoire, etc...écrites à divers Savans de l' Europe par feu Monsieur Cuper* (deuxième Édition), Amsterdam 1755.

Leibniz – Cuper 15. September 1711 in: Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe (Reihe 1, allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel), Transkriptionen 1711.

*A Letter from Mr. F.A. Esq; R.S.S to the Publisher, with a Paper Containing the Exact Draughts of Several Unknown Characters Taken from the Ruines at Persepolis* in: Philosophical Transactions (201), 1693.

Bartholin, Caspar. *De unicornu eiusque affinibus et succedaneis* in: *Opuscula IV singularia*. Kopenhagen 1628.

Baumgarten, Siegmund Jacob. *Übersetzung der Allgemeinen Welthistorie, die in Engeland durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden* (Fünftehnter Teil). Halle 1755.

de Bruijn, Cornelis. *Reizen van Cornelis de Bruijn, door de vermaardste Deelen van Klein Asia*. Delft 1698.

de Brujn, Cornelis: *Reizen over Mozkovie door Persie en Indie*, Amsterdam 1711.

Chardin, Jean. *Voyages en Perse et aux Indes orientales*. London 1686.

Cuper, Gisbert. *Harpokrates, sive explicatio imagunculae argenteae argentissimae, sub Harpocratis figura ex Aegyptiorum instituto Solem repraesentantis*. Amsterdam 1676.

Cuper, Gisbert. *Apotheosis vel consecratio Homeri sive lapis antiquissimus in quo poetarum principis Homeri consecratio sculpta est*. Amsterdam 1686.

Halifax, William. *A Relation of a Voyage from Aleppo to Palmyra in Syria* in: *Philosophical Transactions* 1695 (19).

Hardouin, Jean. *Joannis Harduini Societatis Jesu Presbyteri Chronologiae ex Nummis Antiquis Restitutae Prolusio de Nummis Herodiadum*. Paris 1693.

Hyde, Thomas. *Historia Religionis veterum Persorum eorumque Magorum*,.Oxford 1700.

Intorcetta, Herdtrich, Rougement, Couplet. *Confucius Sinarum Philosophus sive scientia sinensis latine exposita*. Paris 1686.



Kircher, Athanasius. *Oedipus Aegyptiacus* (3 Bd.). Rom 1652-1655.

Kircher, Athanasius. *China Illustrata*. Amsterdam 1667.

Lazar, Elias. *Syrischer Wegweiser zur Beförderung des syrischen Sprachstudiums* (Erster Teil), Lemberg 1851.

La Croze, Mathurin Veyssière. *Dissertationes Historiques sur divers sujets*. Rotterdam 1707.

La Croze, Mathurin Veyssière. *Vindictio Scriptorum Veterorum*, Rotterdam 1708.

La Croze, Mathurin Veyssière. *Histoire du Christinanisme des Indes*, Paris 1724.

Leibniz, G.W. *Novissima Sinica*. Hannover 1697.

Leibniz, G.W. *Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum* in: *Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum, ex Scriptis Societati Regiae Scientiarum exhibitis edita*. 1 (1710).

Locke, John: *An Essay Concerning Human Understanding*, London 1690.

Ludolf, Hiob. *Historia Aethiopica, sive brevis et succincta descriptio regni Habessinorum*. Frankfurt a. Main 1666.

Mabillon, Jean. *De re diplomatica libri VI*. Paris 1681.

Magailans, Gabriel de. *Nouvelle relation de la Chine. Contenant la description des*

*particularitez les plus considerables de ce grand Empire.* Paris 1668.

Martino, Martini. *Martini Martinii Tridentini e Societate Jesu Sinicae Historiae Decas Prima – Res a gentis origine ad christum natum in extrema Asis, sive Magno Sinarum Imperio gestas complexa.* München 1658.

Masius, Andreas. *Grammatica linguae syriacae, inventore atque auctore Andrea Masio,* Antwerpen 1571.

Montfaucon, Bernard de. *Palaeographia Graeca sive de Ortu et Progressu Literarum Graecarum.* Paris 1707. Liber Secundus: *De origine Literarum Graecarum ex Phoeniciis et de progressu earumdem ad usque quartum a Christo nato saeculum.*

Pezron, Paul. *Antiquité de la Nation et de la Langue des Celtes autrement appelez Gaulois.* Paris 1703.

Reland, Hadrian: *Hadriani Relandi Dissertationum Miscellanearum Pars Tertia et Ultima.* Bibliopolis 1708.

Rhenferd, Jacob. *Periculum Palmyrenum.* Paris 1704.

Rubruquensis, Wilhelmus. *Itinerarium ad partes orientales.* Paris 1257.

Spon, Jakob. *Miscellaneae eruditae antiquitatis.* Paris 1685.

Thévenot, Jean. *Suite de voyage du Levant.* Paris 1674.

Webb, John. *A historical essay endeavouring a probability that the language of the Empire of China is the primitive language.* London 1669.

Wicqfort, Abraham de. *L'ambassade de D. Garcias de Silva Figueroa en Perse*. Paris 1698.

Ysbrant, E. Ides. *Driejarige reize naar China, te lande gedaan door den moscovischen afgezant E. Ysbrants Ides, von Moskou af over Groot Ustiga, Siriania, Permia, Sibirien, Daour, Groot Tartarien tot in China*. Amsterdam 1704.

### 5.3 Monografien

Albertz, Richard: Religionsgeschichte Israels in alttestamentarischer Zeit, Göttingen 1996.

Alpers, Svetlana: The Art of Describing. Dutch Art in the seventeenth century, Chicago 1983.

Antognazza, Maria-Rosa: Leibniz. An intellectual Biography, Cambridge 2011.

Arndt, Helmut: Persepolis, 1984.

Assmann, Jan: Religio Duplex. Ägyptische Mysterien und europäische Aufklärung, Berlin 2010.

Behringer, Wolfgang: Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der frühen Neuzeit, Göttingen 2002.

Bevir, Mark: The Logic of the History of Ideas, Cambridge 1999.

Blair, Anne: Too much to know. Managing scholarly Information before the Modern Age, Yale 2010.

Bichler, Reinhold: Herodots Welt – Der Aufbau der Historie am Bild der fremden Länder und Völker, Berlin 2001.

Bickendorf, Gabriele: Die Historisierung der italienischen Kunstbetrachtung im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 1998.

Bodmer, Frederick: Die Sprachen der Welt. Geschichte, Grammatik, Wortschatz in vergleichender Darstellung, Berlin 1955.

Borst, Arno: Der Turmbau von Babel (4 Bände), Stuttgart 1957-1963.

Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt a. Main 1994.

Briant, Pierre: Histoire de l'Empire Perse, Paris 2014.

Burnett, Stephen: From Christian Hebraism to Jewish Studies. Johannes Buxtorf (1564-1629) and Hebrew Learning in the 17<sup>th</sup> century, Leiden 1996.

Carhart, Michael: Leibniz discovers Asia – Social Networking in the Republic of Letters, Baltimore 2019.

Cook, Harold: Assessing the Truth. Correspondence and Information at the End of the Golden Age, Den Haag 2013.

Collet, Dominik: Die Welt in der Stube. Begegnungen mit Außereuropa in Kunstkammern der frühen Neuzeit, Göttingen 2007.

Daston, Lorraine; Galison, Peter: Objectivity, Yale 2010.

Dilthey, Wilhelm: Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte (Band 1), Leipzig 1883.

Doblhofer, Ernst: Ahuramazda lieh mir Beistand, Wien 1957.

Drijvers, Willem: *The Religion of Palmyra*, Leiden 1976.

Droixhe, Daniel: *L' Ètymon des dieux: Mythologie gauloise, archéologie et linguistique à l'âge classique*, Paris 2002.

Droste, Heiko: *Im Dienste der Krone: Schwedische Diplomaten im 17. Jahrhundert*, Berlin 2006.

Eco, Umberto: *Auf der Suche nach der verlorenen Sprache* (3. Auflage), München 1994.

Edwards, Ruth B: *Kadmos, the Phoenician. A Study in Greek Legends and the Mycenaean Age*, Amsterdam 1979.

Eisler, William: *The furthest Shore. Images of Terra Australis from the Middle Ages to Captain Cook*, Cambridge 1995.

Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. Main 1981.

Frank, Manfred: *The Philosophical Foundations of Early German Romanticism*, New York 2004.

Friedrich, Markus: *Die Jesuiten – Aufstieg, Niedergang, Neubeginn*, München 2016.

Furger, Carmen: *Briefsteller. Das Medium „Brief“ im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, Wien 2010.

Gadamer, Hans Georg: *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1960.

Gall, Lothar: Von der ständischen zur bürgerlichen Geschichtsschreibung (2. Aufl.), München 2012.

Gebhard, J.F.: Het leven van Mr. Nicolaas Cornelisz Witsen (2 Vols.) Utrecht, 1882.

Gerber, Georg: Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt, Hannover 1966.

Goldgar, Anne: Impolite Learning. Conduct and Community in the Republic of Letters 1680-1750, Yale 1995.

Goodman, Dena: The Republic of Letters. A cultural History, Ithaca 1994.

Goodman, Dena: Becoming a Woman in the Age of Letters, London 2009.

Graczyk, Annette: Die Hieroglyphe im 18. Jahrhundert. Theorien zwischen Aufklärung und Esoterik, Berlin 2015.

Haarmann, Harald: Auf den Spuren der Indoeuropäer. Von den neolithischen Steppennomaden bis zu den frühen Hochkulturen, München 2016.

Haarmann, Harald: Weltgeschichte der Sprachen. Von der Frühzeit des Menschen bis zur Gegenwart, München 2006.

Haarmann, Harald: Geschichte der Schrift, München 2007.

Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied 1962.

Halbwachs, Maurice: La topographie légendaire des Évangiles en Terre Sainte: Étude de memoire collective, Paris 1941.

Harnack, Adolf: Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Bd. 1-3), Berlin 1900.

Harrigan, Michael: Veiled Encounters. Representing the Orient in 17<sup>th</sup> Century French Travel Literature, Amsterdam 2008.

Hazard, Paul: Die Krise des europäischen Geistes 1680-1715, Hamburg 1939.

Häseler, Jens: Ein Wanderer zwischen den Welten. Charles Etienne Jordan (1700-1745), Berlin 1993.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes, Bamberg 1807.

Heinekamp, Albert: Leibniz als Geschichtsforscher, Wiesbaden 1982.

Henrich, Dieter: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie 1789-1795, Stuttgart 1991.

Henrich, Dieter: Werke im Werden – Über die Genesis philosophischer Einsichten, München 2011.

Hont, Istvan: Jealousy of Trade. International Competition and the Nation State in Historical Perspective, Harvard 2005.

Israel, Jonathan: Radical Enlightenment. Philosophy and the Making of Modernity 1650-1750, Oxford 2002.

Israel, Jonathan: Enlightenment Contested. Philosophy, Modernity and the Emancipation



of Man 1670-1752, Oxford 2006.

Israel, Jonathan: Democratic Enlightenment. Philosophy, Revolution and Human Rights 1750-1790, Oxford 2013.

Jolley, Nicolas: The Cambridge Companion to Leibniz, Cambridge 1994.

Latour, Bruno; Woolgar, Steve: Laboratory Life – The Construction of Scientific Facts, Los Angeles 1979.

Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen, Frankfurt a. Main 1998.

Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, Frankfurt a. Main 2011.

Latour Bruno: Existenzweisen, Berlin 2014.

Koch, Heidemarie: Persepolis, 2001.

Kühlmann, Wilhelm: Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters, Tübingen 1982.

Kühn, Sebastian: Wissen, Arbeit, Freundschaft. Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700, Göttingen 2011.

Li, Wenchao: Die christliche Mission im 17. Jh. Verständnis, Unverständnis, Missverständnis. Eine geisteswissenschaftliche Studie zum Christentum, Buddhismus und Konfuzianismus, Stuttgart 2000.

Li, Wenchao: Gottfried Wilhelm Leibniz Kurfürstin Sophie von Hannover. Briefwechsel,

Göttingen 2017.

Jaumann, Herbert: Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter des Konfessionalismus, Wiesbaden 2001.

Mazenid, Lucien: China – Kunst und Kultur, Freiburg 1980

Mc Mahon, Darrin: Enemies of the Enlightenment. The French Counter-Enlightenment and the Making of Modernity, Oxford 2001.

Miller, Peter.: Peirescs Mediterranean World, Harvard 2017.

Miller, Peter: History and its Objects. Antiquarianism and Material Culture since 1500, London 2017.

Moretti, Franco: Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte, Frankfurt a. Main 2009.

Mousavi, Ali: Persepolis. Discovery and afterlife of a world wonder, Berlin 2012.

Müller, Kurt: Gottfried Wilhelm Leibniz und Nicolaas Witsen, Berlin 1955.

Müller, Kurt; Krönert, Gisela: Leben und Werk von Gottfried Wilhelm Leibniz. Eine Chronik, Frankfurt a. Main 1969.

Müller. Winfried: Die Aufklärung, München 2002.

Mulsow, Martin: Die drei Ringe. Toleranz und klandestine Gelehrsamkeit bei Mathurin Veyssière de la Croze (1661-1739), Tübingen 2001.

Mulsow, Martin: Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der frühen Neuzeit, Hamburg 2007.

Mulsow, Martin: Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der frühen Neuzeit, Berlin 2012.

Mulsow, Martin: Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680-1720 (2 Bände), Göttingen 2018.

Perkins, Franklin: Virtue, reason and cultural exchange. Leibniz's praise of chinese morality. Pennsylvania 2002.

Perkins, Franklin: Leibniz and China. A commerce of light, Cambridge 2004.

Peters, Marion: De wijze koopman. Het wereldwijde onderzoek van Nicolaas Witsen (1641-1717), burgemeester en VOC-bewindhebber van Amsterdam, Amsterdam 2010.

Pirazzioli-t Serstevens, Michèle: China zur Zeit der Han-Dynastie. Kultur und Geschichte, Fribourg 1982.

Pocock, John: The Ancient Constitution and the Feudal Law, Cambridge 1957.

Pocock, J.G.A.: Politics, Language and Time, New York 1971.

Pocock, John: The Machiavellian Moment, Princeton 1975.

Popkin, Richard: The third Force in 17<sup>th</sup> century thought, Leiden 1992.

Pocock, John: *Barbarism and Religion*. (Vol. 1-5), Cambridge 2001-2011.

Rheinberger, Hans-Jörg: *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2007.

Robertson, John: *The Case for the Enlightenment. Scotland and Naples 1680-1760*, Cambridge 2005.

Röckerath, Peter Joseph: *Biblische Chronologie bis auf das Jahr der Geburt Jesu*, Münster 1865.

Rudolph, Kurt: *Die Mandäer*, Göttingen 1960.

Schmidt, Benjamin: *Inventing Exoticism. Geography, Globalism and Europe's Early Modern World*, Philadelphia 2015.

Schmidt-Biggemann, Wilhelm: *Philosophia perennis – Historische Umrisse abendländischer Spiritualität in Antike, Mittelalter und Früher Neuzeit*, Frankfurt a. Main 1998.

Schnapp, Alain: *Die Entdeckung der Vergangenheit – Ursprung und Abenteuer der Archäologie*, Stuttgart 2009.

Schulenburg, Sigrid von der: *Leibniz als Sprachforscher*, Frankfurt a. Main 1973.

Shapin, Steven; Schaffer, Simon: *Leviathan and the Air Pump. Hobbes, Boyle and experimental life*, Princeton 1985.

Shapin, Steven: *A Social History of Truth – Civility and Science in Seventeenth Century England*, Chicago 1994.

Skinner, Quentin: The Foundations of Modern Political Thought (Volume 1-2), Cambridge 1978.

Skinner, Quentin: Hobbes and Republican Liberty, Cambridge 2008.

Stegemann, Saskia: Patronage and Services in the Republic of Letters. The Network of Theodorus Janssonius van Almeloveen (1657-1712), Amsterdam 2005.

Steinhausen, Georg von: Geschichte des deutschen Briefes, Berlin 1889.

Strickland, Lloyd: Leibniz and the two Sophies. The philosophical correspondence, Toronto 2015.

Vermeulen, Han F: Before Boas. The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment, Lincoln 2015.

Völkel, Markus: „Pyrrhonismus historicus“ und „fides historia“ – Die Entwicklung der deutschen historischen Methodologie unter dem Gesichtspunkt der historischen Skepsis, Frankfurt 1987.

Watson, Peter: Ideen. Eine Kulturgeschichte von der Entdeckung des Feuers bis zur Moderne, Leipzig 2013.

Watson, William: China. Kunst und Kultur, Basel 1980.

Wes, Marinus: Classics in Russia (1700-1855). Between two Bronze Horsemen, Leiden 1992.

Weststijn, Thijs: *Art and Antiquity in the Netherlands and Britain. The Vernacular Arcadia of Franciscus Junius*, Leiden 2016.

Wiesehöfer, Josef: *Die „dunklen Jahrhunderte“ der Persis*, München 1994.

Zedelmaier, Helmut: *Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte des 18. Jahrhunderts*, Hamburg 2003.

Zedelmaier, Helmut: *Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung*, Tübingen 2015.

Ziegler, Hannes: *Trauen und Glauben – Vertrauen und politische Kultur des Alten Reiches im konfessionellen Zeitalter*, Affalterbach 2017.

Zwierlein, Cornel: *Imperial Unknowns. The French and British in the Mediterranean, 1650—1750*, Cambridge 2016.

## **5.4 Sammelbände**

Accorinti (Hg.): *Brill's Companion to Nonnus of Panopolis*. Leiden, 2016.

Adamowsky; Böhme; Felfe (Hgg.): *Ludi Naturae – Spiele der Natur in Kunst und Wissenschaft*, Paderborn 2010.0000

Beiderbeck; Dingel; Li (Hgg.): *Umwelt und Weltgestaltung. Leibniz' politisches Denken in seiner Zeit*, Göttingen 2015.

Beinlich (Hg.): *Magie des Wissens – Athanasius Kircher 1602-1680*, Würzburg 2002.

Broadie (Ed.): *The Cambridge Companion to the Scottish Enlightenment*, Cambridge 2006.

Cook; Rudolph; Schulte (Hgg.): *Leibniz und das Judentum*, Stuttgart 2008.

Drijvers; Sancisi-Weerdenburg (Eds.): *Through travellers' Eyes. European Travellers on the Iranian Monuments (Achaemenid History Volume 7)*, Leiden 1991.

Drijvers; de Hond; Sancisi-Weerdenburg (Eds.): *Ik hadde de nieuwsgierigheid. De reizen dor het Nabije Oosten van Cornelis de Bruijn (1652-1727)*, Leiden 2001.

Duchardt (Hg.): *Russland, der ferne Osten und die „Deutschen“*, Göttingen 2011.

Findlen (Ed.): *Athanasius Kircher. The last man who knew everything*, New York 2004.

Finster; van den Heuvel (Hgg.): *Gottfried Wilhelm Leibniz*. Hamburg 2016.

Füssel; Mulsow (Hgg.): *Gelehrtenrepublik (Aufklärung, Band 26)*, Hamburg 2015.

Gantet; Schock (Hgg.): *Zeitschriften, Journalismus und gelehrte Kommunikation im 18. Jahrhundert (Festschrift für Thomas Habel)*, Bremen 2014.

Gädeke (Hg.): *Leibniz als Sammler und Herausgeber historischer Quellen*, Wiesbaden 2012.

Grunert; Hambrock; Kühnel (Hgg.): *Christian Thomasius Briefwechsel. Historisch-kritische Edition (Band 1 1679-1692)*, Berlin 2017.

Gumbrecht; Reichart; Schleich (Hgg.): Sozialgeschichte der Aufklärung in Frankreich. 12 Originalbeiträge, München 1981.

Hamilton; van den Boogert; Westerweel (Eds.): The Republic of Letters and the Levant, Leiden 2005.

Heinekamp; Schupp (Hgg.): Leibniz' Logik und Metaphysik, Darmstadt 1988.

Herbst; Kratochwil (Hgg.): Kommunikation in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. Main, 2009.

Hutton; Hedley (Eds.): Platonism at the Origins of Modernity. Studies on Platonism and Early Modern Philosophy, Dordrecht 2008.

Jorink; van Miert (Eds.): Isaac Vossius (1618-1689) between science and scholarship, Leiden 2012.

Keel; Küchler (Hgg.): Herders großer Bibelatlas, Freiburg 1989

Kempe (Hg.): 1716. Leibniz' letztes Lebensjahr. Unbekanntes zu einem bekannten Universalgelehrten, Hannover 2016.

Kockel; Sölch (Hgg.): Francesco Bianchini (1662-1729) und die europäische gelehrte Welt um 1700, Berlin 2005.

Li (Hg.): Komma und Kathedrale. Tradition, Bedeutung und Herausforderung der Leibniz-Edition. München 2012.



Li (Hg.): Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen. Beiträge zu Leibniz' Sprachforschung und Zeichentheorie, Stuttgart 2014.

Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016

Li (Hg.): „Für unser Glück oder das Glück anderer“. Vorträge des X. Internationalen Leibniz-Kongresses (6 Bände), Hildesheim 2016.

Loewe; Shaugnessy (Eds.): The Cambridge History of ancient China – from the Origins of Civilization to 221 B.C. Cambridge 1999.

Miller (Ed.): Momigliano and Antiquarianism – Foundations of the Modern Cultural Sciences, Toronto 2007.

Miller (Ed.): Antiquarianism and intellectual life in Europe and China, 1500-1800, Michigan 2012.

Mulsow; Zedelmaier (Hgg.): Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit, Tübingen 2001.

Mulsow (Hg.): Das Ende des Hermetismus. Historische Kritik und neue Naturphilosophie in der Spätrenaissance. Dokumentation und Analyse der Debatte um die Datierung der hermetischen Schriften, Tübingen 2002.

Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a. Main 2005

Mulsow; Rohls (Eds.): Socinianism and Arminianism. Antitrinitarians, Calvinists and Cultural Exchange in Seventeenth-Century Europe, Leiden 2005.

Mulsow; Assmann (Hgg.): *Sintflut und Gedächtnis. Erinnern und Vergessen des Ursprungs*, München 2006.

Neugebauer-Wölk; Meumann (Hgg): *Die Aufklärung im Bezugfeld neuzeitlicher Esoterik (Ergebnisse der DFG-Forschergruppe am IZEA der Universität Halle-Wittenberg)*, Halle 2013.

Pomata; Siraisi (Eds.): *Historia. Empiricism and Erudition in Early Modern Europe*, Harvard 2005.

Sancisi-Weerdenburg (Ed.): *Cornelis de Bruijn. Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia*, Amsterdam 1998.

Stuber; Hächler; Lienhardt (Hgg.): *Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung (Studia Halleriana IX)*, Basel 2005.

Tully (Ed.): *Meaning and Context. Quentin Skinner and his Critics*, Cambridge 1988.

Twitchett; Loewe (Eds.): *The Cambridge History of China (Vol.1 The Ch'in and Han Empires 221 B.C – A.D. 220)*, Cambridge 1986.

Van Miert (Ed.): *Communicating Observations in Early Modern Letters (1500-1675) (Warburg Institute Colloquia 23)*, London 2013.

Hotson; Wallnig (Eds.): *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age*, Göttingen 2019.

Widmeier (Hg.): *Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China*.

Hamburg 2006.

## 5.5 Beiträge aus Sammelbänden und Zeitschriftenartikel

Babin, Malte Ludolf: Sprachwissenschaft: De originibus gentium in: Babin; Van den Heuvel (Hgg.): Leibniz – Schriften und Briefe zur Geschichte, Hannover 2004.

Babin, Malte Ludolf: Armenisch, Albanisch, Hokkien. Zum sprachwissenschaftlichen Teil von Leibniz' Korrespondenz mit Mathurin Veyssière de la Croze (1704-1716) in: Li (Hg.): Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen. Beiträge zu Leibniz' Sprachforschung und Zeichentheorie, Stuttgart 2014.

Chen, Bianca: Digging for Antiquities with Diplomats. Gisbert Cuper (1644-1716) and his social capital in: in: Republics of Letters 1,1 (2008):

<https://arcade.stanford.edu/rofl/sketch-map-lost-continent-republic-letters>

Cook, Daniel J: Leibniz and the Hebrew Bible – Hebraism and Rationalism in: Cook; Rudolph; Schulte (Hgg.): Leibniz und das Judentum, Stuttgart 2008.

Dahlmann, Dittmar: Das Moskauer Reich und China. Die russischen Beziehungen zum „Reich unter dem Himmel“ vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in: Duchardt (Hg.): Russland, der ferne Osten und die „Deutschen“, Göttingen 2011.

Daniel, Ute: How bourgeois was the public sphere of the Eighteenth Century or: Why it is important to historicize *Strukturwandel der Öffentlichkeit* in: Das achtzehnte Jahrhundert, Band 26 (2002).

Daston, Lorraine: The Ideal and Reality of the Republic of Letters in the Enlightenment in: Science in Context 4,2 (1991)

Di Cosmo, Nicola: The Northern Frontier in preimperial China in: Loewe; Shaughnessy (Eds.): The Cambridge History of ancient China – from the Origins of Civilization to 221 B.C. Cambridge 1999.

Droixhe, Daniel: Les conceptions de changement et de la parenté des langues européennes aux XVIIe et XVIIIe siècles in: Burkhart; Steger; Wiegand (Hgg.): Geschichte der Sprachwissenschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 18.1), Berlin, 2000.

Dutz, Klaus: „Lingua Adamica nobis certe ignota est“ – Die Sprachursprungsdebatte und Gottfried Wilhelm Leibniz in: Gessinger et al. (Hgg.): Theorien und Ursprung der Sprache (Vol.1), Berlin 1989.

Falkenhausen, Lothar: Notes on the History of the „Silk Routes“. From the Rise of the Xiongnu to the Mongol Conquest (250 BC-783 AD) in: Mair (Ed.): Secrets of the Silk Road, Anaheim 2010.

Finkelstein, Israel; Sass, Benjamin: The West Semitic Alphabetic Inscriptions. Late Bronze II to Iron IIA. Archeological Context, Distribution and Chronology in: Hebrew Bible and Ancient Israel 2, (2013).

Freist, Dagmar: Öffentlichkeit und Herrschaftslegitimation in der Frühen Neuzeit. Deutschland und England im Vergleich in: Freist; Asch (Hgg.): Staatsbildung als kultureller Prozess. Strukturwandel und Legitimation von Herrschaft, Köln 2005.

Fumaroli, Marc: The Republic of Letters in: Diogenes 143 (1988).

Gädeke, Nora: Leibniz lässt sich informieren. Asymmetrien in seinen Korrespondenzbeziehungen in: Herbst; Kratochwil (Hgg.): Kommunikation in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a. Main, 2009.

Gädeke, Nora: Im Vorfeld des spanischen Erbfolgekrieges. Leibniz bringt seine Kollektaneen zum Einsatz in: Wallnig, Stockinger, Peper, Fiska (Hgg.): Europäische Geschichtskulturen um 1700 zwischen Gelehrsamkeit, Politik und Konfession, Berlin 2012.

Gädeke, Nora: Leibniz' Korrespondenz im letzten Lebensjahr. Gerber reconsidered in: Kempe (Hg.): 1716. Leibniz' letztes Lebensjahr. Unbekanntes zu einem bekannten Universalgelehrten, Hannover 2016.

Goldenbaum, Ursula: Eine frühe Rezeption von Leibniz' Dynamik oder was wir von der Korrespondenz zwischen Louis Bourguet und Jacob Hermann lernen können in: Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016.

Haskell, Francis. The Early Numismatists in: Haskell (Ed.): History and its Images – Art and the Interpretation of the Past, New Haven 1993.

Grafton, Anthony: Kirchers Chronology in: Findlen (Ed.): Athanasius Kircher – The last man who knew everything, New York 2004. pp.173-191.

Grafton, Anthony: A sketch map of a lost Continent. The Republic of Letters in: Republics of Letters 1,1 (2008), <https://arcade.stanford.edu/rofl/sketch-map-lost-continent-republic-letters>

Haarmann, Harald: Vom Felsbild zum Schriftzeichen in: Seipel (Hg.): Der Turmbau zu Babel. Ursprung und Vielfalt von Sprache und Schrift. Band IIIa: Schrift, Graz 2003.

Hayden. Judy: Cornelis de Bruyn. Painter, Traveler, Curiosity Collector, Spy? in: Matar; Hayden (Eds.): Through the Eyes of the Beholder. The Holy Land 1517-1713, Leiden 2013.

Heinekamp, Albert: *Ars Characteristica und natürliche Sprache bei Leibniz* in: *Tijdschrift voor Filosofie* 34,3 (1972).

Henrich, Dieter: *Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. Motiv – Ergebnis – Probleme – Perspektiven – Begriffsbildung* in: Mulsow; Stamm (Hgg.): *Konstellationsforschung*, Frankfurt a. Main 2005.

Jaumann, Herbert: *Res publica litteraria. Partei mit einem Programm der Parteilosigkeit. Gegen das anachronistische Mißverständnis eines mehrdeutigen Konzepts der Frühen Neuzeit* in: Füssel; Mulsow (Hgg.): *Gelehrtenrepublik (Aufklärung, Band 26)*, Hamburg 2015.

Jost, Erdmut: *Eintrittskarte ins Netzwerk. Prolog zu einer Erforschung des Empfehlungsbriefes* in: Jost, Erdmut (Hg): *Briefwechsel. Zur Netzwerkbildung in der Aufklärung (IZEA – Kleine Schriften 4/2012)*, Halle 2012.

Jurriaans-Helle, Geralda: *Cornelis de Bruijn – traveller and painter* in: Sancisi-Weerdenburg (Ed.): *Cornelis de Bruijn – Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia*, Amsterdam 1998.

Kempe, Michael: *Gelehrte Korrespondenzen. Frühneuzeitliche Wissenschaftskultur im Medium postalischer Kommunikation* in: Crivellari u.A. (Hgg.): *Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive*, Konstanz 2004.

Kühn, Sebastian: *Dissimulatio als gelehrte Praxis? Politik sozialer Beziehungen in gelehrten Netzwerken* in: Li; Noreik (Hgg.): *G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage*, Köln 2016.

Latour, Bruno: *Circulating Reference. Sampling the Soil in the Amazon Forest* in: Latour (Ed.): *Pandora's Hope. Essays on the Reality of Science Studies*, Harvard 1999.

Li, Wenchao: Leibniz, der Chronologiestreit und die Juden in China in: Cook; Rudolph; Schulte (Hgg.): Leibniz und das Judentum, Stuttgart 2008.

Luckscheiter, Stefan: Leibniz' Diskussion mit Baudelot über den Pariser Nautenpfeiler oder: Wie weit trägt die Sprache als Quelle der Geschichtsschreibung? in: Li (Hg.): „Für unser Glück oder das Glück anderer“. Vorträge des X. Internationalen Leibniz-Kongresses (6 Bände), Hildesheim 2016.

Mauelshagen, Franz: Netzwerke des Vertrauens. Gelehrtenkorrespondenzen und wissenschaftlicher Austausch in der frühen Neuzeit in: Frevert (Hg.). Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003.

Miller, Peter: The „Antiquarianization“ of Biblical Scholarship and the London Polyglot Bible in: Journal of the History of Ideas 62,3 (2001).

Miller, Peter: An Antiquary between Philology and History: Peiresc and the Samaritans in: Miller (Ed.): Antiquarianism and intellectual life in Europe and China, 1500-1800, Michigan 2012.

Momigliano, Arnaldo: Ancient History and the Antiquarian in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes, Vol. 13, No. ¾ (1950), pp. 285-315.

Mulsow, Martin: John Seldens *De Diis Syriis* – Idolatriekritik und vergleichende Religionsgeschichte im 17. Jahrhundert in: Archiv für Religionsgeschichte 3 (2001).

Mulsow, Martin: Zum Methodenprofil der Konstellationsforschung in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung. Frankfurt a. Main 2005.

Mulsow, Martin: Metaphysikentwürfe im Comenius-Kreis 1640-1650. Eine Konstellationsskizze in: Mulsow; Stamm (Hgg.): Konstellationsforschung, Frankfurt a.

Main 2005.

Mulsow, Martin: Vor Adam – Ideengeschichte jenseits der Eurozentrik in: Zeitschrift für Ideengeschichte IX/1 (2015).

Mulsow, Martin: Hausenblasen. Kopierpraktiken und die Herstellung numismatischen Wissens um 1700 in: Mulsow; Cremer (Hgg.): Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung, Köln 2017.

Mulsow, Martin: Leibniz-Konstellationen – Eine Debatte von 1711-1713 über frühe chinesische Schriftzeichen in: Fulda; Stekeler-Weithofer (Hgg.): Theatrum naturae et artium. Leibniz und die Schauplätze der Aufklärung (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse).

Peters, Marion: Nicolaes Witsen und Gijsbert Cuper. Two Seventeenth Century Dutch Burgomasters and their Gordian Knot in: LIAS: Sources and Documents relating to the early History of Ideas 16 (1989).

Pfisterer, Ulrich: Sinneswissen in: Peter; Weisser (Hgg.): Translatio Nummorum. Römische Kaiser in der Renaissance (Akten des internationales Symposiums Berlin 16.-18. November 2011), Berlin 2011.

Pocock, John: Conservative Enlightenment and Democratic Revolutions: The American and French Cases in British Perspective in: Government and Opposition, Vol. 24, (1), 1989.

Poole, William: Heterodoxy and Sinology. Isaac Vossius, Robert Hooke and the Early Royal Society's use of sinology in: Mortimer; Robertson (Eds.): The intellectual consequences of Religious Orthodoxy.

Regazzoni, Lisa: Als die groben Steine keltisch sprachen. Die Megalithen als Quellen



altgallischer Geschichte im Frankreich des 18. Jahrhunderts in: Francia (2015).

Robertson, John: Europe's Enlightenment in: Hamish, Scott (Ed.): The Oxford Handbook of Early Modern European History (2 Volumes), Oxford 2015.

Roling, Bernd: Der Wal als Schauobjekt. Thomas Bartolin (1616-1680), die dänische Nation und das Ende der Einhörner in: Enenkel; Smith (Eds.): Zoology in Early Modern Culture. Intersections of Science, Theology, Philology and Religious Education, Leiden 2014.

Roll, Christine: Russland, Sibirien und der „ferne Osten“ in der russischen Kartographie der frühen Neuzeit und der Beitrag deutscher Wissenschaftler in: Duchardt (Hg.): Russland, der ferne Osten und die „Deutschen“, Göttingen 2009.

Roll, Christine: Barbaren? Tabula Rasa? Wie Leibniz sein neues Wissen über Russland auf den Begriff brachte. Eine Studie über die Bedeutung der Vernetzung gelehrter Korrespondenzen für die Ermöglichung aufgeklärter Diskurse in: Beiderbeck; Dingel; Li (Hg.): Umwelt und Weltgestaltung. Leibniz' politisches Denken in seiner Zeit, Göttingen 2015.

Sancisi-Weerdenburg, Heleen: „Tchehelminar oftewel Persepolis“ and the critics in: Sancisi-Weerdenburg (Ed.): Cornelis de Bruijn. Voyages from Rome to Jerusalem and from Moscow to Batavia, Amsterdam 1998.

Sawilla, Jan Marco: Vom Ding zum Denkmal in: Wallnig; Stockinger; Peper; Fiska (Hgg.): Europäische Geschichtskulturen um 1700 zwischen Gelehrsamkeit, Politik und Konfession, Berlin 2012.

Schunka, Alexander: Im Dienst des internationalen Protestantismus. Der Berliner Hofprediger Daniel Ernst Jablonski (1660-1741) in: Meinhardt; Gleixner et al. (Hgg.): Religion macht Politik. Hofgeistlichkeit im Europa der frühen Neuzeit, Wiesbaden 2014.

Simons, Olaf: Von der Res Publica Litteraria zum Literaturstaat? – Überlegungen zur Konstitution des Literarischen in: Füssel; Mulsow (Hgg.): Gelehrtenrepublik (Aufklärung, Band 26), Hamburg 2015.

Skinner, Quentin: Meaning and Understanding in the History of Ideas in: History and Theory Vol. 8, No.1 (1969).

Touber, Jetze: Religious Interest and Scholarly Exchange in the Early Enlightenment Republic of Letters in: Rivista di Storia della Chiesa in Italia 2 (2014).

Trevor-Roper, Hugh: Die Aufklärung und ihre religiösen Ursachen in: Trevor-Roper (Ed.): Religion, Reformation und sozialer Umbruch. Die Krisis des 17. Jahrhunderts (deutsche Übersetzung von Michael Erbe), Frankfurt a. Main, 1970.

Van den Heuvel, Gerd: „Emeritus“ oder „tout a fait inutile“. Leibniz' Verhältnis zum britisch-hannoverschen Hof in seinen letzten beiden Lebensjahren in: Kempe (Hg.): 1716. Leibniz' letztes Lebensjahr. Unbekanntes zu einem bekannten Universalgelehrten, Hannover 2016.

Van Haal, Ton: Leibniz, das Vaterunser und die Sprachenvielfalt in: Grötschel; Knobloch; Schiffers; Woisnitza; Ziegler (Hgg.): Vision als Aufgabe – Das Leibniz-Universum im 21. Jahrhundert, Berlin 2016. S. 255-264.

Van Noord, Willemijn; Weststeijn, Thees: The Global Trajectory of Nicolaas Witsen's Chinese Mirror in: The Rijksmuseum Bulletin 63, 4 (2016).

Waldhoff, Stefan: Leibniz und der Plausibilitätsverlust der biblischen Völkergenealogie in: Cook; Rudolph; Schulte (Hgg.): Leibniz und das Judentum, Stuttgart 2008.

Waldhoff, Stefan: Medaillen, Sigilla und andere Monumenta. Leibniz als Sammler und Interpret von Sach- und Bildquellen in: Gädeke (Hg.): Leibniz als Sammler und Herausgeber historischer Quellen, Wiesbaden 2012.

Waldhoff, Stephan: Leibniz' sprachwissenschaftliche und polyhistorisch-antiquarische Forschungen im Rahmen seines *opus historicum* mit einem Blick auf die *Collectanea Etymologica* in: Li (Hg.): Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen. Beiträge zu Leibniz' Sprachforschung und Zeichentheorie, Stuttgart 2014.

Waldhoff, Stefan: „Auff ein absonderlich Blatt Papier“. Eine bürokratische Technik zur Begrenzung von Öffentlichkeit in Leibnizens Briefwechsel in: Li; Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage, Köln 2016.

Wallnig, Thomas: Amicus, Patronus und TEI. Überlegungen zum Modellieren von Beziehungen anhand von Grußformeln in Gelehrtenbriefen in: Li (Hg.): „Für unser Glück oder das Glück anderer“. Vorträge des X. Internationalen Leibniz-Kongresses (6 Bände), Hildesheim 2016.

Widmeier, Rita: Zur Frage der Juden in der Korrespondenz von G.W. Leibniz in: Malek (Ed): From Kaifeng to Shanghai. Jews in China, Nettetal 2000.

Widmeier, Rita: Einleitung. Leibniz und China in: Widmeier (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz – Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China. Hamburg 2006.

Wiesehöfer, Josef: Engelbert Kämpfer und die achämenidischen Stätten von Nakhsh-e Rostam und Persepolis in: Drijvers; Sancisi-Weerdenburg (Eds.): Through travellers' Eyes. European Travellers on the Iranian Monuments (Achaemenid History Volume 7), Leiden 1991.

Wood, Christopher S: Notation of visual information in the earliest archaeological scholarship in: Word and Image. A journal of verbal/visual enquiry, 17, 1-2 (2001).

Zedelmaier, Helmut: Der Ursprung der Schrift als Problem der Frühen Neuzeit: Die These schriftloser Überlieferung bei Johann Heinrich Ursinus in: Häfner (Hg.): *Philologie und Erkenntnis. Beiträge zu Begriff und Problem frühneuzeitlicher „Philologie“*, Tübingen 2001.

## **5.6 Vorträge, Lexikoneinträge und Webseiten**

Mulsow, Martin: Ludolf und die Gelehrtenrepublik an Hand seines Stammbuchs. in: *Ludolf und Wansleben – Orientalistik, Politik und Geschichte zwischen Gotha und Afrika 1650-1700* (Internationale Konferenz am Forschungszentrum Gotha vom 11. bis 13. Mai 2015).

Touber, Jetze: Lay Theology and Clerical Reaction: Temple Scholarship in the Dutch Reformed Church 1650-1720, in: *Divine Wisdom and worldly Knowledge. Scholarly Culture and Religious Reform in the 17<sup>th</sup> century* (Internationale Tagung am Forschungszentrum Gotha 5.-6. Dezember 2016).

Waldhoff, Stephan: Leibniz' Korrespondenz im Kontext seiner Arbeit am *Opus Historicum* in: *Subnetworks in Leibniz's Correspondence and Intellectual Network* (Internationale Tagung der Herzog-August Bibliothek Wolfenbüttel, 15.-17.03.2017)

Winnerling, Tobias: Cfp: Fakten verknüpfen, Erkenntnisse schaffen? Historische Netzwerkforschung in Wissens- und Wissenschaftsgeschichte (Internationale Tagung an der Heinrich-Heine Universität Düsseldorf, 28.-30. April 2016).

Anton, Hans Hubert; Dobesch, Gerhard; Zimmer, Stefan: Treverer in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (RGA)*, Bd. 31 (2. Aufl.). Berlin 2006.

Eggers, Martin; Ion, Ionitǎ. Sarmaten in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*

(RGA), (Band 26), Berlin 2005

Ritter, Georg: Consensus Omnium, Consensus Gentium in: Ritter (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie (Band 1 A-C), Basel 1971.

Sancisi-Weerdenburg; Kuhrt: *Arsakes I* in: Cancik, Hubert; Schneider, Helmuth; Landfester, Manfred (Eds.) New Pauly Online:  
<http://referenceworks.brillonline.com/pauly.amedia1.bsb-muenchen.de>

Sommer, Michael: Palmyra in: Reallexikon für Antike und Christentum 26 (2015).

Wissowa, Georg: Kadmos in: Wissowa, Georg; Kroll, Wilhelm (Hg.): Paulys Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft (Bd. 20), Stuttgart 1919.

<http://www.leibnizcentral.de>

<https://leibniz.uni-goettingen.de>

<https://www.saw-leipzig.de/de/projekte/edition-des-briefwechsels-von-johann-christoph-gottsched>

<http://emlo.bodleian.ox.ac.uk>

<http://republicofletters.stanford.edu>

<http://ckcc.huygens.knaw.nl/epistolarium>

<http://resources.huygens.knaw.nl/witsen>

## 5.7 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Konstellation zum Themenkomplex 1.....	43
Abbildung 2: Tabelle aller bekannten Sprachen aus Edward Bernards <i>Orbis Eruditi a caractere Samaritico deducta hunc in modum favente deo</i> .....	47
Abbildung 3: Gesamtansicht Persepolis aus de Bruijns <i>Reizen over Moszkovie</i> von 1711, eine der vier Gesamtansichten der Ruinenstadt.....	68
Abbildung 4: Teilansicht Persepolis aus de Bruijns <i>Reizen over Moszkovie</i> von 1711.....	69
Abbildung 5: Keilförmige Schriftzeichen aus de Bruijns <i>Reizen over Moszkovie</i> von 1711.....	70
Abbildung 6: Gesamtansicht der Ruinen von Persepolis in Kämpfers <i>Amoenitates Exoticae</i> von 1712.....	71
Abbildung 7: Relief aus Palmyra mit den Gottheiten Aglibolus und Malachbelus aus <i>Spons Miscellanea erudita antiquitatis</i> , Paris 1685.....	76
Abbildung 8: Abschrift des griechischen Teils der Inschrift aus Persepolis (Naksh-i-Rustam) aus dem Brief von Cuper an Rhenferd vom 15. Mai 1709.....	81
Abbildung 9: Abschrift der Inschrift aus Palmyra in verschiedenen Buchstaben aus dem Brief von Rhenferd an Cuper, zwischen Mai und Juni 1709.....	85
Abbildung 10: Abdruck der Inschrift aus Palmyra in griechischen und palmyrenischen Schriftzeichen aus dem Brief von Rhenferd an Cuper, zwischen Mai und Juni 1709.....	86
Abbildung 11: Inschrift in palmyrenisch – aramäischen und griechischen Schriftzeichen aus Naksh-i-Rustam, Samuel Flowers Reisebericht, 1693.....	89
Abbildung 12: Abzeichnung der Inschrift aus Persepolis in keilförmigen Buchstaben aus dem Brief von de Bruijn an Cuper, 14. Juni 1709.....	90
Abbildung 13: Griechischer Teil der Inschrift aus Naksh-i-Rustam aus dem Brief von Cuper an La Croze, 9. Juli 1709.....	93
Abbildung 14: Relief aus Naksh-i-Rustam, Kupferstich aus de Bruijn's <i>Reizen over Moszkovie</i> , 1711.....	94
Abbildung 15: Ansicht von den Gräbern in Naksh-i-Rustam aus de Bruijns <i>Reizen over Moszkovie</i> , 1711.....	98
Abbildung 16: Zitat aus Lukans <i>De bello civili</i> , abgedruckt im Brief von Cuper an La Croze, 12. November 1710.....	107
Abbildung 17: Konstellation zum Themenkomplex 2.....	112
Abbildung 18: Chinesisches Yi-Jing Hexagramm.....	117
Abbildung 19: Sphingen oder Ungeheuer mit Menschenköpfen aus einem sibirischen Grab aus dem Brief von Cuper an Leibniz vom 10. September 1704.....	126
Abbildung 20: Witsens chinesischer Spiegel aus einem sibirischen Grab, Abdruck eines Kupferstichs.....	128
Abbildung 21: Erklärung der Inschrift auf dem chinesischen Spiegel aus Witsens <i>Noord een Oost Tartarye</i> von 1705.....	131
Abbildung 22: Altchinesisches Schriftzeichen auf dem Spiegel, das von der Konstellation als Ti'an interpretiert wurde.....	142
Abbildung 23: Altchinesische und moderne Schriftzeichen aus dem Brief von La Croze an Cuper vom 9. Februar 1709.....	152
Abbildung 24: Witsens Russlandkarte von 1687.....	158

Abbildung 25: Von Cuper aufnotiertes, skythisches Vokabular aus dem Brief an Leibniz, 12. November 1709.....	169
Abbildung 26: von Cuper aufnotiertes Material, entnommen aus Hesychios, aus dem Brief an Leibniz, 12. November 1709.....	169

## **Ehrenwörtliche Erklärung**

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass die vorliegende Arbeit ohne unzulässige Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe; die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht. Bei der Auswahl und Auswertung des Materials sowie bei der Herstellung des Manuskripts habe ich Unterstützungsleistung von folgenden Personen erhalten:

1. Prof. Dr. Martin Mulsow
2. Dr. Nora Gädeke
3. Dr. Dirk Jansen
4. Dr. Asaph Ben-Tov

Weitere Personen waren an der geistigen Herstellung der vorliegenden Arbeit nicht beteiligt. Insbesondere habe ich nicht die Hilfe einer Promotionsberaterin bzw. eines Promotionsberaters in Anspruch genommen. Dritte haben von mir weder unmittelbar noch mittelbar geldwerte Leistungen für Arbeiten erhalten, die im Zusammenhang mit dem Inhalt der vorgelegten Dissertation stehen.

Die Arbeit wurde bisher weder im Inland noch im Ausland in gleicher oder ähnlicher Form einer anderen Prüfungsbehörde als Dissertation vorgelegt.

---

Robert Ferdinand Heindl



**Erklärung zu Ermittlungs- und Strafverfahren**

Sehr geehrte Damen und Herren,

hiermit erkläre ich, Robert Heindl, geboren am 01.10.1982 in Bad Aibling, dass momentan keine Ermittlungs- oder Strafverfahren wegen eines Verbrechens oder eines vorsätzlichen Vorgehens gegen mich anhängig sind und dass ich auch nicht wegen einer solchen Tat rechtskräftig verurteilt bin.

---

München im Juli 2018, Robert Ferdinand Heindl